Almanach der Psychoanalyse

1931

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1931

Almanach
der
Psychoanalyse
1931

Herausgegeben von

A. J. Storfer

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien



Druck der Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

INHALTSVERZEICHNIS

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

PORTRÄTBEILAGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1931

	JANUAR					FEBRUAR					MÄRZ						APRIL					
Mo		5	12	19	26		2	9	16	23		2	9	16	23	30		6	13	20	27	Mo
Di		6	13	20	27		3	10	17	24		3	10	17	24	31		7	14	21	28	Di
Mi		7	14	21	28		4	11	18	25		4	11	18	25		1	8	15	22	29	Mi
Do	1	8	15	22	29		5	12	19	26		5	12	19	26		2	9	16	23	30	Do
Fr	2	9	16	23	30		6	13	20	27		6	13	20	27		3	10	17	24		Fr
Sa	3	10	17	24	31		7	14	21	28		7	14	21	28		4	11	18	25		Sa
So	4	11	18	25		1	8	15	22		1	8	15	22	29		5	12	19	26		So

	MAI					JUNI					JULI					AUGUST						
Mo		4	11	18	25	1	8	15	22	29		6	13	20	27		3	10	17	24	31	Mo
Di		5	12	19	26	2	9	16	23	30		7	14	21	28		4	11	18	25		Di
Mi		6	13	20	27	3	10	17	24		1	8	15	22	29		5	12	19	26		Mi
Do		7	14	21	28	4	11	18	25		2	9	16	23	30		6	13	20	27		Do
Fr	1	8	15	22	29	5	12	19	26		3	10	17	24	31		7	14	21	28		Fr
Sa	2	9	16	23	30	6	13	20	27		4	11	18	25		1	8	15	22	29		Sa
So	3	10	17	24	31	7	14	21	28		5	12	19	26		2	9	16	23	30		So

	SEPTEMBER					OKTOBER					NOVEMBER						DEZEMBER					
Mo		7	14	21	28		5	12	19	26		2	9	16	23	30		7	14	21	28	Mo
Di	1	8	15	22	29		6	13	20	27		3	10	17	24		1	8	15	22	29	Di
Mi	2	9	16	23	30		7	14	21	28		4	11	18	25		2	9	16	23	30	Mi
Do	3	10	17	24		1	8	15	22	29		5	12	19	26		3	10	17	24	31	Do
Fr	4	11	18	25		2	9	16	23	30		6	13	20	27		4	11	18	25		Fr
Sa	5	12	19	26		3	10	17	24	31		7	14	21	28		5	12	19	26		Sa
So	6	13	20	27		4	11	18	25		1	8	15	22	29		6	13	20	27		So

Ostersonntag, 5. April

Pfingstsonntag, 24. Mai

Bildnis Sigmund Freuds*

Von

Stefan Zweig

*„Aufrichtigkeit ist die
Quelle aller Genialität".*
B o e r n e.

Die strenge Tür eines Wiener Miethauses verschließt seit einem halben Jahrhundert Sigmund Freuds Privatleben: beinahe wäre man versucht zu sagen, er habe überhaupt keines gehabt, so bescheiden hintergründig verläuft seine Existenz. Eine beinahe vollkommene Unsichtbarkeit der öffentlichen Erscheinung, ein beinahe philiströs regelmäßiger Daseinsgang ohne scharfe Veränderungen und ohne Verwandlungen (die steilen Kurven liegen innen auf der geistigen Fläche), niemals eine Lebensäußerung, die Anlaß zum Aufhorchen oder zu einer Anekdote gibt. Siebzig Jahre in der gleichen Stadt, mehr als vierzig Jahre im gleichen Hause. Dort wieder die Ordination im selben Raume, die Lektüre auf demselben Sessel, die literarische Arbeit vor demselben Schreibtisch. Pater familias von sechs Kindern, persönlich völlig bedürfnislos, ohne andere Passionen als die des Berufs und der Berufung. Kein Gran

*) Aus einer umfangreichen Studie über S i g m u n d F r e u d, die gleichzeitig mit einer über M e s m e r und M a r y B a k e r-E d d y unter dem Titel „D i e H e i l u n g d u r c h d e n G e i s t" im Insel-Verlag im Frühjahr 1931 erscheinen wird. — Ein anderes Bruchstück aus Stefan Zweigs großer Freud-Studie gelangt (unter dem Titel „Sigmund Freud und die Situation der Jahrhundertwende") in der Zweimonatschrift „Die psychoanalytische Bewegung" (im 1. Heft des Jahrgangs 1931) zum Vorabdruck.

seiner gleichzeitig sparsamen und verschwenderisch ausgewerteten Zeit jemals vertan an eitle Repräsentation, an Ämter und Würden, niemals ein agitatorisches Vortreten des schöpferischen Menschen vor das geschaffene Werk: bei diesem Manne unterwirft sich der Lebensrhythmus völlig und einzig dem pausenlosen, gleichmäßig und geduldig strömenden Rhythmus der Arbeit. Jede Woche der tausend und abertausend seiner fünfundsiebzig Jahre umschreibt den gleichen runden Kreis geschlossener Tätigkeit, jeder Tag verläuft zwillingshaft ähnlich dem andern: in seiner akademischen Zeit einmal in der Woche Vorlesung in der Universität, immer einmal am Mittwoch abends nach sokratischer Methode ein geistiges Symposion in der Runde der Schüler, einmal am Samstag nachmittag eine Kartenpartie — sonst immer von morgens bis abends oder vielmehr bis spät in die Mitternacht, jede Minute bis zur letzten Sekunde ausgenützt für den fugenlos ineinanderpassenden Ablauf von Analyse, Behandlung, Studium, Lektüre und gelehrter Gestaltung. Dieser unerbittliche Arbeitskalender kennt kein leeres Blatt, der weitgespannte Tag Freuds innerhalb eines halben Jahrhunderts keine ungeistig verbrachte Stunde. Ständiges Tätigsein ist diesem immer motorischen Hirn so selbstverständlich, wie dem Herzen der blutumschaltende Schlag; Arbeit erscheint bei ihm nicht als willensunterworfenes Tun, sondern durchaus als natürliche, als ständige und strömende Funktion. Eben aber diese Pausenlosigkeit der Wachheit und Wachsamkeit ist zugleich das Erstaunlichste seiner geistigen Erscheinung: hier wird Normalität zum Phänomen. Seit vierzig Jahren nimmt Freud täglich acht, neun, zehn, manchmal sogar elf Analysen vor, das will sagen: neun-, zehn-, elfmal konzentriert er je eine ganze Stunde lang sich mit äußerster,

mit einer beinahe bebenden Spannung in einen Fremden hinein, behorcht und wägt jedes Wort, während gleichzeitig sein nie versagendes Gedächtnis die Aussage dieser Psychoanalyse mit jener aller früheren Sitzungen vergleicht. Er lebt also ganz innen in dieser fremden Persönlichkeit, während er sie gleichzeitig von außen seelendiagnostisch betrachtet. Und mit einem Ruck muß er sich sofort am Ende der Stunde aus diesem einen in einen andern Menschen, den nächsten Patienten, umschalten und mit der gleichen Zusammengefaßtheit, und eine andere Schicht des Gedächtnisses aufschließend, auf einen gänzlich andersartigen Fall, achtmal, neunmal in einem Tag umstellen, hundert und aberhundert Schicksale also ohne Notizen und Erinnerungshilfen in sich gesondert bewahrend und bis in die feinsten Verästelungen überschauend. Eine so ständig sich umschaltende Arbeitskontinuität erfordert eine geistige Wachheit, eine seelische Bereitschaft und Nervenspannung, der ein anderer nach zwei oder drei Stunden nicht mehr gewachsen wäre. Aber die erstaunliche Vitalität Freuds, diese seine Überkraft innerhalb der geistigen Kraft kennt kein Erschlaffen und Ermüden. Ist spät abends die analytische Tätigkeit, der Neun- oder Zehnstundendienst am Menschen beendet, dann erst beginnt seine eigene schöpferische Arbeit, die denkerische Ausgestaltung der Resultate, jene Arbeit also, welche die Welt als seine einzige oder eigentliche vermeint. Und all diese riesenhafte, diese pausenlose, an tausenden Menschen praktisch wirkende und zu Millionen Menschen fortwirkende Leistung geschieht ein halbes Jahrhundert lang ohne Helfer, ohne Sekretär, ohne Assistenten; jeder Brief ist mit der eigenen Hand geschrieben, jede Untersuchung allein zu Ende geführt, jedes Werk allein zur Form gestaltet. Nur diese grandiose Kontinuität der schöpferischen Kraft verrät

hinter der banalen Außenfläche seines Daseins die wahrhafte Dämonie. Erst aus der Sphäre des Geschaffenen enthüllt sich dieses anscheinend normalen Lebens Einmaligkeit und Unvergleichlichkeit.

Ein solches nie versagendes, innerhalb von Jahrzehnten nie aussetzendes und abweichendes Präzisionsinstrument der Arbeit ist nur denkbar bei vollendetstem stofflichen Material. Wie bei Händel, bei Rubens und Balzac, den gleichfalls strömend Schaffenden, stammt bei Freud das geistige Übermaß aus einem vollkommenen Gleichgewicht des Körpers, aus einer urgesunden Natur. Dieser große Arzt war bis zu seinem achtundsechzigsten Jahre niemals ernstlich krank, dieser feinste Beobachter des Nervenspiels niemals nervös, dieser hellsichtige Durchforscher aller Seelenabnormitäten, dieser vielverschrieene Sexualist in allen seinen persönlichen Lebensäußerungen ein Leben lang unheimlich einlinig und gesund. Auch sein psycho-physischer Habitus stellt wie seine Lebensform äußerlich einen Schulfall der Normalität dar, und nichts von den Krisen, Verstrickungen, Stauungen und Hemmungen der Menschenseele, die er so meisterlich geschildert und erklärt, hatte er je Gelegenheit an sich selber zu erlernen, denn von eigener Erfahrung her kennt dieser Körper nicht einmal die gewöhnlichsten, die alltäglichsten Störungen geistiger Arbeit, fast nie Kopfschmerzen und Müdigkeit. Jahrzehntelang hat Freud nie einen ärztlichen Kollegen zu Rate ziehen, nie eine einzige Stunde wegen Unpäßlichkeit absagen müssen — erst im patriarchalischen Alter versucht eine tückische Krankheit diese geradezu polykratische Gesundheit zu brechen. Aber vergebens. Sofort und völlig unvermindert setzt, mit kaum vernarbter Wunde, die alte Tatkraft wieder ein, Gesundsein ist für ihn identisch mit Atmen, Wachsein mit

Arbeiten, Schaffen mit Leben. Und genau so intensiv und dicht wie seine Spannung bei Tag, so vollkommen ist bei diesem eisern gehämmerten Körper die Entspannung in der Nacht. Ein kurzer, aber fest in sich geschlossener Schlaf erneuert von Morgen zu Morgen diese großartig normale und gleichzeitig großartig übernormale Spannkraft des Geistes. Freud schläft sehr tief, wenn er schläft, und er ist unerhört wach in seinem Wachsein.

Diesem völligen Ausgewogensein der innern Kräfte widerspricht auch nicht das äußerliche Wesenbild. Auch hier eine vollkommene Proportion in jedem Zuge, ein durchaus harmonischer Habitus. Nicht zu groß, nicht zu klein die Figur, nicht zu schwer, nicht zu locker der Körper: immer und überall zwischen Extremen geradezu vorbildliche Mitte. Jahre und Jahre verzweifeln vor seinem Antlitz alle Karikaturisten, denn nirgends finden sie in diesem völlig ebenmäßig ausgeformten Oval rechten Ansatz für die zeichnerische Übertreibung, eine scharf vorspringende und attakierbare Charakterlinie. Vergebens legt man sich die Bilder seiner jüngeren Jahre nebeneinander, ihnen irgend einen prominenten Zug, etwas charakterologisch Wichtiges abzuspähen. Aber die Züge des Dreißigjährigen, Vierzig- und Fünfzigjährigen sind so verschlossen wie sein äußeres Leben. Sie sagen nicht mehr als: ein schöner Mann, ein männlicher Mann, ein Herr mit regelmäßigen, beinahe allzuregelmäßigen Zügen. Wohl deutet das dunkle, gesammelte Auge den geistigen Menschen an, aber nicht viel mehr. Ratlos blickt man in die Photographien hinein und findet immer eben nur eines jener von gepflegtem Bart umrahmten Arztantlitze idealisch männlicher Art, wie sie Lenbach und Makart zu malen liebten, dunkel, weich und ernst, aber im Letzten nicht aufschlußreich. Auch vor

seinem Antlitz steht ablehnend jene verschlossene Tür und schon meint man, von Photographie zu Photographie blätternd, jeden charakterologischen Versuch vor diesem in seine eigene Harmonie eingeschlossenen Antlitz aufgeben zu müssen. Da beginnen plötzlich die letzten Bilder zu sprechen. Erst das Alter, das sonst bei den meisten Menschen die individuellen Wesenszüge auflöst und zu grauem Lehm zerbröckelt, erst die patriarchalische Zeit setzt bei Freud den bildnerischen Meißel an. Erst die Krankheit und Greisenjahre meißeln unwidersprechlich eine Physiognomie aus einem bloßen Gesicht. Seit das Haar ergraut, der Bart nicht mehr so voll das harte Kinn und nicht mehr so tief den scharfen Mund verschattet, seit sein knochig plastischer Unterbau seines Antlitzes zutage tritt, enthüllt sich etwas Hartes, unbedingt Offensives; der unerbittlich und fast verbissen vordringende Wille seiner Natur. Und tiefer her, dringlicher, schraubender bohrt sich jetzt der früher bloß betrachtende Blick entgegen, eine bittere Mißtrauensfalte schneidet wie eine Wunde scharf die freigelegte und gefurchte Stirn hinab. Hart gespannt wie über einem „Nein“ oder „Das ist nicht wahr“ schließen sich die schmalen Lippen. Zum erstenmal spürt man die Vehemenz und die Strenge des freudischen Wesens in seinem Antlitz und spürt auch: nein, dies ist kein *good grey old man,* sanft und umgänglich geworden im Alter, sondern ein harter unerbittlicher Prüfer, der sich von nichts täuschen läßt und über nichts täuschen lassen will. Ein Mensch, vor dem man Furcht hätte zu lügen, weil er mit diesem argwohnumschatteten, gleichsam aus dem Dunkel treffenden Pfeilschützenblick jede ausweichende Wendung verfolgt und jeden Schlupfwinkel im voraus sichtet, — ein bedrückendes Antlitz vielleicht mehr als ein befreiendes, aber prachtvoll belebt von

erkennerischer Intensität, Antlitz nicht eines bloßen Betrachters, sondern eines unbarmherzigen Durchdringers. Und so wie an geistiger Weitgespanntheit die düstern, desillusionistischen aber welthaltigen Alterswerke den Einzelerkenntnissen seiner Jugend überlegen sind, so spricht auch das Antlitz des Siebzigjährigen charakterologisch den letzten Sinn seines Wesens, die freudische Unbedingtheit, plastischer aus als alle der Frühzeit.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

„Ein Linnäus der Triebe . . ."

Stefan Zweig stellt seiner großen Studie über Sigmund Freud, die im Frühjahr 1931 im Inselverlag erscheinen wird und aus der wir hier das vorstehende „Bildnis Sigmund Freuds" zum Vorabdruck bringen konnten, folgendes Motto voran:

„Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matteren Licht gewöhnlicher Affekte versteckt, so wird es im Zustand gewaltsamer Leidenschaft desto hervorspringender, kolossalischer, lauter: der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiet in seine Seelenlehre hinübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten . . . Stünde einmal wie für die übrigen Reiche der Natur ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen . . ."

Schiller

„Die Blume der Weisheit"

„Eingeboren auf dem Grund seines [des Dichters] Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die anderen wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft."

Goethe

Der Antiphilosoph Freud

Von

Fritz Wittels

Während Freud selbst angibt, daß Goethe auf seine Jugend entscheidenden Einfluß genommen habe[1], ist er sich nicht so klar bewußt, wie sehr auch die Philosophie seiner Zeit, die ganz ungoethisch war, seinen wissenschaftlichen Werdegang von Anfang an bis zum heutigen Tage beherrscht. Das Hauptkennzeichen der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts war die Verachtung aller spekulativen Philosophie und deren Ersetzung durch „metaphysische Bedürfnislosigkeit", die man noch nicht einmal Materialismus nennen kann. Denn Materialismus ist immerhin eine philosophische Richtung, die zugibt, daß jenseits des mit unseren Sinnen Erfaßbaren noch eine Welt existiert, die mit unseren Sinnen nicht erfaßbar ist und dennoch hohe Werte enthalten mag. Aber die „philosophischen" Lehrer jener Zeit waren durch die beleidigende Theorie Darwins, daß der Mensch ein etwas klügerer Affe sei, so sehr außer Rand und Band geraten, daß sie die Selbständigkeit, ja das Vorhandensein einer geistigen Welt völlig leugneten. Das Gehirn sei eine Drüse wie die Leber oder die Niere und unser Denken und Trachten sei — höchst einfach, beinahe selbstverständlich — das Sekret dieser Drüse wie Galle oder Urin. Fragen nach dem Unrationalen des Lebens, nach der Vernunft unzugänglichen Teilen unseres Wesens wurden entweder als unwissenschaftlich verboten oder die Fragenden wurden zur Geduld gemahnt. Der Mensch sei eine

1) Man vgl. meinen Aufsatz „Goethe und Freud" in „Die psychoanalytische Bewegung", II. Jg., Heft 5 (Sept.—Okt.-Heft 1930).

Maschine, deren einzelne Teile man zwar noch nicht vollkommen erforscht habe, jedoch bestehe kein Zweifel, daß man schon noch darauf kommen würde. Schon habe man Eisenbahnen und elektrisches Licht, bald würden die Gelehrten mit ihren Mikroskopen auch den Geist erkennen und lehren. Die christliche Religion, in deren Rahmen gewaltige Geister durch ein Jahrtausend Kulturarbeit geleistet haben, wurde von Ernst Haeckel mit einem miserablen Witz abgetan: Gott sei nach der christlichen Lehre ein „gasförmiges Wirbeltier“ und das gebe es nicht. Der richtige Grundsatz, daß die Naturwissenschaft sich von aller Mystik und spekulativen Philosophie strenge absondern müsse, führte zu der falschen Annahme, daß außerhalb der naturwissenschaftlichen Sphäre überhaupt nichts existiere, was den Menschen ernsthaft interessieren könne — interessieren dürfe.

Das Ideal jener Zeit war der berühmte Laplacesche Mensch. Laplace stellt sich einen Menschen vor, dessen Kenntnisse so groß sein sollten, daß er für einen gegebenen Moment die Lage und die Bewegung aller Atome im Universum wüßte. Dieser Mensch müßte dann imstande sein, die ganze Zukunft und Vergangenheit nach den Regeln der Mechanik, das ist: der Physik aus seinen Kenntnissen abzuleiten. „Wie der Astronom den Tag vorhersagt, an dem nach Jahren ein Komet aus den Tiefen des Weltmeeres am Himmelsgewölbe wieder auftaucht, so läse jener Geist in seinen mathematischen Gleichungen den Tag, an dem England seine letzte Steinkohle verbrennt“, wüßte, an welcher Stelle der Arktis Amundsen zugrunde gegangen ist. Einen ähnlichen Gedanken hat schon Plato ausgesprochen. Er entwickelt sein Gesetz der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Da die Anzahl der Atome zwar ungeheuer, jedoch nicht unendlich sei, die Zeit aber ohne

Ende dahinfließt, sind auch die möglichen Kombinationen der Atome nicht unendlich und müssen sich im Rahmen der unendlichen Zeit immer wiederholen. Der Laplacesche Mensch der Zukunft ist mit einer Intelligenz ausgestattet, die ihm ermöglicht, alle diese Wiederholungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erkennen.

Laplace war ein Mathematiker und die Vision seines Übermenschen der Zukunft ist eine mathematische. Sie erklärt nicht das Wesen des Bewußtseins, unsere Fähigkeit, glücklich oder unglücklich zu sein. Sie übersieht, daß Gedanken, Gedächtnis, Triebhaftigkeit auf einer anderen Linie liegen, die dem Zugriff der Mathematik entzogen ist. Ebensowenig wie die Mathematik können Hirnanatomie, Physiologie und Pathologie zur Erklärung des Geistes beitragen. Heute gibt das jeder ernsthafte Denker zu und auch in der sterilen Epoche, von der ich spreche, gab es Rufer in der Wüste genug, die in den Triumphgesang toll gewordener Darwinisten nicht mit einstimmten. Jedoch ging die allgemeine Meinung dahin: was die Naturwissenschaft nicht begreift, kann niemand begreifen. Die Philosophen singen schöne Lieder, aber doch nicht so schöne, wie wirkliche Dichter. Befriedigende Aufklärung über das Wesen der Dinge kann von ihnen nicht gewonnen werden. Sie sprechen von Dingen, die man nicht versteht, bieten teilweise Religion und teilweise Kunst, aber nirgends Wissenschaft. Deshalb wird ein ehrlicher Naturwissenschaftler am besten tun, wenn er Philosophen überhaupt nicht liest und die Tür, die aus seinem Laboratorium in das Reich der Philosophie führt, sorgfältig versperrt.

Die Natur des Menschen läßt aber nicht zu, daß diese Tür versperrt wird. Die Positivisten mögen erklären, daß sie sich um nichts kümmern wollten, als um erforschliche Dinge. Die

Agnostiker mögen den schon von Kant postulierten Verzicht auf letzte Erkenntnis leisten, die dem menschlichen Verstande infolge seiner begrenzten Anlage nun einmal nicht zugänglich sei. Religiosität mag als eine Kinderkrankheit in der Entwicklung des Menschengeschlechtes hingestellt werden. Aber dann entwickeln sie einen religiösen Glauben an ihre eigene Arbeit, den Fortschritt, an die erlernbare Bildung. Sie plagen sich ihr Leben lang mit Detailforschung und zeigen eine edle Besessenheit, gegen die nichts einzuwenden wäre, wenn diese Forscher nur wüßten, daß ihre Triebfeder im Religiösen liegt. Dies meint Goethe, wenn er sagt: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion. Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion!"

Alle Epochen der Aufklärung, die im Reiche der Naturwissenschaft konzentrierte Fortschritte aufweisen, verdanken diese Fortschritte einer religiösen Hingabe ihrer Forscher an die Wissenschaft. Wenn man die Kirchen versperrt, setzen die Besten ihrer Zeit die Universität an deren Stelle. Das wäre ja ganz im Sinne des Positivismus gesagt, wenn nicht der Rückstoß unausbleiblich wäre, wodurch die Wissenschaft dann jedesmal zu Schaden kommt. Das breite Publikum weiß besser als die Gelehrten selbst, daß der Forscher ein Priester der Wissenschaft und im Tiefsten religiös gestimmt ist. Es wäre gut und wissenschaftlich, wenn die Forscher das auch selber wüßten, denn es scheint, als könnte die Menschheit ihrer Natur nach ohne den Gesang der Sphären nicht auskommen. Freilich erbittern die starren Dogmen einer uralten Religion unsere Vernunft. Aber die Dogmen der Vernunft erstarren ganz ebenso. Sie erbittern dann zunächst das ahnende Gemüt, aus ehrlichen Priestern der Wissenschaft werden unbelehrbare Bonzen und Universitäts-Pharisäer und in diesem trüben

Gewässer fischen die unerfreulichen Figuren, die von einem Bankrott der Wissenschaft faseln. Die Philosophie aber scheint unentbehrlich zu sein, um zwischen dem Gemüte und der Sinnhaftigkeit, zwischen Ahnen und Erkennen zu vermitteln.

Die Siebzigerjahre brauchten diese Art von Vermittlung nicht. Der junge Freud las Philosophen entweder gar nicht oder mit Geringschätzung. 1925 berichtete er: „Auch wo ich mich von der Beobachtung entfernte, habe ich die Annäherung an die eigentliche Philosophie sorgfältig vermieden. Konstitutionelle Unfähigkeit hat mir solche Enthaltung sehr erleichtert ...“

1926 konnten wir lesen: „Ich bin überhaupt nicht für die Fabrikation von Weltanschauungen. Die überlasse man den Philosophen, die eingestandenermaßen die Lebensreise ohne einen solchen Baedeker, der über alles Auskunft gibt, nicht ausführbar finden. Nehmen wir demütig die Verachtung auf uns, mit der die Philosophen vom Standpunkt ihrer höheren Bedürftigkeit auf uns herabschauen. Da auch wir unseren narzißtischen Stolz nicht verleugnen können, wollen wir unseren Trost in der Erwägung suchen, daß alle diese ‚Lebensführer‘ rasch veralten, daß es gerade unsere kurzsichtig beschränkte Kleinarbeit ist, welche deren Neuauflagen notwendig macht, und daß selbst die modernsten dieser Baedeker Versuche sind“, bis hierher könnte ein Geistlicher gesprochen haben; aber nun: „den alten, so bequemen und so vollständigen Katechismus zu ersetzen. Wir wissen genau, wie wenig Licht die Wissenschaft bisher über die Rätsel dieser Welt verbreiten konnte; alles Poltern der Philosophen kann daran nichts ändern, nur geduldige Fortsetzung der Arbeit, die alles der einen Forderung nach Gewißheit unterordnet, kann langsam Wandel schaffen. Wenn der Wanderer in der

Dunkelheit singt, verleugnet er seine Ängstlichkeit, aber er sieht darum um nichts heller."

Man darf dieser Ausführung in mehrfacher Richtung widersprechen. Eine Weltanschauung wird nicht „fabriziert", sondern sie wächst ohne deutliches Hinzutun unserer bewußten Überlegung (— die kommt erst sekundär dazu —) aus Tiefen, die keiner großartiger durchforscht hat als gerade Freud. Die wahre Weltanschauung ist — wie Robert Wälder sagt — nicht etwas für den Sonntag, *dopo lavoro,* die man wie einen Anzug beliebig wechseln kann, sondern man hat sie, ist mit ihr geworden, umhüllt und durchdrungen von ihr in jedem Augenblick des Daseins. Selbst der Schuh, den der Schuster „fabriziert", enthält die Weltanschauung des Schusters — deren er sich freilich selbst oft nicht bewußt ist — und der Epoche, die ihn hervorgebracht hat. Da wir somit der Weltanschauung nicht entfliehen können, ist es um so wissenschaftlicher, je mehr wir trachten, uns selbst und unsere Weltanschauung auch bewußt zu verstehen.

Das freilich ist nicht jedermanns Sache, und gerade Freud hatte vermöge seiner ihm eingeborenen Weltanschauung etwas Besseres zu tun, als Philosophie und Theorie der Wissenschaft zu betreiben. Er hat vollkommen recht, soweit von Fabrikation die Rede ist. Eine fabrizierte Weltanschauung ist keine. Aber dem Sänger im Walde tut er unrecht. Es wird wirklich heller, wenn er singt, und was damit gemeint ist, kann man nicht schöner illustrieren, als durch eine Kinderanekdote, die ich Freud entnehme:

„Die Aufklärung über die Herkunft der kindlichen Angst verdanke ich einem dreijährigen Knaben, den ich einmal aus einem dunklen Zimmer bitten hörte: ‚Tante, sprich mit mir, ich fürchte mich, weil es so dunkel ist.' Die Tante rief ihn an:

‚Was hast du denn davon, du siehst mich ja nicht.‘ ‚Das macht nichts‘, antwortete das Kind, ‚wenn jemand spricht, wird es hell.‘ — Er fürchtete sich also nicht vor der Dunkelheit, sondern weil er eine geliebte Person vermißte, und konnte versprechen, sich zu beruhigen, sobald er einen Beweis von deren Anwesenheit empfangen hatte.“

Diese Anekdote ist ein Beispiel für die Form, in der weittragende Ideen sich bei Freud „entbinden“. Er weiß, daß Sprache oder Gesang Liebe sind und die Angst verscheuchen. Er weiß auch, daß alle menschliche Erkenntnis aus Liebe stammt. Philosophie ist eine der anständigsten Formen, um Liebe vernünftig zu machen, sie zu rationalisieren, wie die Psychoanalyse das nennt.

Freud ist ein viel zu tiefer Kopf, um die Notwendigkeit der Weltanschauung nicht zu begreifen. Er ist aber in einer trostlosen Epoche der Philosophie aufgewachsen und inmitten eines brausenden Eroberungssturmes, eines wahren Tatsachenrausches der Naturwissenschaften. Während noch Liebig, Dubois-Reymond, Helmholtz, Virchow sich mit der Philosophie auseinanderzusetzen hatten (Naturforscherversammlung zu Göttingen, 1854!), war vielleicht das Beste, was Freud tun konnte, sich strenge an die Beobachtung zu halten und solange als möglich auf philosophische Begründungen zu verzichten. Es war schon genug und einer der ersten Ruhmestitel Freuds, daß er sich getraute, die seelischen Zusammenhänge unabhängig von Gehirnanatomie und Physiologie und auch unabhängig von der experimentellen Psychophysik zu betreiben, die schon damals das Erbe der älteren Psychologie angetreten hatte. Er war der erste, der in vernachlässigten seelischen Gebilden Sinn verborgen fand und zeigen konnte, daß sogar körperliche Symptome in symbolischer Form Sinn

verraten und eine Zeichensprache sprechen. Man mußte ein sehr unabhängiger Kopf sein, um sich in jener Zeit so etwas zu getrauen. 1922 sagte der Psychologe E. Spranger: „Ich fordere das Wort Psychologie für die Wissenschaft vom sinnerfüllten Leben zurück." 1922 war es gefahrlos, das zu sagen. Aber 1890 mußte man ein mutiger Pionier sein, um solche Wege zu wandeln. Damals lehrte man, es sei vollkommen unwissenschaftlich, in die Natur Sinn und Zweck hineinzulegen. Die Natur habe weder Sinn noch Ziel, das eben unterscheide sie von menschlichen Schöpfungen. Das menschliche Seelenleben sei offenbar ein Stück Natur und müsse dementsprechend rein mechanisch erfaßt werden. Andernfalls wurde man ein Philosoph — geschimpft und aus den Hallen der Naturwissenschaft verjagt. Schon im Reiche des Kausalen durften seelische Ursachen keine Rolle spielen. Psychogene Krankheiten wollte jene Zeit durchaus nicht anerkennen. Der Gedanke (den Freud aus Paris nach Wien brachte), daß die Ursachen der Neurosen im Erlebnis lägen, klang den Wiener Ärzten wie ein Rückschritt ins Mittelalter. Man sollte wieder glauben, daß die Patienten vom Teufel besessen waren? Und das im Zeitalter Darwins, Lord Listers und der Bakteriologie? Die Einsamkeit Freuds begann. Man konnte ihn zwar nicht verbrennen, aber man erkannte deutlich, daß er ein Ketzer war. Die Weisheit William James war damals unbekannt, daß man nämlich jeder Idee „*a chance*" geben sollte, da sie ja immerhin richtig sein könne, auch wenn sie der herrschenden Lehrmeinung widerspreche. Freud sei eben ein Philosoph, sagten achselzuckend die Ärzte. Dabei verstand Freud, seiner eigenen Anschauung nach, nichts von Philosophie und wollte auch nichts davon verstehen. Seiner Überzeugung nach war er ein Beobachter wie andere Naturwissenschaftler auch. Die

Abgrenzung seiner Psychoanalyse von der Philosophie ist ihm subjektiv nicht schwer gefallen, denn er ist in Verachtung der Philosophie aufgezogen worden. Er sah aber auch, daß die psychischen Erscheinungen, obgleich in Zusammenhang mit Hirnprozessen, dennoch von der Anatomie unabhängig sind und nach ihren eigenen Gesetzen studiert werden müssen. Um diese Abgrenzung der Psychoanalyse von Physiologie und auch von Biologie hatte Freud lange zu kämpfen. Bis zum heutigen Tage wird sie, mindestens unter Ärzten, nur widerwillig anerkannt.

*

Die Philosophen haben sich heute von der untergeordneten Rolle, die sie zu Freuds Jugendzeit spielen mußten, gut erholt und beginnen recht stolz zu werden. Es schadete nicht, wenn man ihnen ihr Sündenregister vorhielte und nicht sowohl eine Geschichte der Philosophie als eine Geschichte ihres Übermutes schriebe, der hauptsächlich darin liegt, daß jede philosophische Schule sich für die allein richtige, die allein mögliche hält, ihre Art zu philosophieren für der Weisheit letzten Schluß. Selbst Künstler, die in ihre Schöpfungen allzumal verliebt sind und deshalb zur Überschätzung neigen, geben dennoch zu, daß es noch andere, gleichwertige Schöpfungen gibt. Aber Philosophen sind — Schopenhauer sagt das — wie reißende Tiere. Einer frißt den andern auf. Wir haben jetzt in Deutschland die sogenannte Existenzphilosophie, deren Lehrer in Heidelberg und Freiburg hausen. Sprich mit einem der jüngeren Herren über die Neu-Kantianer, die Marburger Schule, von denen noch manche bedeutende Vertreter am Leben sind. Sie werden dir sagen, daß der Neu-Kantianismus tot sei und bestimmt niemals auferstehen werde. Und doch war der Ruf: „Zurück zu Kant!" ein Schlachtruf, der die sterile

Epoche, von der wir sprechen, zu beendigen hoffte. Das werden selbst die zugeben, die unsere Zeit auf Nietzsche zurückführen, den man heute in Deutschland wie einen Gott verehrt, während ihn noch der Kantianer Hermann Cohen mit den folgenden Worten abtut: „Der Fall Nietzsche wird als ein unerfreuliches Zeichen von der Situation, welche der Philosophie gegenüber unsere Zeit einnimmt, dastehen. Gerade dieser Fall macht es dem sanftesten Auge deutlich, was der Philosophie bevorsteht, wenn die geschichtliche Unwissenheit die Miene des Originaldenkers annimmt, und auf das gute Recht naturpoetischer Gaben gestützt, mit aphoristischer Stellenschriftlerei in die Muße hereinbricht, welche dem modernen Leser von der Journallektüre noch übrig gelassen wird. Solche Zustände würden die regelmäßigen werden, wenn der Betrieb der Philosophie auf die interessante Einseitigkeit, welche von jeher den Stil der Sophistik bildete, eingerichtet wird; wenn er von der ersten, unnachlaßlichen Forderung des genauen Zusammenhanges mit der Geschichte der Philosophie abgetrennt und losgerissen wird." ...

Heute ist — wenn ich den jungen Herren glauben darf — Cohen selbst abgetan und Nietzsches Stern bis zum Zenith gestiegen. Die Philosophie der Neu-Kantianer wird kaum höher eingeschätzt als Haeckels „Welträtsel". Nach F. Heinemann ist der Neo-Kant ein mißglückter „Rettungsversuch des Geistes". Aber ich weiß, daß die zitierte Meinung Cohens die allgemeine war, noch um 1900, und bei einigen verstockten alten Herren kann man sie noch heute finden. Sie ändern die Ansicht ihrer Jugendzeit nicht mehr, und da sie die Philosophie der heutigen Jugend nicht verstehen, grollen sie Nietzsche, mit dem es angefangen hat.

Die Philosophie steht ja immer in engstem Zusammenhange mit dem historischen Stil einer Epoche, deren intellektueller Ausdruck sie ist. Heute erlebt man viel. Die Bauern wandern nach den Städten ab, weil es dort mehr zu erleben gibt. In Amerika haben das Auto und das Radio nicht unbeträchtlich zur Milderung der Landflucht beigetragen. Mit dem Auto kommen die Dörfler in die Stadt gefahren, um zu erleben. Das Radio bringt ihnen das Erlebnis tönend, ja sogar schon sichtbar ins Haus. Der Weltkrieg hat gezeigt, wie nahe die Vernichtung liegt. Der Poilu empfand eine wilde Freude am Leben, wenn er nach einem Sturmangriff lebendig aus dem Schützengraben kam ... So ist wohl auch die ganze Generation, die den Krieg überlebt hat, zu einer affektiven Überschätzung des Lebens gelangt. Zu diesen beiden Momenten: den technischen Errungenschaften und dem großen Kriege, kommt noch das Stück sexueller Freiheit, das besonders für die Frau und rückwirkend für beide Geschlechter erkämpft wurde. Wir leben nicht in einer Zeit der Besinnung und Kontemplation, das Tempo wird von Amerika angegeben, und die große Genügsamkeit der modernen Philosophie, die das erlebte Urphänomen als Letztes, nicht weiter mit dem Gedankenapparat zu Betrachtendes hinstellt, scheint mir ebenso zeitgebunden und modern, wie alle anderen philosophischen Lehren vor ihr und — nach ihr.

Ich will damit die edeln Männer nicht beleidigen, die ja das Glück des Erlebens nicht im äußern Genuß, sondern gerade darin sehen, daß man das ungeheure Triebrad des amerikanisierten Lebens vermeidet. Unsere Zeit will erleben: das Jazz-Zeitalter hier, das Erleben des eigenen Herzens dort. Auch Epikur lehrte die Abkehr von den äußeren Freuden als Grundlage des Glücks. Dennoch lebt sein Name als Bezeich-

nung der Sinnenfreude durch die Jahrhunderte. Es sollte mich nicht wundern, wenn die Philosophen, die von Bergson stammen, später einmal, wenn ihre Lehre historisch geworden ist, einem ähnlichen gerecht-ungerechten Irrtum zum Opfer fallen würden. Der Trennungsstrich der Weltanschauungen liegt nicht zwischen äußerem und innerem Erleben, sondern zwischen Erleben und Bedenken.

Wir mögen in der Geschichte der Philosophie zurückblicken soweit wir wollen und bis ins graue Altertum, immer sehen wir die große Pendelschwingung von Objektivität zur Subjektivität, von Skeptizismus zum Glauben, von klassischem Geiste zur Romantik. Zwar hat es immer zu gleicher Zeit die Vertreter beider Richtungen gegeben, aber für ihre Zeit repräsentativ war jeweilig immer nur die eine der beiden. Es hat auch im Mittelalter gute Naturforscher gegeben und aufgeklärte Geister. Gleichwohl gilt uns diese Zeit für mystisch, der Beobachtung der Natur abgewendet, und, wie wir uns vielleicht nur einbilden, von düsteren Ausbrüchen der Massenhysterie durchsetzt. Der Hohenstaufe Friedrich II., der im dreizehnten Jahrhundert den Ausspruch getan haben soll, Moses, Jesus und Mohammed seien die drei größten Gaukler der Weltgeschichte gewesen, fällt als ein Vorläufer Voltaires ganz aus dem Rahmen seiner Zeit. Der repräsentative Dichter jener Zeit ist Dante. Zu den gotischen Kathedralen, deren Türme wie Finger zum Himmel zeigen, können Tiraden der Aufklärungszeit nicht passen. Die Gelehrten jener Zeit lasen den Aristoteles, anstatt dessen Beobachtung der Natur durch ihre eigene zu ergänzen und zu korrigieren. Der Geist, das Sehnen des eigenen Ichs war alles. Man vertiefte sich in die übersinnlichen Geheimnisse, bis die anfängliche Erschütterung des Herzens zu Scholastik und Talmudismus erstarrte, die

leere Form unerträglich wurde und das Pendel nach der anderen Richtung schwang.

Diese Richtung erweckte bekanntlich das klassische Altertum zu neuem Leben, steht als Renaissance in der Weltgeschichte, wie mit Posaunen tönend, besonders glorreich da und Goethe fühlte sich über die Zeitspanne mehrerer Jahrhunderte dieser Epoche zugehörig. Die Namen Galilei und Kopernikus, Raphael und Shakespeare erleuchteten diese Zeit. Schon schwerer wird es, einen großen Philosophen zu nennen, der dem Zeitalter der Renaissance seinen Stempel vollkommen aufgedrückt hätte. Man begnügte sich mit Cicero und Plato, aber nicht mit jenem Plato, den wir heute erkennen und lieben, sondern mit einem konstruierten, klassischen Denker aus Gips, dem man alle Romantik aus dem Herzen gerissen hatte. Heute scheint uns der Geist der Renaissance merkwürdig leer, und vor den Stanzen Raphaels stehen wir mit dem Gefühle, daß bei aller technischen Vollendung etwas in ihnen fehlt, nämlich gerade das, was wir für das wichtigste halten: das Ringen der bekümmerten Seele um Erlösung, um einen Sinn im Dasein. Uns scheint, als böte die Renaissance uninteressante Schönheit. Wir können uns für die Porträts des Palma Vecchio und selbst für die des Tizian nicht erwärmen.

Man weiß, daß Reformation und Gegenreformation der Renaissance ein Ende bereiteten. Protestantische und jesuitische Mystik traten ihr Erbe an. Das Pendel schwingt immer hin und her, hin und her. Die englische und französische Aufklärung sind die nächste Station der Weltgeschichte. Hernach die Romantik und ihre Sehnsucht nach dem Innersten des Gemütes, die wieder von einer grob materialistisch-naturwissenschaftlichen Welle abgelöst wird. Schließlich leben wir heute, wenn nicht alles trügt, in einer

immer stärker werdenden Reaktion gegen die Spitzfindigkeiten der Vernunft, und unsere Denker raten uns, daß wir uns, getrost und einigermaßen demütig, dem Strome des Lebens anvertrauen sollen.

*

Am deutlichsten werden die Schwankungen der Philosophie in der Einschätzung des eigenen Ichs. Am Eingang der neueren Philosophie steht Descartes, der den Zweifel als Waffe einführte — wieder einführte, denn das Pendel war zur Zeit der griechischen Skeptiker schon am äußersten Ende dieser Phase gewesen. Nur am eigenen Ich, meinte Descartes, könne man nicht zweifeln: „cogito, ergo sum". Ich denke und also bin ich. Wir könnten heute, nach den Funden und Deutungen der Psychoanalyse, Descartes lateinischen Grundsatz besser übersetzen mit: ich kann mit libido besetzen, kann mich leidenschaftlich interessieren — und also bin ich. Wir wollen aber nicht vergessen, daß Freud seinen Schülern verboten hat, Weltanschauungen zu fabrizieren und offenbar ebenso alte wieder einzuführen. Deshalb soll ein zu Unrecht als Materialist verschriener Philosoph von der Zunft für uns sprechen, nämlich Ludwig Feuerbach: „Die Liebe ist der wahre... Beweis vom Dasein eines Gegenstandes außer unserem Kopfe — und es gibt keinen anderen Beweis vom Sein als die Liebe, die Empfindung überhaupt. Das, dessen Sein dir Freude, dessen Nichtsein dir Schmerz bereitet, das nur ist." In diesen schönen Worten liegt eine großartige Erweiterung des egozentrischen cogito, ergo sum. Es heißt jetzt: „Ich denke an dich, ich beziehe dich in mein Ich ein und also bist auch du." (Tu-ismus.) Ich denke, die Psychoanalyse kann das unterschreiben.

Man hat später im Heimatlande Descartes gefunden, daß

dieser große Mann nur aus Angst vor der Macht der Kirche dem Ich eine Ausnahmestellung im Universum einräumte. Man dachte das System Descartes zu Ende und sagte, daß der Mensch eine Maschine sei und nichts weiter. Die Seele der Tiere hatte ja schon Descartes für einen seelenlosen Mechanismus erklärt. Warum sollte der Mensch sich darin vom Tiere unterscheiden? Das Pendel schlug ganz nach links, der französische Arzt Julien Lamettrie sah keine Notwendigkeit, die Existenz eines Ichs, das im Mittelpunkte aller Dinge stehe, anzunehmen oder zuzugeben. Die Großen unter den französischen Aufklärern des achtzehnten Jahrhunderts gingen nicht soweit wie Lamettrie, aber Lamettrie ist der konsequenteste unter ihnen. Die Aufklärungsepoche hatte eine besonders starke Überzeugung von ihrer Sache, behauptete nicht nur, was sie für das absolut letzte Wort der Philosophie hielt, sondern erfüllte ihr Jahrhundert in der Person Voltaires mit dröhnendem Gelächter, das allen galt, die, im Aberglauben befangen, die neue Wahrheit nicht anerkannten.

Und doch waren kaum dreißig Jahre nach dem Tode Voltaires vergangen, als der deutsche Philosoph Fichte neuerdings lehrte, es gebe nichts außer dem Ich und alle Erscheinungen außerhalb des Ichs seien nichts als eine Schöpfung des Ichs. Man darf diese metaphysische Einstellung nicht mit der des Primitiven, des Wilden vergleichen, der bekanntlich sein Ich über alle Objekte ausdehnt und magische Zusammenhänge zwischen seiner Person und allen Gegenständen herstellt. Es ist bei Fichte und auch bei Schopenhauer ganz wörtlich gemeint, wenn sie sagen: die Welt ist (sc. nur) meine Vorstellung. Das Pendel war nach rechts geglitten. Von der Aufklärung, die immerhin die Folter abgeschafft hatte, die Leibeigenschaft und das ancien régime, sagte man, daß sie von

unerträglicher Flachheit sei, bar aller menschlichen Hoheit und Würde. Hegel und Schelling zogen aus der Lehre Fichtes die Folgerung. Wenn die objektive Welt eine Schöpfung des Ichs war, dann war es kaum ökonomisch, dic Objekte außerhalb des Ichs zu studieren. Durch bloßes Nachdenken, durch Dialektik mußte man den Zusammenhang aller Dinge unmittelbarer aufhellen können, als durch mühselige Beobachtung der tausendfältigen Details. Das Ich und die Objekte waren miteinander identisch (Identitätsphilosophie), die Logik mußte zur Erkenntnis der Objekte führen. Der heilige Geist triumphierte restlos über die Naturwissenschaft. Wenn man erfahren wollte, was Elektrizität sei, begab man sich nicht ins elektrotechnische Institut, derengleichen es damals naturgemäß kaum geben konnte, sondern man besuchte die Vorlesungen Professor Schellings.

Es ist uns heute kaum mehr möglich, die Größe dieser „Naturphilosophie" oder Identitätsphilosophie zu begreifen und anzuerkennen, obgleich die neueste Zeit in manchen Punkten auf diese Gedankengebäude zurückgreift und mindestens Hegels Methode in der Form des Marxismus zu großer praktischer Bedeutung gekommen ist. Die Naturwissenschaft ließ sich die Bevormundung nicht lange gefallen, schüttelte sie ab und das so gründlich, daß sie das Kind mit dem Bade ausschüttete und von Philosophie durch Jahrzehnte nichts wissen wollte. Hiemit sind wir neuerdings bis zu Freuds Jugendjahren vorgedrungen. Das Pendel war wiederum ganz links, es gab überhaupt kein Ich, man kümmerte sich nicht nur nicht darum, sondern die Philosophie eines Ernst M a c h und auch Nietzsches bewies, daß die Annahme eines Ichs unhaltbar sei. Seele, erklärte Wundt, sei ein Sammelbegriff von allen psychischen Qualitäten, die wir im einzelnen beschrei-

ben. Das Ich sei nur ein Bündel von Empfindungen, lehrte Mach, und Nietzsche sagte, das Ich sei eine Verführung von seiten der Grammatik her. Man sieht deutlich, daß Nietzsche ein Philolog war, Mach ein Physiker und Wundt ein „Formdenker".

Heute leben wir im Zeitalter der Phänomenologie. Wie kann man denn am Ich überhaupt zweifeln? Fühlen wir, erleben wir es denn nicht in jedem Augenblicke unseres Lebens? Gibt es überhaupt eine Tatsache, von der wir vollkommener überzeugt wären als von der Existenz des Ichs? Es nützt nichts, das Ich mit Spitzfindigkeiten leugnen zu wollen. Wir werden uns unser Ich von niemandem auf der Welt wegdisputieren lassen. Es ist das Phänomen aller Phänomene. Das ewige Pendel — das sieht man schon — ist wieder rechts. Wer aber leugnen wollte, daß es in absehbarer Zeit wieder nach der anderen Seite pendeln wird, der muß schon einen fanatischen Glauben besitzen.

Was die Psychoanalyse zum Wesen des Ichs beizubringen hat, gehört in einen anderen Zusammenhang. Hier sind zunächst einige andere Fragen zu diskutieren. Wir merken wohl, daß hinter den Pendelschwingungen der Philosophie ein Gesetz wirksam ist. Dieses nämliche Gesetz wirkt im Leben jedes großen Mannes, der ja niemals restlos seiner Epoche angehört: sonst wäre er kein großer Mann. Goethe wird ein Klassiker genannt. Er war aber im Sturm und Drang seines Beginnes und im „Faustproblem" ein Romantiker. Freud stammt aus der klassizistischen Epoche. Aber wer sieht nicht die hohe Magiermütze auf seinem Haupt? Die Psychoanalyse wird uns vielleicht instandsetzen, das Gesetz unseres Pendels zu ergründen.

*

Legen wir kultische Mystik, Gotik, Barock, Romantik und die moderne Existenzphilosophie übereinander, um die vermutete Gemeinsamkeit zu erkennen. Das nämliche wollen wir mit dem als klassischem Altertum gebräuchlichen Begriff, mit Renaissance, Aufklärung und dem naturwissenschaftlichen Zeitalter des Darwinismus versuchen. Man sieht sofort, daß diese zweite Gruppe sich willig, ja mit Begeisterung, dem Zwang der Anschauung unterwarf. Nur von den wahrzunehmenden Objekten ließ man sich imponieren. Was die Sinnesorgane lieferten, wurde zum Hauptthema der Zeit. Man schaute nach außen. Den Zwang der inneren Wahrnehmung drängte man als unwissenschaftlich, als Illusion zurück. Die Schöpfungen der inneren Wahrnehmung bekämpfte man (verdrängte sie), oder man machte das Organ der Introspektion so stumpf, daß man in dieser Richtung überhaupt nichts mehr bemerkte. Der romantischen Epoche ging es umgekehrt. Man befreite sich in einem unglaublichen Ausmaße vom Zwange der Außenwelt, fühlte sich frei in Phantasie, Sehnsucht des Gemütes und Erfüllung durch inneres Erleben. Lyrisch und dramatisch könnte man die beiden entgegengesetzten und einander immer wieder ablösenden Zeitalter nennen.

Der Buddhismus ist die Konversion, das Christentum die schönste und anschaulichste Objektivation der lyrischen Grundstimmung. Im Vergleiche mit Asien sehen wir die Griechen dramatisch und naturwissenschaftlich gerichtet. Im Vergleiche mit den Römern, ihrer Eroberungstendenz, dem Zwange des römischen Rechtes, der Phantasielosigkeit dieses Volkes, waren die Griechen hoch lyrisch oder (wie Nietzsche ungefähr dasselbe nennt) dionysisch, im Gegensatze zu den apollinischen Römern. Wir sind alle dionysisch u n d apolli-

nisch in verschiedenen Mischungen. Aus innerem und äußerem Zwange entstehen unsere seelischen Leistungen. Um diese beiden Wurzeln steht es wie um die Radikale der organischen Chemie. Nur in unseren geschriebenen Formeln können sie voneinander getrennt werden. In der Realität können sie für sich allein nicht bestehen, sondern müssen Verbindungen eingehen.

So formen der innere Zwang, den wir aber als Freiheit erleben, und der Zwang der uns umgebenden Objekte, den wir anerkennen, durch ihre spezifische Vermischung das Zeitalter und auch den einzelnen Menschen, der im Zeitalter lebt. Der einzelne ist teilweise vom Stile seiner Zeit gezwungen, teilweise rebelliert er gegen ihn; denn wir sind ja frei zu rebellieren, wenn wir wollen, das heißt, wenn wir von innen müssen. Das klingt vielleicht schon ein wenig verwickelt. Leider ist die Lage noch um einiges mehr verwickelt. Wir werden des inneren Zwanges nicht als Zwang gewahr. Wir begründen ihn gerne mit zwingenden Motiven, die wir irgendwo draußen auffinden. Wir projizieren den Gesang unserer Seele in irgenwelche mehr oder weniger brauchbare Mächte der Außenwelt und sind dann sehr beruhigt, weil wir unsere Motive nun wenigstens deutlich sehen. Der Projektionsmechanismus ist von der Psychoanalyse an der Paranoia studiert worden. Aber wir können alle ohne ihn nicht leben. Ich kann zum Beispiel einen Menschen nicht leiden. Er ist mir, wie man aufrichtig genug sagt, in der Seele zuwider. Ich werde mich aber schwerlich getrauen, meinen Gefühlen Ausdruck zu geben, solange ich keine vernünftige Begründung habe. Ich finde den Menschen also taktlos, selbstsüchtig, unverläßlich. Das alles mag er wirklich sein. Aber ich hasse ihn nicht darum. Es gibt genug ebenso taktlose und egoistische

Menschen, die ich ganz gerne sehe. Dasselbe gilt von der Liebe. Ich liebe eine Person und deshalb muß sie alle möglichen vortrefflichen Eigenschaften besitzen. Ich könnte sonst nicht recht verantworten, daß ich sie liebe.

Es gibt Zeiten und Menschen, die starkes Bedürfnis nach sinnlicher Begründung haben. Der Zwang von innen ist ihnen unheimlich, unwürdig, auf jeden Fall ungenügend. Dem Zwang der Anschauung unterwerfen sie sich unbedenklich. Es gibt andere Zeiten, die in der Gewalt der Sinne den Beelzebub und Antichrist sehen. In der Tat wird der Teufel immer als starker Logiker und spitzfindiger Spötter beschrieben. Mit sophistischen Argumentationen, mit verwickelten Experimenten könne man schließlich alles beweisen. Der Verstand hebt sich bekanntlich durch den in ihm liegenden Zweifel an sich selbst auf. Mißtraue den Sinnen, mißtraue der Vernunft und mache dem heiligen Geist keine physikalischen Schwierigkeiten! Naturwissenschaftliche Zeitalter beschäftigen sich mit den Beziehungen der Erscheinungen zueinander. Romantische Epochen fühlen den Hauch des Absoluten, das man mit den Sinnen niemals ergreifen kann. Aber im Inneren des Herzens besitzen sie ein Instrument, um das Göttliche zu erfassen. Eine Ahnung, was für ein Instrument das sei, gibt uns der Mythus. „Der Mythus", sagt Schelling, „ist in allen Kulturen der Weg, auf dem der Menschengeist zum Absoluten emporsteigt." Anders und doch nicht ganz unähnlich vergleicht Freud: „Die Mythen sind die Säkularträume der Menschheit", nachdem ihm die Ähnlichkeit zwischen dem Traum des Individuums und den Mythen der Völker klar geworden war.

Bei dem Neuromantiker Ernst B e r t r a m, der ein schönes Buch über Nietzsche geschrieben hat, lesen wir: „Auch in

der ‚Kritik' verbirgt sich ein Mythos. Er hat die Gestalt der unbedingten Überzeugung von der Geltung und dem Wert der Wissenschaft, von der Kulturbedeutung der Erkenntnis." Da haben wir den Spieß umgekehrt und das wissenschaftliche Zeitalter mit seinen eigenen Waffen, den Waffen der Wissenschaftstheorie angegriffen. Niemand wird leugnen, vermutlich auch er selber nicht, daß Freud ein Mann von großartiger Intuition ist. Zum Ausdruck, ja schon zum Bewußtwerden der Intuition gehört ein gewisser Mut, sich ihr hinzugeben. Freud hat diesen Mut nur dann, wenn er seine intuitiven Ideen durch eine Reihe von Beobachtungen, manchmal genügt ihm eine einzige, anschaulich begründen kann. Seine Gegner behaupten, daß seine Beobachtungen wissenschaftlich ungenügend seien. Nach und nach aber ist die Mehrzahl seiner Gegner verstummt. Denn die Beobachtungen und die Zahl der Beobachter mehrten sich und gaben Freud recht. Freuds Überzeugung von der Richtigkeit seiner Funde war, meiner Ansicht nach, schon vor den vielen Bestätigungen da, denn sie stammte aus einer Quelle, die der Bestätigung durch Beobachtung und Experiment kaum bedarf. Aber ich könnte mir denken, daß Freud — der wissenschaftliche Forscher — meine Ansicht heftig zurückweist und wie Goethe sagt: habe ich mir's nicht sauer genug sein lassen?

Der Romantiker ist mutiger. Im Verein mit seinem Gott bedarf er keiner natürlichen Begründungen. Er verwendet die Objekte der Außenwelt, zu denen schon die Sprache gehört, nur dazu, um seine ekstatischen Erkenntnisse den minder begnadeten Mitmenschen mitzuteilen. Aber er fühlt, daß er sich eigentlich nicht vollkommen mitteilen kann, es sei denn gleichgestimmten Seelen: „Laß diesen Blick, laß diesen Händedruck dir sagen, was unaussprechlich ist." G. T. Fechner

lehrt, daß die Erde einem Engel zu vergleichen sei. Sie habe eine Seele, ein Bewußtsein wie wir und verwendet unsere Sinnesorgane, um zu schauen. „Er ist verrückt", sagt der Naturwissenschaftler, und wendet sich mit Achselzucken ab. Der Wissenschaftler ist vollkommen überzeugt, daß der arme Fechner auf lächerliche Abwege geraten ist. Aber ein Fechner, der selbst den größten Teil seines Lebens der exakten Wissenschaft gewidmet hat, hat für den Skeptiker seinerseits nur ein evangelisches Lächeln übrig. Sein Glaube ist stärker als sein Wissen. Schaut den Herren der Naturwissenschaft und des Atheismus ins Gesicht. Es strahlt eine männliche Schönheit aus, die absolute Überzeugung von der eigenen Redlichkeit und das eherne Bewußtsein, auf dem rechten Weg zu sein. Die aber auf der anderen Seite stehen, zeigen eine sanfte Schönheit, einen milden, engelhaften Ausdruck der Zufriedenheit, in der die Unerschütterlichkeit ihrer mystischen Überzeugung nicht minder stark ist. Zusammen können die beiden Parteien nicht kommen, wenigstens nicht in einer Diskussion mit Worten.

Ein Pfarrer und ein Rabbi kamen einmal zusammen, um die Verschiedenheiten ihrer Religionen auszugleichen. „Daß Jesus gekreuzigt wurde", hub der Rabbi an, „kann man glauben. Es hat andere Rebellen gegeben, die gekreuzigt wurden. Daß er auferstanden ist, kann man auch glauben. Es gibt Scheintote, die wieder erwachen. Aber daß er zum Himmel aufgefahren ist, kann man nicht glauben." — „Aber schau!" entgegnete der Pfarrer, „in deiner Religion kommt der Prophet Elias vor, der sogar mit einem schweren, eisernen Wagen zum Himmel gefahren ist!" — „Das ist ganz was anderes", rief da der Rabbi, „denn das ist wahr!"

*

Woher kommen die Überzeugungen? Die Psychologie aller Überzeugungen, die der Pathologie so nahe stehen, nämlich wiederum der Paranoia (die wir schon anläßlich des Projektionsmechanismus erwähnt haben), wird in der Psychoanalyse unter Zuhilfenahme des Begriffes des Über-Ichs studiert. Der Pfarrer und der Rabbi glauben beide, was ihre Väter und Mütter sie gelehrt haben. Zur Zeit, als sie gelehrt wurden, war ihr Verstand unmündig. Sie nahmen die Lehre im Vertrauen auf die Autorität ihrer Lehrer hin. Sie liebten ihre Eltern und deshalb trauten sie ihnen. Die Eltern und Lehrer der anderen kannten sie nicht und liebten sie nicht; deshalb glaubten sie auch nicht, was die anderen sagten. Der Verstand spielt dabei eine geringe Rolle und wird auch später, wenn er voll entwickelt ist, hauptsächlich zur Begründung der vorgefaßten Überzeugungen verwendet, man könnte auch sagen, mißbraucht. Die ursprünglich wirksame Autorität liegt tief im unbewußten Wurzelwerk der Persönlichkeit. Der rein objektiven Kritik — auch eine Konstruktion, die es in der Wirklichkeit nirgends gibt — ist die in früher Jugendzeit einmal verschluckte Autorität nur in beschränktem Ausmaß zugänglich. Deshalb nannte ja Freud diese unrationale Macht das Über-Ich, weil sie das Ich und auch die Vernunft versklavt. Das unbewußte, mit verlassenen, primitiven Denkformen aller Art verflochtene Über-Ich geht auf die ersten Kinderjahre zurück, in denen unser geistiges Leben zum größten Teil im Spiegelbilde der geliebten und gefürchteten Autoritäten ablief, denen wir damals ausgeliefert waren.

Das Über-Ich ist aus einem männlichen und aus einem weiblichen Teile zusammengesetzt, denn wir haben ja Vater und Mutter. Das Gesetz der Bisexualität, dem Biologen schon lange bekannt, hat sich auch in der Psychologie durchgesetzt.

Nicht nur jede lebende Zelle enthält die Abkömmlinge männlichen und weiblichen Keimplasmas, auch unser Denken und Fühlen ist geschaffen „als Mann und Weib". Zwei verschiedene Prinzipien kommen zusammen, um das Dritte zu schaffen. Das Dritte erbt beide Prinzipien und muß zusehen, wie es mit der Antinomie fertig wird. Um diese Antinomie (das Doppelgesetz, dessen Teile einander widersprechen, gegeneinander wirken) recht anschaulich zu machen, können wir von Vater und Mutter ausgehen, die jeder kennt, von denen jeder weiß, wie sie waren oder wenigstens wie sie gedacht werden. Der Vater sagt: du mußt! Wenn du nicht tust, was ich dich heiße, werde ich dich zwingen. Ich bin stärker als du, jeder Widerstand ist unnütz und wenn du ihn nicht aufgibst, werde ich dich vernichten. „Ich, der Ewige, dein Gott, bin ein eifervoller Gott, der da ahndet die Schuld bis ins dritte und vierte Geschlecht — der aber Gnade übt bis ins tausendste Geschlecht, bei denen, die mich lieben und meine Gebote halten." Der Nachsatz klingt so apokryph. Er ist ein strafender Gott, die Liebe klingt mütterlich und paßt nicht recht zu seinem Bilde. So wird man beim Militär sehr leicht gestraft. Aber gelobt wird man nicht. Es ist schon genug, wenn man nicht gestraft wird.

Die Mutter hingegen — nicht die wirkliche, sondern die prinzipielle, wie sie in Legenden beschrieben ist — sagt: du darfst! Meiner Liebe kannst du niemals verlustig gehen, was immer du tust. Und hast du meine Liebe, wessen bedarf es noch außerdem? Nichts kann dir geschehen, solange deine Mutter lebt und wacht. Ich habe dir das Leben gegeben, nun lebe unbekümmert. Je mehr du drauf los lebst, desto mehr Freude in meinem Herzen.

So ist der Vater das Prinzip und der Urgrund des Zwanges,

die Mutter das Prinzip der Freiheit. Die Mutter (man sollte besser sagen: die Idee der Mutter) lächelt, wenn wir ungehorsam sind, der Vater zürnt. Da in der Wirklichkeit alles Synthese aus These und Antithese ist, kommen auch Freiheit und Zwang zu einer jeweiligen Ordnung zusammen. Es gibt keine Ordnung ohne Zwang und also keine Freiheit ohne Zwang.

Zum Verständnis der verschiedenen Charaktere und auch der verschiedenen Epochen scheint mir die Heranziehung der Bisexualität unentbehrlich. Wir werden zu erforschen haben, ob das väterliche Prinzip des Zwanges oder das mütterliche der Freiheit obenan steht und werden so die tiefe Überzeugung begreifen, die noch jede Epoche von der Richtigkeit ihres Lebensstiles hatte. Die einen leben der Mutter nach, die anderen dem Vater. Soll denn das Kind seinen Eltern nicht vertrauen? Philosophen sind ja ein wenig kindisch allzumal mit ihren Systemen und Überzeugungen. Als kleine Kinder waren wir von der Allmacht und Allwissenheit unserer Eltern überzeugt. Dieser Glaube wird zwar später von den Eltern abgezogen, aber er geht nicht verloren. Überzeugt zu sein ist eine Kraft, die aus dem Animalischen stammt. Was kann überzeugter sein als ein Tier, das seinen Instinkten folgt: friedlich äsende Kühe oder eine zubeißende Giftschlange? Die Fähigkeit, überzeugt zu sein, stammt von dort und tritt bei Menschen in ihrem ersten Erlebnis zutage: Vater und Mutter. Das Über-Ich ist immer überzeugt, daß es recht hat, mag das die Gerechtigkeit des Vaters oder die der Mutter sein.

Man hat gesagt, das weibliche Prinzip sei schöpferisch, das männliche aber zerstörend. Da man die Männer raubend und mordend über den Erdball ziehen sieht, die Weiber aber Kinder gebären und aufziehen, liegt dieser Gedanke verführerisch nahe. Jedoch kann nicht übersehen werden, daß

Weiber nur gebären, wenn sie befruchtet werden, und daß die Biologie gerade in jüngster Zeit nachgewiesen hat, daß die Bisexualität ohne Ausnahme durch das ganze Reich des Lebendigen herrscht. Die Idee der ungeschlechtlichen Fortpflanzung (Parthenogenese) gehört der Vergangenheit an. Das zerstörende Prinzip scheint allerdings zu den stärkeren Muskeln zu gehören. Außerdem ist bei den höheren Tieren die sexuelle Aggression dem Männchen übertragen.

Ich glaube, daß die Frage für unsere Zwecke unabhängig von der Biologie rein psychologisch und da wieder menschlich-psychologisch studiert werden soll. Es handelt sich nicht um das weibliche und männliche Prinzip, was immer sie biologisch bedeuten mögen, sondern um das Väterliche und Mütterliche im psychologischen und auch im welthistorischen Sinne. Mütter gab es immer. Die junge Brut kannte ihre Mütter, und eine der wichtigsten psychoanalytischen Aufklärungen ist, daß die menschliche Psychologie zum Unterschied von der tierischen auf der übermäßig langen Hilflosigkeit des Menschenbabys, seiner fast vollkommenen Abhängigkeit von mütterlicher Pflege beruht. Väter gab es nicht immer. Es soll noch heute wilde Völker geben, die nicht wissen, daß der Sexualakt die notwendige Voraussetzung zur Geburt des Kindes ist. Unsere eigenen Kinder wissen es nicht, und wenn sie ihre ersten Fragen stellen, dann genügt ihnen zunächst die Antwort, daß sie aus dem Leibe der Mutter gekommen sind. Sie sehen Hühner Eier legen, Kühe Kälbchen werfen und der Zusammenhang mit der Mutter leuchtet ihnen ein. Die Frage: wie bin ich aber in den Leib der Mutter hineingekommen? kommt soviel später, daß es der Psychoanalyse leicht fiel, nachzuweisen, wie diese Frage bei sonst intelligenten Kindern durch eine geheime Angst gehemmt ist.

Der Zusammenhang mit dem Vater leuchtet nicht so unmittelbar ein und ist mit Angst besetzt.

Der Vater ist irgend einmal in der Vorgeschichte zur Familie gestoßen, die vorher „mutterrechtlich“ eingestellt war; ein Eindringling vom Anfang an, den die tiefsten, unbewußten Schichten unserer Seele nicht anerkennen und dessen Auftreten dem Kulturmenschen tausendfältige Neurose eingebracht hat. Freud hebt hervor, daß Hysterie und Zwangsneurose ein Privilegium des Menschen sind. Vielleicht sind sie ein Privilegium des „vaterrechtlich“ organisierten Menschen. Als Räuber, Krieger, Beschützer ist der Mann in der Familie zu Ansehen gelangt, eine endlose Reihe von Zwangseinrichtungen, zu denen das Privateigentum, die Monogamie, der Monotheismus und im Geistigen die Unerbittlichkeit der Logik gehören, ziehen in seinem Kielwasser.

Wem solche historische und prähistorische Spekulationen nicht liegen, der kann durch direkte Anschauung zu dem nämlichen Ergebnis gelangen. Wie schauen die Vertreter und Idealfiguren der verschiedenen Zeitalter aus? Die Römer waren Zwangsneurotiker, die Athener hysterisch. Cato war streng monogam, Sokrates spricht von der homosexuellen Liebe, als ob es gar keine andere gäbe. Die Romantiker zeigen weibliche Züge wie Shelley oder Novalis, wenn sie es nicht vorziehen, ihr Antlitz hinter Bärten zu verbergen. In Zwangszeiten blüht das Glück der harten Männer, in den anderen das der milderen Naturen, die sich getrauen, der mütterlichen Stimme nachzuleben. Man weiß nicht recht, ob man damit etwas Paradoxes oder etwas Selbstverständliches ausspricht. Verwickelt wird das Thema nur dadurch, daß die beiden Radikale niemals reinlich gesondert vorkommen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen.
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.

In einem und demselben Menschen kann zuerst das Zwangsmoment und dann das mütterliche zur Geltung kommen. Das geschieht besonders Extremisten, die nach der einen Richtung des Guten zuviel getan und so ihrer eingefleischten Doppelnatur zuviel Verdrängung zugemutet haben. So kommt es, daß man Physiker, Astronomen und rationalistische Schriftsteller, meistens gegen das Ende ihres Lebens, wenn sie die Leistung in ihrem eigentlichen Berufe abgeschlossen haben, manchmal ins Lager der Spiritisten abwandern sieht: einen Oliver Lodge, Camille Flammarion oder Conan Doyle. Ich kannte einen Mann, der zuerst Marxist und bolschewistischer Volkskommissär war. Plötzlich — es ist bezeichnend genug für die Natur des Extremisten, daß solche Wandlungen der Überzeugung sich nicht langsam vorbereiten, sondern plötzlich hervorspringen — hatte er ein „Bekehrungserlebnis". In unserer Sprache ausgedrückt: er rannte vom Vater zur Mutter. Er war von da an streng katholisch gesinnt, betete neue Götter an und fluchte den alten nur deshalb nicht, weil seine neue Weltanschauung ihm nicht mehr gestattete, zu fluchen. Hatte er früher — streng materialistisch — alles Übel in den Gesetzen des kapitalistischen Warenumlaufs gesehen, so sah er das Übel jetzt in der Gottlosigkeit unserer Zeit und in der Abkehr von den Lehren des Thomas von Aquin. Dabei veränderte dieser Mann auch seinen Gesichtsausdruck. Früher hatte er ausgesehen wie ein Rebell, jetzt zeigte er eine Art inneren Lächelns, wie man es bei durchgeistigten Priestern manchmal sieht. Die Wandlung

vom Vatertrotz zur Mutterliebe war ihm vom Gesicht zu lesen.

Wenn die Figur eines Zwangsmenschen in eine mütterliche Zeit gestellt ist, wird sie sich zur vollen Höhe nicht entwickeln können. Der Lyriker wird in einer dramatischen Zeit schlechte Figur machen. Von der Kraft der Persönlichkeit wird es abhängen, ob sie sich gegen ihre Zeit durchsetzt, tragisch zugrunde geht oder kampflos verkümmert. Gegen Ende einer Epoche häufen sich die Persönlichkeiten, die mit dem Pendel nach der anderen Seite schwingen. Nur die allergrößten, wie Goethe, Lionardo, Michelangelo — man muß dazu auch ein hohes Alter erreichen — gehören beiden Epochen an, weil sie die Welt in sich selbst tragen. Aber auch sie werden von ihren Zeitgenossen begriffen oder mißverstanden, vergöttert oder kaltgestellt, insoweit sie im Sinne oder gegen den Sinn ihrer Zeit schaffen. Am glücklichsten sind die mittleren Talente, die aus ihrer Zeit gedeihen, mit ihr leben und sterben. Sie sind die Journalisten, die man in allen Berufen tätig findet.

Freud ist eine vornehmlich männliche Erscheinung. Er stammt aus der heroischen Zeit der Naturwissenschaft und hat sie begriffen. Weniger gut hat diese Zeit ihn begriffen, denn er gehörte nicht ganz zu ihr. Ein Stück Freiheit ist in ihm, das seine Lehrer, der trockene Physiologe Brücke und der Hirnanatom Meynert, entweder nie besessen oder vielleicht in sich unterdrückt haben. Freud träumte von den „schrecklichen blauen Augen Brückes". Er hat in der Tat seine eigene Sehergabe zeitlebens streng diszipliniert — nicht streng genug vom Standpunkt seiner ehemaligen Kollegen aus Brückes mikroskopischem Laboratorium. Er sah, wie er selbst sagt, frühzeitig, daß er ein Schicksal zu erfüllen habe.

Ein Seher, der sich selbst zur geduldigsten Detailarbeit verurteilte. Er sieht es auch bei seinen Schülern nicht gern, wenn sie davonfliegen. Er will nicht, daß sie in großen Dimensionen arbeiten, kühne Theorien entwickeln. Er will sie zu Naturforschern erziehen, die sich geduldig der Detailarbeit widmen und Theoretisieren anderen überlassen. Psychologie verführt aber zu Theorien, sowie man den langweiligen Boden des Experiments verläßt und zur verstehenden Psychologie übergeht. Man kommt da ohne Deutung und Einfühlung nicht aus. Freud selbst ist es so ergangen, daß er schließlich zu ganz außerordentlichen Dimensionen gelangte. Hätte er sie erreicht, wenn sie nicht vom Anfang an in ihm gewesen wären? Freud sagt über Charcot: „Er war kein Grübler, kein Denker, sondern eine künstlerisch begabte Natur, wie er es selbst nannte, ein „Visuel", ein Seher. Von seiner Arbeitsweise erzählte er uns selbst folgendes: Er pflegte sich die Dinge, die er nicht kannte, immer von neuem anzusehen, Tag für Tag den Eindruck zu verstärken, bis ihm dann plötzlich das Verständnis derselben aufging. Vor seinem geistigen Auge ordnete sich dann das Chaos, welches durch die Wiederkehr immer derselben Symptome vorgetäuscht wurde; es ergaben sich die neuen Krankheitsbilder, gekennzeichnet durch die konstante Verknüpfung gewisser Symptomgruppen; die vollständigen und extremen Fälle, die „Typen", ließen sich mit Hilfe einer gewissen Art von Schematisierung hervorheben und von den Typen aus blickte das Auge ... man konnte ihn sagen hören, „die größte Befriedigung, die ein Mensch erleben könne, sei, etwas Neues zu sehen, das heißt, es als neu zu erkennen ..."

Wir wissen heute, daß Charcot, soviel er auch richtig gesehen und beschrieben hat, doch in seinen Einteilungen und

Darstellungen der Hysterie und der Hypnose vielfach in die Irre gegangen ist. „Dabei war er kein Grübler, kein Denker“, sondern beschränkte sich darauf, zu sagen, was er mit seinen leiblichen Augen und wenig Deutung wahrzunehmen glaubte. Freuds Welt ist die sinnhafte Psychologie, in der Handgriffe, Reflexhammer und Elektroden nicht zählen.

In den letzten Jahren will der Streit nicht verstummen, ob die Psychoanalyse eine Naturwissenschaft oder eine Geisteswissenschaft ist. Hatten die Zeitgenossen den jungen Freud nicht verstanden, so scheint es manchmal, als wollte Freud den Wandel der Zeiten und die Verschlungenheit des Problemes: Welt der naturwissenschaftlichen Beschreibung hier und Welt der geistigen Werte dort — nicht anerkennen. Ich selbst habe immer die Meinung vertreten, daß der wertvollste und ewige Teil der Psychoanalyse die Entdeckung von Mechanismen des Seelenlebens sei. Man hat noch nicht vergessen, wie Freud — ein Edison der Psychologie — die Welt durch immer neue, höchst aufregende naturwissenschaftliche Entdeckungen in Erstaunen versetzte. Er hat ein Gebiet, das für ewige Zeiten der Mystik überantwortet schien, für die Wissenschaft erobert. Er hat das scheinbar Irrationale rational gemacht. Daß er aber über das hinaus allezeit ein großer Magier ist, getraue ich mich nicht zu bestreiten. Der Kampf des mütterlichen: „Getrau dich nur, denn du bist auserwählt!“ mit dem väterlichen: „Sei nur gerade du besonders vorsichtig, daß du nicht strauchelst!“ tobt vulkanisch in Freuds Natur. Mit anderen bin ich auf die Frage verfallen, ob denn die strenge Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft im Bereiche der Psychologie überhaupt zurecht besteht. Wenn man überschaut, wie wenig die Gehirnanatomie und die experimentelle Psychologie — diese reinen

Naturwissenschaften — zu dem beigetragen haben, was heute unser neues, teilweise beglückendes, teilweise erschreckendes Wissen um den Menschen ausmacht, dann beugt man sich vor der Weisheit der Sprache, die das Wort „Seher" geschaffen hat, in dem sie das Sehen der äußeren Objekte und das Sehen nach innen vereinigt. Es muß auch eine künstlerische Naturwissenschaft geben und ohne das Zusammentreffen von Idee und Beobachtung in Tiefen, die wir Ahnung oder Inspiration nennen, wird es niemals einen großen Psychologen geben, hat es wenigstens bis jetzt keinen gegeben. Helmholtz fordert für den Historiker, Philologen, Juristen „eine fein und reich ausgebildete Anschauung der Seelenbewegungen des Menschen". Allein, was sieht man denn, wenn man Seelenbewegungen anschaut? Und was ist das für ein Instrument, mit dem man sie betrachtet? Früher hat man die Psychologie den Dichtern überlassen. Dann kam Nietzsche, den man den Dichterphilosophen nannte. Hernach kam Freud, ein Mann, der viele Jahre im Laboratorium verbracht hatte und an sich selbst die Anforderungen der Naturwissenschaft stellte. Die Ärzte und Schulpsychologen seiner Zeit haben ihm mit Befremden zugeschaut. Er beteuerte aber immer wieder, daß er, gerade so wie sie, streng kausal, eines aus dem andern entstehen lasse, daß alle eingeladen seien, seine Lehre, seine Beobachtungen nachzuprüfen. Also steht er mit seinem Gewissen auf der Seite derer, die ihn für die Naturwissenschaft einfordern. Er hat sich aber niemals ausdrücklich darauf festgelegt. Er betreibt — wie ich glaube — künstlerische Naturwissenschaft im Sinne Goethes. In seinen klassischen Arbeiten ist ihm die Vereinigung von väterlicher und mütterlicher Schöpferkraft gelungen. Er hat uns viel Trost ge-

bracht. In seinen letzten, weltanschaulichen Arbeiten ist er sehr hart geworden: „So sinkt mir der Mut, vor meinen Mitmenschen als Prophet aufzustehen, und ich beuge mich dem Vorwurf, daß ich ihnen keinen Trost zu bringen weiß, denn das verlangen sie im Grunde alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich, als die bravsten Frommgläubigen ..."

Er will also nicht sehen, — was er uns ehemals selbst gezeigt hat, — daß wir in unserem Innern nicht nur einen Vater, sondern auch eine Mutter haben. Nicht mehr klingt ihm jener Schlußakkord aus Goethes Fragment: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch heraus führen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schelten, sie wird ihr Werk nicht hassen."

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Aggression

Ich fand oft ein Vergnügen daran, Mittel auszudenken, wie ich diesen oder jenen Menschen ums Leben bringen, oder Feuer anlegen könnte, ohne daß es bemerkt würde, ob ich gleich nie den festen Entschluß gefaßt habe, so etwas zu tun, noch auch die geringste Neigung dazu in mir verspürt, und bin sehr oft mit solchen Gedanken eingeschlafen.

Lichtenberg

Die Voraussetzung: „der unverdorbene Mensch hat von Natur bei allen Leiden seiner Mitgeschöpfe ein unangenehmes Gefühl" ist falsch, weil einseitig. Das Leiden, die Marter hat vielmehr etwas schauderhaft Anziehendes, es bewirkt Grauen und Ergötzen zugleich. Haben Sie jemals den Ausdruck von Kindern bemerkt, wenn sie dem Schlachten eines Schweines zusehen? Nein? Nun, so rufen Sie sich das Medusenhaupt vor die Seele. Tod, Grausamkeit, Wollust,

hier sind sie beisammen. Muß ich Ihnen sagen, nach dem, was ich so oft gesagt, wie das kommt? Der gute und der böse Dämon empfangen uns bei der Geburt, um uns zu begleiten. Der böse Dämon ist meist der stärkere und gesündere; er ist der heftige Lebensdrang. Der gute Dämon aber winkt zurück, und gute Kinder sterben früh; ihnen sind die Engelsflügel nicht abgeschnitten. Kurzum, der natürliche, unverdorbene Mensch, also besonders das Kind, muß überwiegend böse sein, sonst ist seines Bleibens nicht in dieser Welt. Und die Jagdlust? Die Jagdlust ist ein Stück Lebenslust. Sie ist eine Übung der Daseinsbedingungen: List, Scharfblick, Kraft, Gewandtheit, verbunden mit dem Reize der Grausamkeit. Sie ist folglich natürlich, folglich bös. Und die Strafe bleibt nicht aus. Jeder Jäger wird mal ein Hase, früher oder später, denn die Ewigkeit ist lang. Was mich betrifft, so werd' ich jedenfalls, nachdem ich ein- oder zwei- oder drei- oder hundertmal gestorben, ein Spatz. Mein Weibchen wird ein Netz zusammenzotteln unter dem Dach; es wird Eier legen; und wenn dann die wackelköpfigen Jungen ausgekrochen, so kommt ein flachshaariger Bub daher, holt eine lange Stange, spaltet sie an der Spitze und heraus mit dem Nest! Da wird der alte Spatz ein schönes Geschrei erheben!

Wilhelm Busch
(Aus einem Brief an Maria Anderson)

Träume

Alle verschiedenen Arten und Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne als irgendeinem heutigen Kenner der menschlichen Seele zu sein.

Gerhart Hauptmann
(„Emanuel Quint", 1910)

Doch Träume sind Begierden ohne Mut,
sind freche Wünsche, die das Licht des Tags
zurückjagt in die Winkel unsrer Seele,
daraus sie erst bei Nacht zu kriechen wagen.

Schnitzler
(„Der Schleier der Beatrice")

Goethe und Freud

Von

Heinrich Meng

Am 28. August 1930, am Geburtstag Goethes, ist der Goethepreis der Stadt Frankfurt für das Jahr 1930 an Sigmund Freud verliehen worden Wir verweisen hier auf Heft 5 (Jg. 1930) der Zeitschrift „Die psychoanalytische Bewegung", in dem der Briefwechsel zwischen dem Kuratorium der Frankfurter Stiftung und Sigmund Freud, der Text der Widmungsurkunde und die am Tage der Preisverleihung im Frankfurter Goethehaus von Anna Freud verlesene Ansprache Sigmund Freuds wiedergegeben sind. In diesem Heft ist auch die Rundfunkrede Alfons Paquets über den Goethepreisträger abgedruckt, ebenso ein großes Essay von Wittels über „Goethe und Freud" und eine eingehende Studie von Walter Muschg über „Freud als Schriftsteller" veröffentlicht; ein Aufsatz von Reik im gleichen Heft, „Wir Freud-Schüler", knüpft ebenfalls an den Goethepreis an. Wir verweisen auch auf das darauffolgende Heft der „Psychoanalytischen Bewegung" (Jg. 1930, Heft 6), in dem eine Zusammenstellung der Pressestimmen zur Goethepreisverleihung gegeben wird. Hier drucken wir die Schlußausführungen eines Vortrages ab, den Dr. Heinrich Meng (Frankfurt) am 4. Oktober 1930 im Großen Saal des Volksbildungsheims in Frankfurt über den Goethepreisträger gehalten hat.

Wenn das Werk eines Menschen so stark die Aufmerksamkeit der Wissenschaft und des Volkes auf sich zieht, wie das Werk Freuds, so ist das nur möglich, wenn hier ein Anstoß gegeben ist, Verhältnisse von grundlegender Bedeutung zu klären. Freud war zuerst interessiert daran, das krankhafte Seelenleben zu erforschen, entdeckt aber mit naturwissenschaftlichen Methoden und intuitiver Einfühlung eine neue Psychologie des kranken und des gesunden Menschen. Er überschreitet die Grenzen, die ihm als Arzt gesetzt schienen, er schließt von den seelischen Leistungen des Einzelnen auf die seelischen Leistungen menschlicher Gemeinschaften, auf die der Völker. Er taucht tief in das Meer des Unbewußten, in dem alle Menschen mütterlich verwurzelt sind. Er zeigt die Erdgebundenheit aller Sehnsucht nach Vervollkommnung, Schönheit und Licht, und gleichzeitig die Quelle

schöpferischer Kraft im Halbdunkel, Dunkel, und in der Nacht, in Wildheit und Tierheit.

Als die Stadt Frankfurt 1930 Freud den Goethepreis verlieh, hat sie das Beispiel einer kulturellen Tat öffentlich gegeben, das einer Stadt mit alter Kultur würdig ist. Sie hat einem der wenigen lebenden ganz großen Menschen zu Lebzeiten gesagt, was ihm die Zeit und die kommende Generation an Dank und Ehrfurcht schulden. Die geistige internationale Welt ist Frankfurt dankbar, daß sie sein Lebenswerk öffentlich herausgehoben hat, nachdem keine andere Instanz der Welt ihre Vorurteile hat abbauen können, um Freud zu ehren. Es ist das um so mehr anzuerkennen und war besonders deshalb nötig, weil Freud jahrelang bekämpft, verachtet, totgeschwiegen und verleumdet wurde. Man hat ihn dann stückweise anerkannt, als Ausdehnung und Macht seiner geistigen Arbeit wuchsen. Man hat von allen Seiten seine Forschungsergebnisse benützt, auf anderen Wegen wiedergefunden und bestätigt. Es bedeutet sehr viel, daß ein Mensch ohne Rücksicht auf persönliche Feindschaft und Degradierung ununterbrochen weiterforschte, auch dann, wenn er unter schärfstem Protest maßgebender Menschengruppen wurmstichige Fundamente der Scheinkultur, des Aberglaubens und sogenannter höchster Güter der Menschheit bloßstellt. Es war dabei nicht zu umgehen, daß er die innere Unsicherheit und Unwahrhaftigkeit zeitgenössischer Einrichtungen enthüllte und ihre Unbrauchbarkeit für die kulturelle künftige Menschheitsentwicklung aufzeigte.

Nach der Ordnung für die Verleihung des Goethepreises soll der Preis einer mit ihrem Schaffen bereits zur Geltung gelangten Persönlichkeit zuerkannt werden, deren schöpferisches Wirken einer dem Andenken Goethes gewidmeten

Ehrung würdig ist ... Das Sinnbild, das meines Erachtens der Ehrung zugrunde liegt, ist die Erkenntnis, daß Freud ein ebenso großer Künstler wie genialer Schaffer neuer wissenschaftlicher Betrachtungsformen ist und Bahnbrecher in der Durchforschung der Menschenseele, er ist wie Goethe einer der Menschheitslehrer.

Dadurch, daß er alle Äußerungen unserer Kultur ebenso wie ihre Krankheiten und Verirrungen bis zu den unbewußten gemeinsamen Quellen der gesamten Menschheit erforscht hat, hat er das Gemeinsame, die „Allseele" der Menschheit mehr als jemand vor ihm erfaßt. Durch diese Leistung wurde er Weltbürger, wie es auch Goethe war; er dient durch seine Lebensarbeit dem versöhnenden Verständnis der einzelnen über alle Spaltungen und Unterschiede hinaus und bereitet die psychologische Basis für wissenschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit aller Nationen vor.

Zu Freuds Kulturbetrachtung

(„Das Unbehagen in der Kultur")

Von

Theodor Reik

Aus dem Jahrgang 1930 (Bd. XVI) der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften". (Jährlich 4 Hefte, ca. 560 Seiten Lexikonformat; Abonnement RM. 22·— jährlich.)

I

Die letzten Schriften Freuds sind auch für viele, die sich seine Anhänger nennen, eine Quelle ernster, manchmal peinlicher Verlegenheit geworden. Ihre Einreihung bereitete gewisse Schwierigkeiten, ihre Etikettierung innerhalb der wissenschaftlichen Literatur vollzog sich nicht so glatt als es wünschenswert gewesen

wäre. Sie hatten wenig mit den Problemen der Neurosenlehre in jenem engeren Sinne zu tun. Sie waren eher eine besondere Art Erörterung und Kritik der abendländischen Kultur, ein Versuch der Kulturbetrachtung — doch unternommen unter denselben Gesichtspunkten, die früher die psychologische Durchdringung der Psychoneurosen bestimmt hatten. Der entwaffnenden Naivität einiger Kritiker scheint es nun, als sei der Bogen, der von der einen Gruppe der Freudschen Arbeiten zur anderen führt, die Identität der Person. Er ist eher die einer Persönlichkeit, die gewohnt ist, ihre Gedankenwege bis ans Ende zu gehen.

Nicht nur der Inhalt dieser Probleme, auch die Art ihrer Behandlung mußte ernstes Befremden hervorrufen. Es ist nämlich nicht mehr zu verkennen, daß sich Freud in diesen letzten Schriften subjektiver gibt als in den früheren, daß er etwas von seiner persönlichen Stellung zu den großen Fragen der Zeit und der Zeiten verrät. Gegenüber der nur dem Forschungsobjekt zugewandten, unpersönlichen Haltung früherer Jahre getraut er sich nun der Äußerung eigener Ansichten, die von der Tradition erheblich abweichen. Die Wissenschaft wird gewiß emphatisch erklären, daß sie mit all dem nichts zu tun hat und daß es wissenschaftlich nicht zu verantworten sei, eigene Ansichten über die Beziehungen von Glück und Kultur zu äußern. Ist nicht „Die Zukunft einer Illusion“ gewissermaßen das Credo eines Glaubenslosen, enthält nicht „Das Unbehagen in der Kultur“ ein Stück Weltanschauung eines Beobachters, der sich von Weltanschauungsfragen sorgfältig ferne hielt? Man erinnert sich noch der strengen Zurechtweisung, die Freud nach der „Zukunft einer Illusion“ von Abderhalden und anderen Klinikern erfuhr. Sie wird sich jetzt verschärft wiederholen. Kultur und Glück — so spricht man nicht zu Internisten.

Freuds Subjektivität hat freilich ihren besonderen Charakter: noch im Persönlichen tritt das Überpersönliche hervor. Es sind noch immer Beobachtungen vom anderen Ufer. Anders ausgedrückt: der Eindruck persönlicher Anteilnahme an den Problemen schließt den anderen nicht aus, daß diese Probleme dennoch schon aus einer großen Distanz gesehen sind. Als der Kern dieses Subjektivismus erscheint die stillschweigende Voraussetzung, die Tradi-

tion als Argument nicht gelten zu lassen. Der als selbstverständlich gefühlte Vorsatz, die allgemeine Meinung zu überprüfen, auch wenn sie jahrhundertelang allgemein war. Er hat uns Schüler durch sein Vorbild und seine Kritik gelehrt, die Hochschätzung jeder ernsten Forscherarbeit mit einer gewissen Respektlosigkeit gegenüber dem konservativen Geist der Wissenschaft zu verbinden.

Auch in anderer Richtung ist der Charakter dieser letzten Schriften von dem der früheren unterschieden. Die Andacht vor dem Kleinen ist noch immer da, aber die großen Zusammenhänge treten daneben hervor. Das Mikroskop wird oft beiseitegelegt und das Fernrohr herangerückt. Eine Mahnung aus den Makamen des Harîrî bezeugt die Berechtigung, ja Notwendigkeit eines solchen Wechsels des Standpunkts:

„Zu nah den Augen ist nicht besser als zu fern —
Dich selbst durchschaust du nicht und nicht den Weltenstern.“

Noch immer ist Klarheit das Ziel der Arbeit, aber manchmal tritt nun Abgeklärtheit in den Vordergrund. Noch immer ist der Beobachter in Freud übermächtig, aber daneben erscheint der Betrachter. Noch immer ist es das Wissen, dem sein bestes Streben gilt, aber manchmal wird es von dem nach Weisheit abgelöst.

Ein Einwand sagt: dieser Eindruck ergebe sich einfach daraus, daß die letzten Schriften Freuds Themen behandeln, die sich so sehr von den früheren unterscheiden. Man könne doch den Kampf zweier Urtendenzen der Entwicklung, das Ringen um die Kultur nicht in demselben Geiste, nicht mit derselben unpersönlichen Objektivität behandeln wie etwa die Darstellung eines Falles von Hysterie oder Zwangsneurose? Hier trete einfach jene Eigenschaft hervor, die sich der Akkomodation des Auges vergleichen lasse, eine Fähigkeit, sich auf größere und kleinere Entfernungen einzustellen. Das läßt sich hören — wenn es auch manchmal etwas zu sonor, zu volltönig vorgebracht wird. Immerhin erklärt es nicht, warum Freud in den letzten Jahren immer wieder gerade diese Probleme in das so akkommodationsfähige Auge faßt — nachdem er so lange immer nur das Kleine, ja Kleinste aufmerksam betrachtete. Zugegeben, daß das zu Betrachtende eine Änderung

der Betrachtungsweise bedingt, aber erklärt dies den Wechsel der zu betrachtenden Gegenstände?

Was hier an Gedanken und Erwägungen, Einfällen und kritischen Überprüfungen zutage tritt, scheint fertig und gerüstet, so wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervortritt. Diese Erkenntnisse, die so überraschend anmuten, scheinen nicht erarbeitet, sondern selbst irgendwie geheimnisvoll aufgetaucht. Sie sind auch nicht erarbeitet im Sinne bürgerlichen Gelehrtenfleißes und mühseligen Nachdenkens, sie sind Funde. Dennoch ist jener Eindruck unrichtig. Die Freudschen Entdeckungen sind so lange und so langsam im Stillen gereift, daß sie gewissermaßen fertig an ihren Entdecker herantraten. Diese vollen Eimer kühlen, klaren Getränkes kommen aus tiefem Brunnen; sie haben lange gebraucht, bis sie an deren Rand gelangten.

Die Lektüre jedes Freudschen Buches hinterläßt den Eindruck: dieser Forscher sieht die Dinge so, wie wenn er sie zum erstenmal sähe. Der Eindruck entsteht dadurch, daß Freud die Dinge so oft und so lange betrachtet hat, bis er sie gleichsam wieder zum erstenmal sieht, das heißt: zum erstenmal etwas Neues in ihnen sieht.

Auch die Überlegungen in „Das Unbehagen in der Kultur" scheinen eben jetzt geboren, dem Tage ihrer Niederschrift anzugehören. Sie sind doch nicht von heute und nicht von gestern. Sie stammen von viel früher und sind nur gestern und heute wieder überprüft worden.

II

Nach der Lektüre der „Zukunft einer Illusion" wurde hier die Vermutung ausgesprochen, der Autor habe ursprünglich die Absicht gehabt, die Kulturbedingungen allgemein zu diskutieren, die Illusionen, welche die Kulturentwicklung begleiten, einzeln aufzuzeigen. Hat Freud diese Absicht in dem neuen Buche ausgeführt? Nein, aber er gab etwas Ähnliches: eine Fuge über das Thema Kultur und Menschenglück in einem *Allegro*, das am Ende *Maestoso* genannt werden müßte.

Die Einleitung des Buches steht jenem ursprünglichen Plane

noch am nächsten. Sie scheint mir der schwächste Teil der Schrift, scheint mir nur halb gelungen, verglichen mit den Einleitungen anderer Bücher Freuds, das will sagen: gemessen am höchsten Maßstab. Ist der Abschnitt von allem Anfang an als einleitender dieser Schrift geschrieben worden? Ist er nicht etwa erst später an diese Stelle gerückt worden? Wie dem auch sei, er würde seine Bedeutung auch außerhalb dieses Buches behalten. Die Verbindung des Abschnittes mit dem Hauptteil des Buches ist sehr lose — wenn man nicht die äußeren Bindeglieder, sondern das wesentliche innere Band beachtet. Was hier vorausgeschickt wurde, läßt das Folgende nicht im geringsten ahnen. Es ist eher ein Prolog, der mit dem folgenden Drama wenig zu tun hat, als ein Vorspiel, das die Handlung vorbereitet.

Eine Vermutung drängt sich hier auf: vielleicht ist der Ausgangspunkt der Einleitung für diesen Charakter des Detachierten, der ihm anhaftet, verantwortlich zu machen. Der Abschnitt wird nämlich von den Äußerungen zweier Freunde des Autors eingerahmt. Die erste — hier hebt das Thema dieses Abschnittes an — behauptet, die eigentliche Quelle der Religiosität sei ein Gefühl wie von etwas Ewigem, gleichsam „Ozeanischem". Dieses Gefühl habe er, jener Freund, in sich und vielen anderen gefunden. Der andere Freund versichert, er könne in den Yogapraktiken etwa durch besondere Atmungsweisen neue Empfindungen und Allgemeingefühle in sich erwecken und in der Ekstase zu vielem, bisher verschüttetem Wissen vordringen. Sind diese Äußerungen würdig, als Karyatiden des Gebäudes zu erscheinen? Sie überraschen durch ihren besonderen Mangel an Neuheit. Ihr Inhalt ist um einiges öfter gehört worden als der anderer alter Weisheiten. Er füllt die Bücher der Frommen und Weisen nur seit einigen Jahrhunderten. Freud steht diesen Äußerungen seiner Freunde wahrhaftig nicht kritiklos gegenüber; aber er benützt sie als Sprungbretter und hätte so viel bessere wählen können. Er widmet ihnen ein Interesse, das durch die Freundschaft erklärlicher ist als durch ihren Inhalt. Er findet sich „durchaus bereit" anzuerkennen, es gebe bei vielen Menschen ein ozeanisches Gefühl jener Art. *„I am rather sceptical."* Ich hege den Verdacht, es handle sich bei jenem Freunde, nun, eher um ein Sentiment als um ein Gefühl. Wie soll man es möglichst schonend

ausdrücken? Es besteht ein krasses Mißverhältnis zwischen diesen Äußerungen der beiden Freunde und den folgenden Äußerungen des dritten, der sie anführt.

Der Abschnitt gipfelt nicht in der Diskussion der ozeanischen Empfindung und der Zurückführung dieser ziemlich fragwürdigen Erscheinung auf die Entwicklung des Ich-Gefühles. Ein Seitenweg, der bedeutsamer wird als der zuerst eingeschlagene, eröffnet das Problem der Erhaltung des Psychischen. Freud gibt auch hier eher Andeutendes als Ausgeführtes, eher Hinweise auf eine Lösung als diese Lösung selbst, eher fruchtbringende Zweifel als inhaltsleere Gewißheiten. Der Bildungspöbel aller Länder schätzt solche Versuche nicht: er liebt an der Wissenschaft die Sicherheiten. In der Wissenschaft wie auf allen Gebieten des Lebens gilt ihm die Losung: zuerst Sicherheit. Der Zweifel ist ein Feind der göttlichen und menschlichen Ordnung.

Der Höhepunkt dieser Einleitung liegt auf jenem Spaziergang auf dem Seitenwege: in einem Vergleich der Eigentümlichkeiten seelischer Vorgänge mit den Besonderheiten eines wechselnden Stadtbildes. Freud hat sich bereits des öfteren — z. B. in der Notiz über den Wunderblock und in verstreuten Bemerkungen — bemüht, jene Dauer im Wechsel, jenen Wechsel in der Dauer der psychischen Prozesse darzustellen. Der hier vorliegende Vergleich kommt der so schwer beschreibbaren Sachlage am nächsten — wenngleich nicht nahe genug. Er ist besonders anschaulich und endigt doch im Unanschaulichen. Es ist, als wolle man in der hohlen Hand fließendes Wasser ballen. Es ist zuviel und doch nicht genug. Die einander ablösenden und doch nebeneinander bestehenden Gestalten der „ewigen Stadt" sich zu gleicher Zeit vorzustellen ist unmöglich und dennoch würde nur eine solche Vorstellung — vergleichsweise gesprochen — ein Verständnis für die Eigenart des psychischen Geschehens ergeben. Es ist ein Versuch, was wir besitzen, wie im Weiten zu sehen und, was verschwand, zu Wirklichkeiten werden zu lassen — in einem anderen Sinne als jene Zeilen Goethes, doch in einer ähnlichen Sinnesart. Nur wer versucht hat, die Besonderheiten des Psychischen in ähnlichen Bildern — etwa in dem bei den Analytikern beliebten Vergleich mit einem Palimpsest — festzuhalten, wird den Freudschen Vergleich völlig

würdigen können. Sollte mich übrigens mein Gefühl irreführen, wenn ich zu erkennen glaube, daß dieser Vergleich durch die unbewußte Erinnerung an einige Reden Giacomo Bonis und Nicole Langeliers in Anatole France s *„Sur la pierre blanche“* angeregt wurde?

Immerhin führt auch diese Diskussion eher vom Hauptthema der Untersuchung weg als zu ihm hin. Freud scheint dies selbst anzudeuten, wenn er sagt, das Thema sei so reizvoll und bedeutsam, daß wir ihm auch „bei unzureichendem Anlaß“ Aufmerksamkeit schenken dürfen. Innerhalb der strengen und großen Linien des Freudschen Werkes ist diese Einleitung mit allem Bedeutenden und Anregenden ein Stück von lässigerer Architektur.

III

In großen, reinen Linien bewegt sich die folgende Untersuchung über die Möglichkeiten des Glückes innerhalb der Kultur — bis sich diese Linien vereinigen, verschlingen und das Ganze vielgestaltig und höchst mannigfaltig erscheint, um sich endlich in zwei große Gegensätze zu sondern. Was zuerst gezeigt wird, ist die Fadenscheinigkeit der Glücksfetzen, die sich der Mensch mühsam erkämpft, ist die Bedrohung und Beeinträchtigung der Glücksmöglichkeiten durch die Kultur. Das Glück ist im strengsten Sinne kein irgendwie dauerhafter Zustand; es „entspringt der eher plötzlichen Befriedigung hoch aufgestauter Bedürfnisse und ist seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich“. Die nach vielen Richtungen auseinanderstrebende Untersuchung — man könnte sie einer Rhapsodie vergleichen — schließt sich doch von allen Seiten wieder zu dem Resultat zusammen, daß die Wege zum Glück verschieden seien und ihre Gemeinsamkeit nur darin liegt, daß sie alle ihr Ziel nicht erreichen. Keiner der Wege führt völlig bis dorthin. Dennoch bleibt das Glück ein uns gestelltes Problem der Libidoökonomie, dessen Lösung jeder nach seiner Art versuchen muß.

Die großen Wege des Glücksstrebens oder der Leidabwehr werden mit ihren psychologischen Besonderheiten dargestellt. Dreierlei sind diese Mittel, das Leid zu mildern: Ablenkungen, die uns unser Leben gering schätzen lassen, Ersatzbefriedigungen, die es

verringern, Rauschstoffe, die uns für dasselbe unempfindlich machen: („Dreifach haben sie mir gezeigt, wenn das Leben uns nachtet, wie man's vertrinkt, verspielt, vergeigt und es dreifach verachtet.")

An keiner Stelle dieser Ausführungen geht der Ton des Forschers oder Beobachters in den eines Führers zum Lebensglück oder eines philosophischen Ratgebers über. Er bleibt sachlich, ruhig, wo Schmerzlichstes behandelt wird. Er scheint manchmal geradezu absichtsvoll kühl, wo für jeden Empfindlichstes besprochen wird. In einem einzigen Satze klingt so etwas wie ein lehrhafter Unterton an: „Wie der vorsichtige Kaufmann es vermeidet, sein ganzes Kapital an einer Stelle festzulegen, so wird vielleicht die Lebensweisheit raten, nicht alle Befriedigung von einer einzigen Strebung zu erwarten" (S. 37). Solche Mahnung, der griechischen Anschauung von der Sophrosyne verwandt, hat ihre Berechtigung in sich, aber Freud weiß gewiß, wie vergeblich sie bleiben muß. Es scheint, als müsse jede Jugend ihre Illusionen hegen und in Schutt versinken sehen, als könne wirklich keiner keinem ein Erbe hier sein. Aller Wandel der Menschen scheint immer derselbe zu sein und keine Generation von der früheren viel zu lernen. Was an Einsichten übernommen wird, versinkt rasch vor der Erregung des Tages. Der Lebenssatte kann den Lebenshungrigen nicht verstehen — ein Spezialfall des gegenseitigen Nichtverstehens, das die dauernde Grundlage der Gesellschaft ist.

Auch die geschlechtliche Liebe wird nach ihrem Glückswert gewürdigt; daneben das Leid, das sie verspricht und hält. Fraglos hat die Beziehung zwischen Mann und Frau einen bedeutsamen Anteil an der Kulturentwicklung der Menschheit, aber ebenso unzweideutig äußert sich die Entzweiung zwischen der Kultur und der Liebe, die im Gegensatz der Frauen zur Kulturströmung und in der Aufgabe immer ausgebreiteterer Triebsublimierung der Männer begründet ist. („*Souvent la femme nous inspire les grandes choses*", sagt Dumas Sohn mit tiefer Verbeugung, aber er fügt, sich aufrichtend, hinzu: „*qu'elle nous empêchera d'accomplir*"). Jene andere flüchtige Reisebekanntschaft des Lebens, die Freundschaft genannt wird, wird hier nur gestreift. Auch das Wort des Weisen, es sei niemand vor dem Tode glücklich zu schätzen, ist

nirgends angeführt und bekräftigt. Es scheint, als schätze Freud das Glück, das nach dem Empfange der heiligen Sterbesakramente gefühlt wird, nicht gebührend hoch ein.

Die merkwürdige Untersuchung verengt sich nun zur näheren Betrachtung und psychologischen Einschätzung jener Leidquelle, die wir gemeinhin Kultur nennen. Es eröffnet sich hier eine merkwürdige, antinomische Situation. Die Kultur, der wir doch alle Waffen entlehnen, die wir im Kampf gegen das Leid besitzen, bereitet uns auch Leiden. Sie ist Heilmittel und Gift zugleich. Freud gibt hier eine Art Kulturgeschichte in gedrängtester Form, die Geschichte der Kulturerwerbungen und der Verluste durch die Kultur. Diesem Panorama der Kulturentwicklung kann nur in Freuds Werk Ähnliches zur Seite gestellt werden. Was hier auf einigen Seiten dargestellt wird, gibt Anregungen für die Arbeit einer Generation von Forschern, greift in die Vergangenheit zurück, umfaßt das Heute und sucht das Morgen zu erkennen. Nur auf einige, wenige Aspekte sei hier verwiesen.

IV

Freuds Ausführungen lassen erkennen, daß seiner Ansicht nach die Kulturentwicklung zur Einschränkung der Sexualität drängt. Diese Einschränkung wird dadurch nötig, daß die Beherrschung der Aggressionsneigungen des Menschen so viele lebendige Kraft bindet. An dieser Stelle fallen einige Worte über das Programm jener Bewegung, die meint, das gesamte Unglück der Kulturmenschheit werde nur durch die Einrichtung des privaten Eigentums verursacht und die von dessen Aufhebung das irdische Glück erwartet.

Freud erkennt natürlich an, daß man mit der Aufhebung des Privateigentums der menschlichen Aggressionslust eines ihrer Werkzeuge entzieht, „gewiß ein starkes und gewiß nicht das stärkste". Er gibt sich doch nicht dem rosenroten Optimismus der Anschauung hin, die alles Übel des Einzellebens und des Daseins der Gemeinschaften aus diesem einen Punkte zu kurieren sich vermißt. Wer viele Menschenschicksale sich abrollen gesehen hat, kann jenen flachen Glauben an diese alleinseligmachende Weltordnung nicht teilen. Es scheint, als seien Organisationen zur Einrichtung des

Menschenglückes überhaupt wenig aussichtsreich, während die organisierten Bestrebungen, Menschen unglücklich zu machen, sich großer und ausgebreiteter Erfolge rühmen können. Der Mensch gleicht jenem Bäumchen, das immer andere Blätter hat gewollt, und ich zweifle nicht daran, daß es auch dann andere Blätter wollen wird, wenn sein Laub durch und durch rot sein wird.

Wenn Freud hier die psychologische Voraussetzung des Kommunismus als „haltlose Illusion“ charakterisiert, so hat er sich damit sicherlich die Sympathien vieler Menschen — und darunter vieler wertvoller — verscherzt. Es scheint indessen sein Schicksal zu sein, sich in einem besonderen Zeitpunkt mit seinen Anschauungen in Widerspruch zu allgemein und gerne geglaubten Anschauungen zu setzen. Schon begann die Lehre von der Verdrängung in der Wissenschaft durchzudringen, schon sah man eine nahe Zeit voraus, da die Theorie der sexuellen Ätiologie der Neurosen sogar den Ärzten einleuchten würde, da erschütterte Freud das allgemeine Vertrauen, das sich ihm langsam zuwendete, durch die Behauptung, daß die Religion von der Art einer Illusion sei. Namentlich die Geister, die naturwissenschaftlich erzogen waren, haben ihm die Enttäuschung, die er ihnen so bereitete, noch nicht verziehen. Die meisten freien Geister sind heute nämlich im tiefsten gläubig. Es ist das Kennzeichen eines wahren Naturforschers, daß er sich strenge auf sein Beobachtungsmaterial beschränkt, die Bildung jeder Hypothese, die über die Empirie hinausführt, energisch zurückweist und im übrigen unerschütterlich an das Absolute glaubt. Nur auf dieser Grundlage ist freie, voraussetzungslose Wissenschaft möglich.

Die Entrüstung, die sich nach dem Erscheinen der „Zukunft einer Illusion“ namentlich in Ärztekreisen erhob, war groß. Die Priester der verschiedenen Religionen verhielten sich verhältnismäßig tolerant, aber einige unserer ärztlichen Kapazitäten erklärten, daß Freud das Heiligste in den Staub zerre. Man behauptet, es gebe eine große Anzahl ungläubiger Priester, aber man wird, wenn man jene Äußerungen über Freuds Buch verfolgt, an der Glaubensstärke mancher Psychiater und Nervenärzte keinen Zweifel mehr hegen.

Die Kommunisten, welche mit tiefer Befriedigung Freuds Aus-

führungen über die Überflüsigkeit der Religion für unsere Gesellschaftsordnung zur Kenntnis genommen hatten, sahen in Freud bereits einen der ihren, da erklärt er nun, er sehe in der Aufhebung des Privateigentums allein nicht die Morgenröte allgemeinen Menschheitsglückes. Er wird bald die Äußerungen des Unwillens dieser Partei zu hören bekommen. Es scheint das Schicksal seiner Ansichten zu sein, Anstoß zu erregen. Anatole France behauptet: *„Il est dans la nature des vraies sages de fâcher le reste des hommes.“*

Freud ist nicht unbedingt; er ist nicht „unentwegt“, wie man es jetzt gerne nennt. Er zieht es vor, aufrichtig zu sein. In einer privaten Diskussion, welche politische Themen streifte, bemerkte er einmal, er erkenne es nicht an, daß man „rot“ oder „schwarz“ sein müsse. Es genüge, daß man fleischfarben (d. h. ein Mensch in jenem besten Sinne) sei.

V

Es wird den Menschen offenbar nicht leicht, auf ihre Aggressionsneigung zu verzichten. Freud weist auf den Vorteil eines kleineren Kulturkreises hin, welcher der Aggressionsneigung in der Befeindung der Außenstehenden einen Ausweg, sozusagen einen Notausgang bietet. Allein ein solcher Kulturkreis wird auch Objekt der Aggressionsneigung der umgebenden Mächte und seine eigene Kultur ist zum Untergehen, beziehungsweise Aufgehen verurteilt. Gelangt sie aber zur Macht, so wird sie ihre Aggressionsimpulse durchführen können, und die Vernichtung der Außenstehenden wird eine ihrer hervorragendsten Kulturleistungen sein. Die Weltgeschichte zeigt, daß jede Nation, welche ein gewisses Kulturniveau erreicht hat, von einer anderen unterworfen, versklavt, gedemütigt wird, um auf diesem Wege der fragwürdigen Segnungen einer höheren Kultur teilhaftig zu werden.

Es gibt gewiß auch andere Möglichkeiten einer Domestizierung der Aggressionsstrebungen der Menscheit, andere Auswege, die wir vielleicht noch nicht genug gewürdigt haben. Auch hier wird von der Gesellschaft eine zu hohe ethische Forderung präsentiert; sie muß unerfüllbar bleiben. Ein Stück der menschlichen Aggressionsneigungen hat offenbar Anspruch auf Befriedigung. Der mildeste

der Menschen, der von ihnen als Heiland verehrt wird, hat harte Ausdrücke nicht vermieden und die Wechsler mit Hieben aus dem Tempel verjagt — was will man da von uns gewöhnlichen Sterblichen erwarten? Man wird eher daran denken müssen, die gewaltigen Aggressionskräfte der Menschen zu kanalisieren als sie zu unterdrücken, da sie sich nicht ausschalten lassen. Eine wirklichkeitsfremde und -ferne Phantasterei erwartet, die Menschen sollten einander lieben. Es ist sehr zweifelhaft, ob die maßvollere Mahnung: „Hasset einander weniger!" irgendeinen Widerklang finden würde, der über ein theoretisches Interesse hinausginge.

Wie mir scheint, besteht ein intimer Zusammenhang zwischen dem Schicksal der Sexualität und der Aggressionsstrebung innerhalb der Kulturentwicklung. Auch die Aggressionsneigungen werden mit dem Alter einer Kultur schwächer — mögen wir immerhin in Ausnahmssituationen an ihre alte elementare Kraft und ihre archaischen Formen gemahnt werden. Das Alter einer Kultur schafft den Angriffsstrebungen zum mindestens eine veränderte, humanere Ausdrucksweise. Es entsteht sozusagen eine durch Urbanität gemilderte Form der Aggression.

Mit dem Anwachsen und Ausbreiten der Kultur entsteht außer der wachsenden Triebeinschränkung eine andere Gefahr, die Freud „das psychologische Elend der Masse" nennt. Dieser Kulturschaden werde dort am stärksten hervortreten, wo die gesellschaftliche Bindung hauptsächlich durch Identifizierung der Teilnehmer untereinander hergestellt wird, während Führerindividualitäten fehlen oder nicht die gebührende Bedeutung erhalten. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu betonen, daß solche Einschätzung der Persönlichkeit gegenüber den Massen nichts mit dem banalen Gegensatz von Egoismus und Altruismus zu tun hat. Gerade das Beispiel Amerikas, dessen gegenwärtigen Kulturzustand Freud unter den Schatten jener Kulturgefahr sieht, zeigt, wie irrig eine solche Gleichsetzung wäre. Dieses Land, dessen Slang die Bezeichnung „*Number One*" für „ich" gebraucht, zeigt ein erschreckendes Beispiel von Verarmung großer Individualitäten. Die Kultur hat hier die Menschen „*standardized*", aber auch die Anschauungen dieser Menschen.

Es ist gewiß leidvoll, einsam zu sein, aber es bleibt fraglich, ob

die Gemeinsamkeit immer Glück bedeutet. Auch ist es möglich, gesellig und doch isoliert zu sein, so wie es andererseits möglich sein muß, allein zu sein und doch an der Gesellschaft teilzunehmen. Die Neurose hat die Tendenz, die Menschen aus der Sozietät zu ziehen, aber vielleicht ist solche Vereinsamung auch eine der Voraussetzungen jeder größeren Kulturleistung? Die Kultur will den Zusammenschluß zu größeren Einheiten. Vieleicht ist aber Kultur — in ihrem tiefsten Sinne — nicht möglich ohne jenen Wechsel von Einsamkeit und Gemeinsamkeit? Es scheint mir auch eine Kulturforderung, daß der Mensch die Einsamkeit verträgt, daß er allein zu sein vermag, daß er nicht gezwungen ist, sich als Massenbestandteil zu fühlen. Vielleicht wird eine künftige Zeit zwischen einer Kultur des Einzelnen und der Masse unterscheiden.

VI

Die Anerkennung eines besonderen, selbständigen Aggressionstriebes gibt Gelegenheit, noch einmal die Entwicklung der analytischen Trieblehre Revue passieren zu lassen. Freud verfolgt sie bis zur Aufstellung des Gegensatzes von Lebens- und Destruktionstrieben. Hier eröffnen sich Aussichten auf die schwierigsten Probleme des Trieblebens in ihrer Beziehung zur menschlichen Kultur. Freud erblickt den Sinn der Kulturentwicklung — sollte man nicht vorsichtiger von ihrem Gesetz sprechen? — in dem Kampf zwischen Eros und Tod, Lebensantrieb und Destruktionsimpuls, wie er sich an der Menschenart vollzieht. Die Diskussion der Mittel, deren sich die Kultur bedient, um die ihr entgegenstehende Aggression zu hemmen, führt wieder zum Problem des Schuldgefühls zurück, das so oft von den Analytikern diskutiert, noch immer so viel von seinen Dunkelheiten behalten hat. Diese Diskussion zeigt wieder den ganzen Reichtum an Gedanken in der Verfolgung der Prozesse der Verinnerlichung der Aggression, ihrer Wendung gegen das Ich, in der psychologischen Darstellung der Funktionen des Über-Ichs, in der Differenzierung von Schuldgefühl und Reue. Freud beansprucht keineswegs, alle Probleme dieser Art beantwortet zu haben — auch nicht, alle gestellt zu haben. Er hat es ja immer abgelehnt, die Lücken unserer Erkenntnis durch einen

Systemüberwurf verdecken zu wollen. Die Verzeihung des Über-Ichs in ihrer Bedeutung für die Neurose und für das Schicksal des Einzelnen, die unterirdische Verbindung von Trotz und Schuldgefühl, die von narzißtischer Besetzung und von Toleranz gegenüber dem eigenen Triebleben sind Probleme solcher Art. Man erhält einen starken Eindruck von der fortwirkenden, von der unentrinnbaren Verbindung von Kultur und Schuldgefühl, von der unvermeidbaren Steigerung des Schuldgefühls mit dem Kulturfortschritt, einen Eindruck, der im Vergleich an die tiefe Lehre von der Erbsünde denken läßt. Hier gibt es noch so vieles, was des Fragens wert, so vieles, was fragwürdig ist. Nicht alles, was Freud gerade hier gibt, will sich uns widerspruchslos darstellen. Aber dort auch, wo wir meinen, Grund zum Zweifel, zu Bedenken zu haben, werden wir von der inneren Logik und der Aufrichtigkeit der Freudschen Gedanken aufs tiefste angesprochen.

Das Bild, das sich an dieser Stelle bietet, ist folgendes: ein sich steigernder Druck des Schuldgefühls drängt den Einzelnen zur Gemeinschaft, läßt im Zusammenleben mit den Menschen wieder neue Konflikte entstehen, verstärkt die Aggressionslust und das Schuldgefühl — es ist ein circulus vitiosus. Es ist vielmehr eine Spiralenentwicklung, die auf höherem Niveau wiederholt, was an ihrem Anfang stand. Ihr Ende (oder ihr neuer Anfang) wird vermutlich durch den Zusammenbruch einer Kultur gekennzeichnet. Der Preis für den menschlichen Kulturfortschritt ist also die Glückseinbuße durch Vertiefung des Schuldgefühles. Das Wenige, was dem Kulturmenschen am Ende an Glückswert verbleibt, ist vielleicht das Gefühl (die Illusion?), als Einzelner Vielen geholfen zu haben, das Glück der Persönlichkeit im Dienst der Gemeinschaft. Das bleibt wohl der Weisheit letzter Schluß. Es ist freilich eine recht beschränkte, recht schwache und schwächliche Weisheit, kurz, eine Menschenweisheit, aber wir verfügen über keine bessere.

Ein Zweifel bleibt. Mephisto spricht ihn aus:

„Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu Nichts hinwegzuraffen!
‚Das ist vorbei', was ist daran zu lesen?
Es ist so gut, als wär es nicht gewesen.
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre!
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere."

Der Ausklang des Buches klingt hoffnungsvoll — mit Vorbehalt. Die gegenwärtige Zeit scheint nach des Autors Ansicht einer Entscheidung zuzutreiben. Die Beherrschung der Naturkräfte würde es den Menschen jetzt leicht machen, einander bis auf den letzten Mann auszurotten. Es bleibt zu erwarten, daß nun der ewige Eros eine Anstrengung machen wird, „um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten". Zu behaupten? Doch wohl nur für eine kürzere oder längere Zeit? Es wäre ein Provisorium, bis der Destruktionstrieb wieder Herr wird und das alte Spiel wieder beginnt, bis am Ende auch die Schöpfungen des Eros — auch er ein Teil des Teils, der anfangs alles war — wieder zurücksinken in die Nacht und in die Kälte, welche die Zukunft unseres Planeten kennzeichnen. Dieses Ende liegt indessen noch in weiter Ferne, und Freuds hoffnungsvoller Ausblick gilt der nächsten Zukunft, gilt Unserer Kinder Land. Mit Recht meint er, im Grunde verlangen wir alle, die wildesten Revolutionäre nicht weniger leidenschaftlich als die bravsten Frommgläubigen, Trost, den er ihnen nicht zu bieten vermag. Sie lieben nämlich alle das Leben und noch da, wo sie seine Werte schmähen und verschmähen, geschieht es aus *dépit amoureux!*

Freud lehnt es ab, den Propheten zu spielen, aber das Ende seines Buches ist von der Natur eines freundlichen Zweifels, einer sanften Hoffnung: *In dubio mitius.*

VII

Der Stil Freuds ist derselbe geblieben, auch hier, wo er beschleunigter, man möchte sagen, bei aller Ruhe persönlich beteiligter klingt. Noch immer herrscht die strengste Ordnung in der gedanklichen Fülle. Noch immer bewundert man jene Einfachheit und Sparsamkeit des Stils, den sich nur die Reichsten gestatten können. Nicht auf Einzelheiten des Ausdrucks kommt es hier an, — so vermag ich die Bewunderung vieler für die Bezeichnung „Prothesengott" nicht zu teilen, — sondern auf die bindende und lösende Gewalt dieser Sprache. Sie reicht von der zartesten Andeutung bis zu einem Klang, als ob alle Glocken läuteten. Ihre persönliche Prägung ist in der langen, schweren Periode ebenso stark wie im

epigrammatischen Satz. Auch in diesem Buche findet sich — neben manchem lässig Gesagten, Halbgelungenen — Unvergeßbares. Die Kulturentwicklung wird als der Kampf zwischen Eros und Todestrieb, als der Lebenskampf der Menschenart gekennzeichnet. Es folgt der Satz: „Und diesen Streit der Giganten wollen unsere Kinderfrauen beschwichtigen mit dem ‚Eiapopeia vom Himmel'!" Man kann den Gegensatz nicht treffsicherer, nicht packender darstellen. Der Versuch einer neuen kommunistischen Kultur in Rußland findet in der Verfolgung der Bourgeois eine psychologische Unterstützung: „Man fragt sich nur besorgt, was die Sowjets anfangen werden, nachdem sie ihre Bourgeois ausgerottet haben." Das ist die Sigmund-Freud-Weise. Man kann sie nicht verwechseln. Wir wollen auch den mephistophelischen Ton, der gelegentlich in dieses faustische Ringen dringt, nicht missen.

Auch eine andere Eigentümlichkeit der Freudschen Arbeiten ist erhalten geblieben: der dialogische Charakter, in dem die Untersuchung vorschreitet. Auch in diesem Buche erscheint er in Frage und Antwort, Problem und Lösungsversuch, Behauptung und Einwand. Zahlreiche Wendungen bezeugen diese Eigenart („Ich kann wenigstens ohne Entrüstung den Kritiker anhören, der meint...", „Ich verstünde es sehr wohl, wenn jemand den zwangsläufigen Charakter der menschlichen Natur hervorheben und zum Beispiel sagen würde...", „Ich kenne auch die Einwendung dagegen, daß..."). Es ist sozusagen ein verdeckter Dialog. Inmitten dieses Chores gegensätzlicher Stimmen und daneben, darüber schwingt eine Stimme von unvergeßlicher, ruhiger Eindringlichkeit: „*Vivos voco*".

Gewiß, dieses Werk will keine prinzipiell neuen Ideen bringen, es greift auf alte, oft gedachte, oft überprüfte Annahmen zurück. Die Nachlese, aus der es stammt, ist doch so viel reicher als die Ernte zahlreicher Forscher. Dankbar und bewundernd fühlen wir auch bei der Lektüre dieses Buches die tiefe und nachhaltige Anziehung der Freudschen Gedankenwelt im Sinne jener Inschrift auf dem Ringe der Frangipani: „Mit Willen zu Eigen".

Die Wirklichkeit des Todestriebes

Zu Freuds «Unbehagen in der Kultur»

Von

Paul Federn

Aus der Zweimonatsschrift „Hippokrates", Zeitschrift für die Einheitsbestrebungen der Gegenwartsmedizin" — mit Genehmigung des Verfassers und des Hippokrates-Verlages in Stuttgart.

In seinem neuen Werke sagt Freud, daß Andere die tiefsten Einsichten mühelos heraufholen, zu denen sich seinesgleichen „durch qualvolle Unsicherheit und rastloses Tasten den Weg zu bahnen haben". Es liegt eine erschütternde Bescheidenheit in diesem Bekenntnis. Aber dem Werke selbst merkt man keine Unsicherheit mehr an; wie alle vorausgegangenen, wurde es erst spät nach der Konzeption veröffentlicht, nachdem es lange an erneuten Erfahrungen geprüft worden war. Die Darstellung gibt wohl das rastlose Tasten wieder. Von allen Seiten werden die Probleme der Triebschicksale in der Kultur zu lösen versucht. Überreich an scharfen Bemerkungen und kurzgefaßten Lösungen vieler Fragen ist das kleine Buch.

Die dem Autor wichtigsten Thesen, derentwillen das Werk geschrieben wurde, sind folgende zwei: erstens die Existenz des Todestriebes und zweitens die Zurückführung des Schuldgefühls auf die aggressiven Triebe. Die erste These stellt dem Gegensatz von Sexual- und Ichtrieben den Gegensatz von Eros und Todestrieb gegenüber. Die zweite widerspricht der Auffassung, daß jede Triebversagung das Schuldgefühl steigere. „Nun liegt es nahe, den Satz zu formulieren: wenn eine Triebstrebung der Verdrängung unterliegt, so werden ihre libidinösen Anteile in Symptome, ihre aggressiven Komponenten in Schuldgefühl umgesetzt. Auch wenn dieser Satz nur in durchschnittlicher Annäherung richtig ist, verdient er unser Interesse."

Es sind das so gewichtige Anschauungen, daß die Psychoanalytiker erst sie durchdenken und anwenden müssen, um zu ihnen Stellung zu nehmen. Der Forscher — und Forscher heißt

immer Vorschauer, Frühererkennender —, darf sich nicht wundern, wenn auch seine verstehenden Leser, das sind die, welche sich die psychoanalytische Erkenntnisbasis zu eigen gemacht haben, sich jeder neuen Erkenntnis selbst erst nachtasten müssen und zum wirklichen Verständnis oft Jahre brauchen oder erst weitere Bestätigungen abwarten müssen, wenn sie mit geringerer Mühe an den Fortschritten der Psychoanalyse teilnehmen wollen. Denn mit der Gefolgschaft auf Grund der Autorität des Forschers ist niemandem gedient.

Aus diesem Grunde bin ich außerstande, zur zweiten These, über die Quelle des Schuldgefühls, Stellung zu nehmen. Anders ist es mit der Frage des Todestriebes; er ist bereits im Jahre 1920 in „Jenseits des Lustprinzips" als Hypothese gebracht worden. Seither wurde diese Hypothese von allen Analytikern verwendet und geprüft. Freud hat immer deutlicher seine Anschauungen über die Triebe auf sie gegründet. Viele Psychoanalytiker konnten sich nicht zu ihr verstehen, andere meinten, nur den nach außen gerichteten Destruktionstrieb agnoszieren zu können. Es liegt aber für jeden Psychoanalytiker eine qualvolle Unsicherheit darin, Auffassungen, die er noch nicht als sicher annehmen kann, schon bei seiner Arbeit verwenden zu müssen; und doch ist kein anderer Weg zur Erkenntnis und zu Fortschritten in der Therapie möglich. Es ist deshalb als ein besonderes Verdienst Alexanders hervorzuheben, daß er, allen Psychoanalytikern voranschreitend, die ganze Tragweite und Verwendbarkeit der Konzeption des Todestriebes erkannte und die Neurosenlehre von diesem Gesichtspunkte aus neu bearbeitete. Freud bestätigt auch viele von Alexander gefundene oder neu formulierte Zusammenhänge. Aber trotz Alexanders Arbeiten sind viele Analytiker bei der früheren Trieblehre stehen geblieben. Das neue Werk Freuds zieht aber aus der Existenz des Todestriebes so wichtige Folgerungen, daß es mir wichtig erscheint, das Problem des Todes-, Destruktions-, Aggressionstriebes genau zu besprechen. Bei der ungeheuren Fülle von Problemen mußte jedenfalls eine Auswahl für das Referat getroffen werden. Ich habe nur vier Themen gewählt, welche miteinander zusammenhängen und, welche, wie ich glaube, auch im Kreise der Analytiker am

meisten latente oder manifeste Widerstände hervorgerufen haben. Es sind auch gerade solche Themen, welche das Buch nicht als erstes bringt, sondern welche aus früheren Werken wieder aufgenommen und weiter geführt werden. Es sind 1. die Frage des Vervollkommnungsprinzips; 2. die Frage, ob die Religion bloß Illusion ist; 3. die Frage des Todestriebs; 4. die Aggression.

*

Die Frage des Vervollkommnungsprinzips ist zuerst in „Jenseits des Lustprinzips“ behandelt worden. Die Antwort war verneinend. Im Gegensatz zu vielfach neuauftretender Naturphilosophie, im Gegensatz zu zahlreichen wissenschaftlichen Propheten und Religionsgründern, die alle verkünden oder zu wissen glauben, daß es ein Geistiges ist, dem die Entwicklung zustrebt, daß wenn nicht Gott, so doch die Natur ein Vollkommenheitsideal verwirklichen will. Im Gegensatz zu all diesen neuerweckten „Illusionen der Wissenschaft“ hat Freud, ohne Skeptiker zu sein, es klar ausgesprochen: er findet nirgends, auch nicht auf dem Gebiete der Biologie, insbesondere der Entwicklungslehre und der Psychologie, insbesondere der Psychoanalyse, das heißt der spezifisch genetischen und dynamischen Psychologie ein stichhaltiges Argument oder sonst einen Grund dafür, „ein besonderes Vervollkommnungsprinzip anzunehmen“. Wo wir Vervollkommnung finden, ist diese zustande gekommen durch die Umwege und Hemmnisse, welche unmittelbare Triebbefriedigungen an der äußeren Ananke oder der innen aufgerichteten Triebschranke gefunden haben. Damit ist nicht bestritten, daß auf anderem Wege — Freud erwähnt in diesem Zusammenhang die Methode der Inder, der inneren Versenkung — ein solches Prinzip schon gefunden wurde oder noch gefunden werden kann. Es ist aber eine Unterstellung, wenn man behauptet, daß die Naturwissenschaft oder überhaupt die exakte Wissenschaft ein Vervollkommungsprinzip aufzuweisen vermag. Diese Negation erscheint mir deshalb so wichtig, weil wir überall Autoren am Werke sehen, die, mit naturwissenschaftlichen Methoden beginnend, zu einem teleologisch aufgestellten Wertmaße kommen, an

dem sie dann die Richtigkeit anderer Forschung zu prüfen sich vermessen. Wir erkennen darin immer nur eine Selbsttäuschung und die versuchte Täuschung der anderen. Die Psychoanalyse hat nie behauptet, auf ihrem Wege das Problem des Lebenszweckes oder der Vervollkommnung lösen zu können. Wohl aber hat sie gefunden, daß alle Lösungen, die bis jetzt gegeben worden sind, Rationalisierungen oder Illusionen sind. Aus diesem Grunde hat man unserer Wissenschaft oft vorgeworfen, daß sie lebensfeindlich und verderblich wirkt. Wir protestieren gegen diesen Vorwurf. Die mit unrichtiger Methodik gefundenen Antworten über „Die letzten Dinge“ geben zwar den Menschen, die sie annahmen, das von ihnen ersehnte Sicherheits- und Glücksgefühl, sie gestatten aber diesen Menschen, „lebensfeindlich und verderblich“ gegen andere zu wirken, welche eine andere Antwort über „Die letzten Dinge“ zu finden vermeint haben. Und — ohne daß sie es wahr haben — ihre letzten Antworten sind auf unredlichem Wege gefunden worden; und wir sehen immer wieder, daß die sicherste Glaubensbindung nicht schützt vor der gleichen Art Zusammenbruch, wie wir ihn bei Ungläubigen finden, vor Neurose, Psychose und Antisozialität bis zum Verbrechertum. Die Psychoanalyse kennt die Grenzen ihrer Wirksamkeit; sie prätendiert auch nicht, den Menschen die Sicherheit jener Illusionen zu geben; sie begnügt sich, das Verderben dieses Zusammenbruches und die Lebensfeindlichkeit der geistigen Hemmung und der geistigen Erkrankung bei möglichst vielen Individuen abzuwehren. Sie sieht sich in diesen Bemühungen nur zu oft durch die Lebensfeindlichkeit der genannten autoritären geistigen Synthesen gehindert und gibt darum den Vorwurf der Verderblichkeit zurück. Die Geschichte weiß von der Verderblichkeit autoritärer Synthesen zu berichten.

Ich hebe deshalb hervor, daß das vorliegende Werk an der Negation des Vervollkommnungsprinzipes unbedingt festhält, weil Anfang und Ende des Buches Zweifel daran erwecken könnten. Zu Beginn des Buches spricht Freud davon, daß wir so viele Menschen falschen Werten zustreben sehen, nämlich Macht, Erfolg und Reichtum, daß sie die wahren Werte des Lebens unterschätzen, und am Schluß, nachdem er sich vor dem

Vorwurf gebeugt hat, daß er „keinen Trost zu bringen weiß“, erwartet er im Schlußsatze, daß „die andere der beiden ‚Himmlischen Mächte‘, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampfe mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten.“ In dem ersten Satze ist aber nur ausgesprochen, daß es andere Werte gibt als Reichtum, Geld und Macht, und in den letzten Worten nur eine lebensbejahende Hoffnung gekündet. An keiner Stelle des Buches ist für einen bestimmten Wert das Privilegium der Alleingültigkeit und der Vollkommenheit ausgesprochen. Niemand darf aus diesem Buche schließen, daß etwa Freud den Stolz, während seines ganzen Lebens nur die wissenschaftliche Wahrheit gesagt zu haben, hier verleugnet habe; auch in diesem Buche ist die Grundtendenz seines Werkes festgehalten, „die gegenwärtigen Dinge“ dadurch zu lösen, daß man möglichst „die ersten Dinge“ bis zur Gegenwart verfolgt, nicht aber dadurch, daß man „die letzten Dinge“ zu „erfliegen“ glaubt, um durch sie die gegenwärtigen bestimmbar zu machen. Freud bekennt sich hier wie immer zu dem Dichter, den er am häufigsten zitiert: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.“

Die Besprechung des ersten Themas hat folgerichtig zum zweiten geführt. Auch äußerlich knüpft dieses Buch an das vorausgegangene, „Die Zukunft einer Illusion“, an. Das ganze erste Kapitel beschäftigt sich damit, eine Seite der Religiosität zu besprechen, welche in dem Buche über die Religion nicht erwähnt wurde. Die Anregung kam von einem hervorragenden Freunde des Autors, der in einem Briefe die Richtigkeit der Einwände Freuds gegen die religiösen Illusionen anerkannte, aber meinte, daß das eigentliche Thema von Freud übersehen wurde. Das Wesentliche sei nicht der Wahrheitsgehalt der Religionssysteme, sondern das von ihm als „ozeanisch“ bezeichnete Gefühl. Das ist jenes herrliche Gefühl der Erlösung durch die Allvereinigung, durch die Allverbundenheit, das alle Mystiker mit Sicherheit in ihren Erkenntnissen erfüllt hat. Freud erkennt das Bestehen dieses Gefühls sofort an, meint aber, — darin nach meiner Meinung irrend, — daß „das ozeanische Gefühl nachträglich in Beziehungen zur Religion geraten ist“. Er sagt weiter: „Dies Eins-sein mit dem All, was als Gedankeninhalt dem zugehört,

spricht uns ja an wie ein erster Versuch einer religiösen Tröstung, wie ein anderer Weg zur Ableugnung der Gefahr, die das Ich als von der Außenwelt drohend erkennt." Er fügt weiter hinzu: „Ich wiederhole das Bekenntnis, daß es mir sehr beschwerlich ist, mit diesen kaum faßbaren Größen zu arbeiten", und endet das Kapitel: „Allein mich drängt es... auszurufen: Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!" Es ist höchst interessant, wie ungern sich der Autor mit dem rein Phänomenologischen im Gefühlsleben beschäftigt. Denn für jeden, der Erfahrungen mit religiösen Menschen gemacht hat, besteht kein Zweifel, daß dieses Gefühl ganz unabhängig vom Gedankeninhalt und an und für sich dem Menschen die Sicherheit gibt, die es ihm auch erleichtert, sich gegen die in diesem Buche so viel besprochenen bösen Mächte des Lebens zu behaupten. Das Gefühl der Allverbundenheit muß dabei vollkommen anerkannt werden und der Kampf ist auf den Mißbrauch dieses Gefühls durch seine Verbindung mit bestimmten Gedankeninhalten zu konzentrieren. Der Autor tut das zu Beginn des zweiten Kapitels nur beiläufig. Er erkennt aber nicht an, daß die Macht der Religion gerade in diesem Gefühl liegt. Und doch ist es für viele Menschen so. Weil die Menschen auf dieses Gefühl nicht verzichten wollen, nehmen sie all den Wust aus der Kindheit der Menschheit, der in den Riten und Dogmen der Religionssysteme mumifiziert ist, an. Es ist auch merkwürdig, daß Freud gerade bei der Beschäftigung mit den mystischen Dingen das Bedürfnis hat, „ins rosige Licht" emporzusteigen, während er bei allen seinen Höllenfahrten in den Tartarus der Vergangenheit und der Gespenster fern vom Lichte zu verweilen die Kraft gehabt hat. Es ist ein tiefes Symbol, daß die Unterwelt der Griechen durch den Lethe-Fluß, den Strom des Vergessens, vor der Lebenden Besuch geschützt ist. Die mythische Weisheit jener alten Mystiker ist durch die Psychoanalyse neu bestätigt worden, denn Freud mußte das Vergessen — in unserer Sprache die Verdrängung — überwinden, damit er die Mächte der Unterwelt erkennen und bannen könne. Das innere Licht des erkennenden Geistes und die Liebeswärme des Helfers waren immer stark genug, um die Ungeheuer der Unterwelt in ständiger, nächster Nähe zu ertragen. Wie merkwürdig

ist es, daß ihn ein deutliches Unbehagen ergreift, wenn er sich mit dem ozeanischen Gefühl beschäftigen muß. Die Mystiker sehen gerade in diesem ozeanischen Gefühl das „rosige Licht". Es ist kein Zweifel, daß die Verehrung des Logos, der in Freud tatsächlich seine Inkarnation gefunden hat, ihm alles unsympathisch macht, was den Logos einzuschläfern geeignet ist. Und darin sehe auch ich ein stichhaltiges Argument gegen die Hingabe an das ozeanische Gefühl, also an die Religion. Goethe, der sich doch auch „ganz bestimmt zu rüsten wußte gegen seine und andere Christen"[1], hat dennoch in vielen seiner tiefsten Gedichte das religiöse Gefühl vollkommen anerkannt. Ich glaube nicht, daß die Psychoanalyse sich mit seiner Bekämpfung neue Feinde schaffen muß, so wenig sie sich nehmen lassen darf, unerbittlich den Inhalt der Religionen als Gegenstand ihrer Forschung zu beanspruchen. Es ist die Scheidung notwendig, welche Grillparzer, der auch beiden Seelenrichtungen gerecht geworden ist, mit den Worten bezeichnet hat: „Doch was Du weißt, weißt Du durch Tag und Licht." Das ozeanische Gefühl hat nichts mit Wissen und nichts mit der Erkenntnis der Vorgänge des Lebens zu tun. Es besteht aber, und der Analytiker muß es ebenso kennen wie alle anderen Verwendungen der Libido. Ich schließe mich hier Freud vor zwanzig Jahren gegen Freud von heute an. Es war auf dem Kongreß zu Nürnberg, als ein seither aus unseren Kreisen geschiedener Pastor das Wort ergriff und die Lehren seiner Religion als vereinbar mit der Psychoanalyse darstellte. Also wiederum ein Beispiel der ewigen Versuche, ganz klare, getrennte Erlebnisformen durch ihre Vereinigung zu trüben. Damals antwortete Freud mit wenigen Sätzen, daß bei allen Bindungen, die der Mensch kennt, auch bei den religiösen, Wert und Macht an ihren Libidogehalt gebunden sind. Die Konsequenz dieses Satzes ist, daß man das religiöse Gefühl anerkennen muß.

Es war für den Referenten eine besondere Genugtuung, daß Freud das ozeanische, oder verwenden wir besser die allgemeine Bezeichnung, das religiöse Gefühl, durch die dabei auftretende

1) Die Zitierung ist nicht wortgetreu, weil aus zwei Versen sinngetreu zusammengezogen.

Erweiterung des Ichgefühls erklärte. Er hat damit die Arbeiten des Referenten über das Ichgefühl, daß es libidinöser Natur und die allgemeinste Äußerung des Narzißmus sei, voll anerkannt. In meiner letzten Arbeit habe ich gezeigt, daß das Ur-Ich mit der infantilen Ich-Grenze im Unbewußten fortbestehen müsse. Nach Freud entsteht nun das ozeanische Gefühl dadurch, daß diese ursprüngliche, narzißtische Weltauffassung wieder hergestellt wird. Er findet aber „den Anspruch nicht zwingend, dieses Gefühl als die Quelle der religiösen Bedürfnisse anzusehen". Ihre Quelle sieht er vielmehr in der Hilflosigkeit des Kindes. Ich denke, daß diese beiden Quellen einander nicht ausschließen. Wenn die Hilflosigkeit des Kindes beim Einzelmenschen dazu führt, den in Wirklichkeit machtloser gewordenen Vater im Innern als Über-Ich machtvoll fortbestehen zu lassen, so können wir noch weitergehen und sagen, daß dieses Über-Ich an Macht noch gewinnt, wenn durch die Identifizierung mit anderen hilflosen Kindern aus dem Über-Ich ein Über-Uns wird[1]. Wie wenig ist diese rein psychoanalytische Formation des Über-Uns von dem von allem historischen Wust befreiten Gottesbegriff verschieden! Hingegen stimme ich nicht mit Freud überein, daß das religiöse Gefühl eine Wiederherstellung des alten narzißtischen Ur-Ichs bedeutet. Zwei Argumente sprechen dagegen. Erstens müßten wir dann annehmen, daß das Kind in der rein narzißtischen Periode der Welterfassung, also darin, daß Außenwelt und Ich im Ichgefühl noch nicht getrennt sind, bereits ein Gefühl habe, welches dem religiösen, ozeanischen Gefühl gleich ist. Das zweite Argument ist, daß wo wir den Durchbruch einer solchen narzißtischen Welterfassung finden, eine besondere Unsicherheit in der Welterfassung eintritt, wie wir sie nur bei Psychosen und mystischer Trance finden. Das religiöse Gefühl hingegen ist durch besondere Friedlichkeit und Sicherheit in der Beziehung zur Welt gekenn-

1) Man könnte annehmen, daß dem Worte „Über-Ich" entsprechend ein Wort „Über-Wir" geprägt werden sollte. Das Über-Ich entstand jedoch aus einem realen Ich, einem Subjekt, das in den Menschen introjiziert wurde, um in ihm die Triebwelt zu beherrschen. Das „Über-Uns" war rein psychischer Natur und wurde in die Umwelt projiziert, um aus ihr heraus „Uns" zu binden und verbinden. Wir können kein „Über-Wir" in uns fühlen, weil wir eben keine Kollektivseele haben, und jeder sein Ich als Einzahl empfindet.

zeichnet. Soviel ich erfahren konnte, stellt das ozeanische Gefühl nicht das Ur-Ich wieder her. Es tritt auf, wenn die normalen Ich-Grenzen mit besonders starker narzißtischer Besetzung sich auf die menschliche, irdische und kosmische Umwelt erweitern. Es scheint, daß die übermäßige narzißtische Besetzung des Ichs so wie jede übermäßige narzißtische Besetzung einen Unlustcharakter hat, und zwar den einer übermäßigen Isolierung. Tatsächlich fühlt der Mensch, wenn er das religiöse Bedürfnis hat, sich einsam, das heißt, bedrückt von der narzißtischen Absonderung seines Ichs. Die Erweiterung der Ich-Grenzen auf das All bedeutet dann eine lustvolle Entspannung, die als Hingabe mit mehr oder weniger masochistischer Befriedigung und als Vereinigung mit normal-libidinösem Befriedigungscharakter sehr große seelische Wonnen schenkt. Die Dynamik des religiösen-ozeanischen Gefühls liegt also in einer Vergrößerung des Umfanges mit Verringerung der Intensität der narzißtischen Besetzung der Ich-Grenze. Für diese nur subtil von der Freudschen Erklärung verschiedene Theorie spricht, daß das ozeanische Gefühl für viele Menschen den Charakter der Liebe hat, wie Freud selbst es für Franz von Assisi darstellt. Es spricht weiter dafür, daß das religiöse Gefühl ganz ohne Beziehung zu Gott möglich ist. Die Beziehung zu Gott ist wieder anderseits, wie uns jede Analyse „streng" religiöser Menschen beweist, mit sehr wenig ozeanischem Gefühl vereinbar. Tritt die zweite Quelle der religiösen Bindung, die Sehnsucht des hilflosen Kindes nach dem Über-Ich, nach dem Vater, hinzu, dann ist es begreiflich, daß bei der Einschließung der anderen Menschen in die eigene Ich-Grenze es gelingt, das Über-Ich als allen gemeinsames Über-Uns, als Gott-Vater, zu projizieren und dadurch auch die infantile Sicherheit durch den allmächtigen Vater zu erreichen.

Nach meiner Meinung ist die persönliche Stellungnahme des Autors gegen die Religion als Erziehungsweg für die Kinder, seine Abwehr der Religion, wenn sie sich in Fragen der Wissenschaft, der Erkenntnis einmischt, vollkommen zu trennen von der Leistung des Autors, die Religion zu psychoanalysieren. Es wird die Zeit kommen, wo die Religionsanhänger ebenso wie ihre Gegner über diese Ergebnisse des Autors nicht mehr hinweg-

kommen werden, wo sie auf dieser Basis als Religionspsychologen weiterarbeiten werden. Nur die erste Reaktion ist das Gefühl der Erschütterung einer der ältesten Bindungen des einzelnen an die Allgemeinheit und des einzelnen ebenso wie der Allgemeinheit an ein bestimmtes Lebensziel.

*

Wirkt die Religionsanalyse dramatisch dadurch, daß sie vielen Menschen ihre Basis entziehen würde, so geht vielleicht eine noch größere Erschütterung der Erkenntnis von der Erfassung und Anerkennung des Todestriebes als ständiger düsterer Macht in Leib und Seele nicht nur des Menschen, sondern alles Lebendigen aus. Diese Erschütterung ist bei Anhängern und Gegnern noch nicht so recht zu Wort gekommen, weil die Bedeutung dieser Entdeckung erst von wenigen erfaßt worden ist. Auch sind gerade jene Menschen, welche die Religion verteidigen, durch diese Religion, wenn auch nicht für die Erkenntnis, so doch für die gefühlsmäßige Verarbeitung der Manifestationen des Todestriebes vorbereitet. „Auch Einer" — von Feuerbach beeinflußt — sagt, daß niemand an Gott zu glauben braucht oder Religion braucht, der den Tod nicht fürchtet. Wenn es daher den Psychoanalytikern gelingt, durch die Erkenntnis des Todestriebes ein Stück Todesfurcht zu bannen, so haben sie damit das Leid, das sie den Religiösen zuzufügen schienen, durch eine andere Art von Therapie zum Teile ausgeglichen. Wir Veteranen erinnern uns des Aufruhrs, den Freud dadurch hervorgerufen hat, daß er die Sexualität als allüberall und ständig in Leben und Seele wirksam hinstellen mußte. Da heutzutage die Sexualität besonders schnell und ausgiebig befreit worden ist, hat dieser Widerstand gegen die Analyse nachgelassen. Der Widerstand gegen die Anerkennung des Todestriebes hat noch nicht begonnen, aber nur deshalb nicht, weil Anhänger und Gegner ihn noch nicht als Wirklichkeitsbeschreibung auffassen, sondern nur als eine schöne und grauenhafte Abstraktion, eine Abstraktion, die sie als Projektion des Eintrittes Freuds in die Lebensperiode des Alters erklären.

Im vorliegenden Buche schreibt Freud (S. 93): „Die Annahme des Todes- oder Destruktionstriebes hat selbst in analytischen

Kreisen Widerstand gefunden; ich weiß, daß vielfach die Neigung besteht, alles, was an der Liebe gefährlich und feindselig gefunden wird, lieber einer ursprünglichen Bipolarität ihres eigenen Wesens zuzuschreiben.“ Er spricht dann weiter von Auffassungen, die nur versuchsweise anfangs vertreten wurden, daß er aber heute nicht mehr anders denken kann. Er meint, sie seien theoretisch brauchbarer als alle anderen. Sie stellen eine Vereinfachung der Tatsache dar. Er erinnert sich seiner eigenen Abwehr gegen die Idee des Destruktionstriebes. Sie wurde von Sabine Spielrein zuerst in die psychoanalytische Theorie eingeführt, nachdem schon Stekel den Todestrieb oft erwähnt hat. Freud gibt zu, daß es lange dauerte, bis er für sie empfänglich wurde. Er sagt weiter in bitterem Scherz: „Denn die Kindlein, sie hören es nicht gerne, wenn die angeborene Neigung des Menschen zum ‚Bösen‘, zur Aggression, Destruktion und damit auch zur Grausamkeit erwähnt wird ...“ „Angesichts dieser Schwierigkeiten ist für jedermann ratsam, an geeigneter Stelle eine tiefe Verbeugung vor der tief sittlichen Natur des Menschen zu machen; es verhilft einem zur allgemeinen Beliebtheit, und es wird einem manches dafür nachgesehen.“ Wir sehen, daß Freud selber anfangs den Todestrieb nur als Denkmöglichkeit, später als vereinfachende Hypothese auffaßte, aber im vorliegenden Buche ihn als richtige Beschreibung der Wirklichkeit darstellt. Wir, die wir für die Psychoanalyse wissenschaftlich eintreten, hätten auch keinen Grund, für eine bloße Hypothese oder Denkmöglichkeit zu kämpfen und wahrlich mehr Haß als Liebe auf uns zu lenken; wohl aber müssen wir das tun für die richtige Erkenntnis der Wirklichkeit. Diese Bemerkung bezieht sich auf den Todestrieb ebenso wie auf die früheren Grundlehren der Psychoanalyse, auf die Wirksamkeit des Unbewußten und auf die Libidolehre. Diese als Denkmöglichkeiten und Darstellungsvereinfachungen anzunehmen oder als heuristische Idee zu akzeptieren, heißt unsere gesamte Lebensarbeit herabsetzen, aus dem Kampfe ein geistiges Sportspiel machen und sich die eigene Stellungnahme vereinfachen.

Aus diesem Grunde habe ich mich bemüht, die Wirklichkeit der Libido an den Eigenbeobachtung zugänglichen Vorgängen nachzuweisen, und einmal in diese Forschungsrichtung gelangt,

kann ich nicht anders, als für jeden psychoanalytisch aufgestellten Begriff und Mechanismus immerfort eine Gelegenheit erspähen, wo der Vorgang beobachtbar wird, wo er also phänomenologisch seine Bestätigung findet.

Von Anfang an hat Freud den Todes- und Destruktionstrieb als einheitlich aufgefaßt. In dem vorliegenden Buche wird zum ersten Male auch der Aggression ein Aggressionstrieb zugrunde gelegt, der mit dem Destruktions- und Todestrieb zusammenhängt, insofern als der Todestrieb in ihm sich nach außen wendet. Es liegen also zwei Probleme vor: 1. Gibt es einen Todestrieb? 2. Sind an den mannigfaltigen Äußerungen der Aggression nach außen gerichtete Energien, die vom Todestrieb stammen, als Komponenten beteiligt? Noch kürzer gesagt: Fraglich ist die Existenz 1. des Todestriebes = nach innen gewendeten Destruktionstriebes; 2. des nach außen gerichteten Todestriebes = Destruktionstriebes; 3. die Identität von 1. und 2. und ihr Zusammenhang.

Soweit Freud den Gedankenweg, der ihn zur Annahme des Todestriebes führte, in seiner Schrift „Jenseits des Lustprinzips" der Welt mitgeteilt hat, ist der Todestrieb von ihm auf dem Wege der Extrapolation gefunden worden, indem er das allgemeinste Wesen des Triebes, nämlich die Wiederherstellung eines bereits vorhanden gewesenen Zustandes, mit aller Konsequenz bis zuletzt verfolgte und dabei annehmen mußte, daß der erste Zustand der der toten Materie war, und daß ein Trieb, zu diesem Zustande zurückzukehren, in allem Lebenden vorhanden sein müsse. Der innere Destruktionstrieb, der innere Trieb zum Sterben war demnach der erste Fund. Auf dem Wege des Analogieschlusses verwendete Freud die bei anderen Trieben längst von ihm gefundenen Mechanismen der Verschiebung und der Projektion, um auch das nach außen gerichtete Töten und Zerstören durch den einmal angenommenen inneren Todestrieb zu erklären. Nach dieser Erweiterung konnte alles Lebensfeindliche, alles Zerstörende und Aggressive im Todestrieb seine Erklärung finden. Dadurch entstand die Gefahr, daß man den Todestrieb ebenso wie seinen Sachverwalter, den Wiederholungszwang, als genügende Erklärung gelten ließ und darüber die komplizierten Gegenströmungen,

Hemmungen und Niveauverschiebungen, die erst ein Phänomen, zum Beispiel ein zwangsneurotisches Symptom entstehen lassen, übersah. Freud selber ist an solcher Bequemlichkeit nicht schuld. Er wurde nur mißverstanden, weil er nicht immer wiederholt, daß in jeder Triebmanifestation viele Komponenten, und zwar Komponenten von vielen Partialtrieben mit ganz verschiedenen Zielen sich vereinen. Weil das für jeden Analytiker selbstverständlich ist, wird es auch in diesem Buche nur anmerkungsweise erwähnt.

Ich kann Freud nicht recht geben, wenn er Seite 96 meint, daß im Sadismus uns die klarste Einsicht in das Wesen des Todestriebes gelingt. Er fügt hinzu: „und in seine Beziehung zum Eros". Gerade weil im Sadismus der Todestrieb so eng mit dem Eros verknüpft ist, wird sein Wesen durch die erotische Legierung ganz verdeckt. Um den Sadismus zu erklären, müßte man keinen Todestrieb annehmen, weil das Lustziel der sexuellen Befriedigung jedes Mittel, auch das der Schmerzzufügung, ausreichend begründet und die bekannten Mechanismen der Verschiebung und Projektion genügen, um zu erklären, weshalb an Stelle des physiologisch normalen Sexualzieles das der Schmerzzufügung und Vernichtung des Sexualobjektes getreten ist. Im Gegenteil, wir müssen möglichst Triebphänomene aufsuchen, bei denen jederlei Lustprämie anderer Art für die Vernichtung und Schmerzzufügung mangelt, um einen Todestrieb, beziehungsweise Destruktionstrieb notwendigerweise supponieren zu können. „Das Böse" an und für sich wäre dann Manifestation des Todestriebes, wie es ja auch Freud in der vorliegenden Schrift im Anschluß an die Selbstbekenntnisse Mephistos überzeugend ausgesprochen hat.

Es gibt eine Legende, in der einer Menschenseele der Auftrag erteilt wird, etwas rein Gutes oder rein Böses zu tun, und das nicht gelingt. Ähnlich ergeht es uns Psychologen. Wir wissen, daß das Böse meist nur darin besteht, daß man einen Wunsch, sei er narzißtisch oder durch Objekt-Libido prämiiert, erfüllen will, der vom Über-Ich, beziehungsweise von der Gesellschaft verboten ist, und daß man tötet oder vernichtet, weil eben der Wunsch gehindert wird. In diesen Fällen ist das Böse, wie Ferenczi so recht paradox gezeigt hat, das, was eigentlich,



Phot. Schneider, Wien

Dr. Paul Federn

nämlich subjektiv gut erscheint; in all diesen Fällen ist die Aggression und Destruktion bloß als Reaktion gegen Hindernisse der Befriedigung anderer Triebkomponenten zu erklären. Man kann niemand böse nennen, der aus Hunger tötet oder raubt oder einbricht, und man braucht keinen Todestrieb, um das Böse dort zu erklären, wo die Aggression durch Egoismus begründet ist. Im Buche wird die Aggressionsneigung, der Aggressionstrieb, ohneweiters als durch den Todestrieb begründet angenommen. Diese Begründung des Todestriebes wird aber erst dadurch eine sichere, daß man Fälle nachweist, in welchen aus bloßem Trieb, Tod zu verbreiten, nicht aus Sadismus, Schmerz und Vernichtung zugefügt werden. Freud zeigt, wie schwer es ist, solche Fälle zu finden. Wenn man das Vergnügen eines Nimrod an den hunderten zur Strecke gebrachten Tieren Mordtrieb nennen kann oder ähnliche Grausamkeiten gegen alle möglichen Kreaturen, so muß man hier wieder abziehen, was der narzißtische Wunsch zu gelten, oder der Wille zur Macht an solchen für die Ethik böse erscheinenden Äußerungen erklärt.

Wenn der Knabe Tiere martert, so wissen wir, daß dabei meist schon sexuelle, sadistische Motive wirksam sind. Wenn ganz früh schon die Reaktion des Kindes gegen ein sich bewegendes kleines Tier ist, dasselbe umzubringen, es sich nicht mehr rühren zu machen, so ist das allerdings der reinen Grausamkeit sehr verdächtig. Aber auch solche Grausamkeit würde noch nicht die Annahme eines *primären* Todestriebes rechtfertigen. Denn der Schutz gegen das Sich-Bewegende ist ein ererbter Reflex der Selbstverteidigung und hat wieder eine Prämie in der Befriedigung der Selbsterhaltung, also in einem Lebenstriebe. Dazu kommt, daß wir wissen, daß solche kleinen Tiere eine tiefe symbolische Bedeutung haben können und sich hinter dem Vernichten solcher Existenzen schon sehr früh manche libidinöse Eifersuchtsregung verbergen kann. Es gelingt schwer, den Destruktionstrieb zu finden, und wir bemerken, daß uns ein Merkmal noch fehlt, um das Vernichten zur Befriedigung des Todestriebes von dem Vernichten aus anderen Motiven zu unterscheiden. Es gelang mir nicht, ein solches

Merkmal bei der Untersuchung des äußeren Todestriebes zu finden.

Wir wenden uns deshalb jetzt auf der Suche nach möglichst reinen Manifestationen des Todestriebes dorthin, wo wir ihn nach innen gerichtet sehen. Darüber sagt Freud in einem eingeklammerten Satz auf Seite 94: „Die nach innen gewendete Destruktionssucht entzieht sich ja, wenn sie nicht erotisch gefärbt ist, meist der Wahrnehmung". Das Wörtchen „meist" läßt die Hoffnung übrig, sie doch zu finden. Ich will hier eine kleine analytische Bemerkung einfügen. Mir fiel auf, daß Freud in seinem Buche erst allmählich in Verbindung mit der Aggression das Wort Trieb verwendet, zu Beginn nur von Aggressionsneigung spricht, im zitierten Satze von Destruktionssucht. Ich sehe darin nicht nur das Bedürfnis der Abwechslung in der Wortverwendung, sondern den Ausdruck des Wissens, daß sich der Destruktions*trieb* ganz wesentlich von allem, was wir bis jetzt vom Trieb wissen, unterscheidet.

Ich will für die innere Verwendung des Destruktionstriebes nicht wiederum die vergeblichen Versuche darstellen, seine Manifestation rein, daß heißt ohne Verbindung mit libidinösen oder egoistischen Motiven zu finden. Ich will gleich sagen, wo sich der Todestrieb noch am wenigsten verhüllt und gemischt[1] zeigt. Es lag nahe, ihn dort zu suchen, wo er am häufigsten wirklich zum Tode, das heißt zur Selbsttötung, führt. Es ist die gewaltigste Affekterkrankung, die wir überhaupt kennen, die Melancholie. Aber nur die echte Melancholie, die Erkrankung sui generis, zeigt relativ den Todestrieb rein, nicht die hysterische Verstimmung, nicht die „*douce melancholie*" des Weltschmerzes. Bei diesen beiden beruht die Verstimmung immer noch auf Enttäuschung an Objekten, die aber ihren libidinösen Wert behalten haben. Die Feindseligkeit gegen sich selbst, das gegen sich Bös-Sein ist hier immer noch verbunden mit der

---

1) Alexander hat schon vor Jahren in der Entmischung von Eros und Todestrieb das Wesen der Melancholie richtig erkannt. Seine Darstellung geht aber vom auswärts gerichteten Destruktionstrieb aus und sucht die Ursache der Entmischung in dessen Umkehrung nach innen, ich hingegen im Freiwerden des Todestriebes durch *Versiegen* der Libido.

Sehnsucht danach, der Welt gut zu sein, die Welt schön zu finden, und sich gut zu sein und sich schön zu finden. Natürlich enthält auch der Krankheitsverlauf der Melancholia vera solche Vorgänge, genau so wie zwangsneurotische und paranoische. Aber sie sind nicht das für diese Krankheit Bezeichnende, sondern Versuche, sie zu verhüten, beziehungsweise sie zu heilen.

Das Melancholische an der Melancholie ist, daß die Libido aufgehört hat. Beim Melancholischen ist die Fähigkeit, auf Enttäuschung mit irgend einem lustvollen Gedanken zu antworten, erloschen. Keine Lustmöglichkeit ist mehr vorhanden. Das Lustprinzip hat keine Gelegenheit mehr, zur Geltung zu kommen. Im Kranken hat alle Libidoverwendung aufgehört; es sind die Quellen der Libido versiegt, es hat nicht nur ihre Erfüllung versagt. Wir wissen, daß wir zur Erklärung dieses Versiegens auf ökonomisch-toxische Prozesse zurückgreifen müssen, daß wir dieses Versiegen nicht rein psychologisch erklären können. Hat aber alle Libido aufgehört, so ist zu erwarten, daß der zweite „Gigant", der Todestrieb, sich rein äußern kann. Wie sieht seine bloßgelegte Wirkung aus? Das kann nur der beantworten, der selber eine Melancholie mitgemacht hat. Nur der weiß, daß dieser Zustand ganz andersartig ist als sonstige Qual der Enttäuschung, Schmerz des Verzichtes, Versagungsunlust aller Art. Es ist ein vollkommenes Aufhören des sonstigen Seelenlebens, ein Erstarren im Todesgefühl, das sich auf das seelische und körperliche Ich-Gefühl erstreckt und die melancholische Hypochondrie von anderer unterscheidet. Der Zustand ist in seiner Schrecklichkeit so charakteristisch, daß ihn der Patient an sich selbst und der Arzt an dem in Beobachtung stehenden Patienten sofort wahrnimmt, wenn er eintritt und wenn er aufhört. Wir sind gewohnt, die Melancholie stets als ein sehr chronisches Leiden anzusehen. Es gibt aber auch ganz kurz dauernde Zustände völliger Melancholie. Ich sah einen Fall, der nur eine halbe Stunde dauerte und doch ganz schwer war. Auch in den chronischen Fällen ist die reine Herrschaft des Todestriebes meist nicht lange anhaltend. Die vollkommene, noch so kurze Melancholie ist dem, der sie erlebt hat, als ganz charakteristi-

scher Zustand unvergeßlich, so ungern er nach der Genesung daran denkt. Der Kranke ist nicht nur gleichgültig gegenüber allem Erinnern an ein Lustverlangen, nicht nur unfähig, sich irgendetwas Erfreuliches auch nur vorzustellen, sondern er hat das Gefühl von etwas Negativem, von einem Aufhören und Sterben der Seele. Wovon ist aber diese lustberaubte Seele erfüllt? Immer nur von dem gleichen Gefühl des Nicht-Lebendig-Seins. Man kann paradox sagen: nur der Tod ist in ihnen lebendig. Er lebt insofern, als er sich über alles verbreiten will oder besser muß. Sie zeigen das dadurch, daß sie mit dem völlig erhaltenen Denkvermögen immer andere Teile ihrer Seele und immer neue Gegenstände als leblos, unzulänglich, wertlos, häßlich, böse bezeichnen, so ständig Rationalisierungen ihres interesselosen Zustandes versuchen. Jede Scheinbegründung ihrer Erstarrtheit, also jeder Versuch, ihr Lustlos-Sein als Trauer verstehen und begründen zu wollen, stillt nicht diese Unrast. Man sieht, daß sie nur die innere Leblosigkeit mit Inhalten erfüllen wollen aus den erhaltenen Erinnerungen an frühere Zeiten, in welchen diese Inhalte mit Libido besetzt waren. Die Abstellung solcher Scheinbegründungen hilft ebensowenig, obgleich die unversehrte Intelligenz sie, allerdings ohne Interesse, anerkennt. Aus dem inneren Todestriebgefühl taucht sofort wieder etwas anderes Leidvolles ins Bewußtsein. Die Assoziationen erfolgen also tatsächlich nicht mehr nach dem Lustprinzip, sondern ihm entgegengesetzt. Im Grunde ist jede Melancholie eine Melancholia agitata, wenngleich bei vielen die Lähmung des Lebenstriebes so stark ist, daß die Agitation sich vom Denken nicht zur Bewegung oder zum Sprechen steigern kann. Und daß auch die reinste Melancholie zu solchen Seelenvorgängen und ihren Äußerungen getrieben wird, beweist, daß es sich nicht nur um einen Lähmungszustand handelt, nicht nur um ein Aufhören des Zusammenhanges mit Objekten, weil alle Libido versiegt ist, sondern daß dieses Todesgefühl mit furchtbarer Gewalt sich äußern will. Es ist also nicht ein Zustand von seelischem Tod, der übrig blieb, weil das seelische Leben aufgehört hat, sondern dieser Zustand t r e i b t, der Tod w i l l sich durchsetzen, er will alles, was noch an lebendige Teilnahme erinnert, a u f-

heben, zerstören. Wir haben deshalb recht, von einem Todestrieb zu sprechen. Die reine Melancholie zeigt den reinen Todestrieb. Es ist daher kein Wunder, daß der Melancholiker, soweit er noch nicht gelähmt ist, zerstörend wirkt, daß er alle libidinösen Verbindungen vernichtet, und daß der Melancholiker dem naiven Laien ganz böse erscheint.

Man könnte den Einwand erheben, daß die Psychoanalyse (Freud) die Melancholie als sadistische, beziehungsweise masochistische Befriedigung auffaßt und daß Straftendenzen darin befriedigt werden, daß also der Melancholiker doch ein Vergnügen daran hat, sich und andere zu quälen. Der Tatbestand des ersten Einwandes ist richtig. Die Genese der Melancholie zeigt, daß der Kranke das in sich introjizierte Libido-Objekt, sich zur Lust, vernichten will. Das gilt aber nur von der Genese der Melancholie. Die entwickelte Melancholie hat die Libido selbst verloren; wo immer sich in der entwickelten Melancholie libidinöse Tendenzen noch zeigen, da ist der Todestrieb nicht ausschließlich wirkend. In den reinen Stadien der Melancholie hat aber auch die sadistische und masochistische Lust aufgehört. Mit Recht weist solch ein Melancholiker die Zumutung, er habe Freude an der Selbstqual, als Spott zurück.

Von dieser, für viele im ersten Moment fremdartigen, Auffassung kommen wir zu einem weiteren Ergebnis in bezug auf den Wirkungsvorgang des Todestriebes; ein Ergebnis, vor dem man erschrickt, wenn es evident wird. Es ist sehr schwer zu glauben, weil es all dem widerspricht, was wir bisnun von Trieben und Triebbefriedigung wissen. Wir sind nämlich gewohnheitsmäßig überzeugt, daß die Befriedigung jedes Triebes Lust bringt. Manche Theoretiker meinen sogar, allen Trieb einfach dadurch erklären zu können, daß die zurückgebliebene Erinnerung an die Lustbefriedigung durch das lustvoll erreichte Ziel wieder zum gleichen Tun antreibt. Diese mir immer unrichtig erschienene Erklärung des Triebes versagt völlig, wenn wir dem nun gefundenen Todestrieb in unserer Trieblehre gerecht werden wollen. Es fehlt nämlich die Bedingung, daß der Melancholiker seine Lust dabei findet, wenn er auf diese Weise sich und die Welt zerstört. Deshalb, weil er keine Triebefriedigung mehr

finden kann, ist ihm auch jeder lustvolle Entschluß genommen. Er kann nicht mehr wählen, nicht begehren, nicht entsagen. Er hat nichts. Auch dieses für jede Melancholie so charakteristische Symptom ist Ausdruck des Todestriebes.

Wir sehen, daß jede Äußerung des Todestriebes als Ziel ein Leid hat. Das Furchtbare ist wahr, es gibt im Menschen einen, wie wir annehmen müssen, ständig wirkenden, beim Gesunden allerdings ständig durch den Eros und durch das Leben in Schach gehaltenen mächtigen Trieb, der, wenn nicht den Tod selber, so das Aufhören der Lust und dies als Leid empfunden, zum Ziele hat. Das Triebziel des Todestriebes ist lustloses Leid! Man könnte einwenden: daß der Melancholiker, der dem reinen Todestrieb verfallen ist, noch Leid empfindet, beweise doch, daß er immer noch nach Lust verlangt und daß das Leid nicht Ziel des Todestriebes, sondern nur die Reaktion der Seele sei auf den Mangel an Lust. Die konsequent durchgeführte Trieblehre lehrt, daß es als direkte Folge des Todestriebes Leid im positiven Sinne und nicht nur Leid als Negation der Lust geben muß. Objektive Beobachtung zeigt nämlich, daß diese Äußerungen des Destruktionstriebes dem Melancholiker kein Vergnügen machen, daß aber die Triebkraft des Todestriebes in diesen Leidschöpfungen sich doch langsam erschöpft. Der Todestrieb schafft das Leid und ist nur, wie Freud es ausdrückte, sehr langsam am Werke, und weil eben das Leid so viel weniger Befriedigung gibt als die Lust, kann der Todestrieb in jeder Melancholie so lange zur Wirkung kommen, während die Lusttriebe so bald sich erschöpfen und Pausen brauchen.

Nun wollen wir das Gefundene für die Untersuchung des nach außen gerichteten Destruktiontriebes verwerten. Wir vermißten ein Merkmal, um den Destruktionstrieb als solchen zu stigmatisieren. Wir fanden aber soeben, daß der Todestrieb sich dadurch von allen Libido-Trieben unterscheidet, daß er nicht die Lust, sondern das Leid zum Ziele hat, und daß das Individuum dabei zwar keine Lust, aber eine Befriedigung im Leidäußern, im Leidfinden, im Leidschaffen hat. Dieses Merkmal können wir nun für die äußere Destruktion verwenden. Wir müssen uns fragen, ob es Grausamkeit gibt, bei welcher der Grausame keine Lust

an dem Schmerzzufügen oder Töten hat, sondern nur Befriedigung am Leid; wir müssen auch die Frage hinzufügen, ob es solche Grausamkeit auch bei normalen Menschen gibt. Nach meiner Meinung ist die Frage mit Ja zu beantworten. Mich hat bei der Grausamkeit immer am meisten überrascht, mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher Minimalbefriedigung sie geschieht. Mir ist der Sadist viel weniger rätselhaft geworden als die zwecklose Grausamkeit der Menschen. Dadurch, daß uns Freud den Todestrieb aufgedeckt hat, ist auch diese Eigenschaft als in der tiefsten Natur des Menschen liegend klargelegt. Es ist nur die Frage, weshalb manche Menschen den reinen Todestrieb nach außen gerichtet verwenden können, während die meisten Menschen ihn nur in Verbindung mit Libido als Sadismus äußern.

Wir sind zur Anerkennung des Todestriebes sowohl innerhalb der Psyche, als desselben nach auswärts gewendet gelangt; auf diese Urtriebe führt nun Freud alle Triebarten zurück, nachdem er sie früher in Ich- und Sexualtriebe geschieden hat. Darin liegt kein Widerspruch, denn Phänomene einzuteilen ist etwas anderes als sie zurückzuführen. Die Einteilung benützt einen durch spätere Bündelung entstandenen Gegensatz, die Zurückführung sucht den Gegensatz in der tiefsten Schicht.

Paradox erscheint an dieser Zurückführung, daß das Leben keinem eigentlichen Lebenstrieb, wo er er bisnun als Selbsterhaltungstrieb allgemeine Geltung hatte, die Existenz verdanken soll, sondern vielmehr der ständigen Mischung und Scheidung jener beiden Urtriebe. Das Leben wird dadurch betrieben, daß das Sterben ständig durch den aufpeitschenden Eros verhindert wird, vice versa ständig der unmittelbare absolute Lust verlangende Eros durch den sich an ihn klammernden immer drohenden Tod zum Umweg der vielgestalteten Lebenserscheinungen gezwungen wird. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen!“ So entreißt immerfort der Eros das Leben dem Thanatos, und dieser wieder zwingt den Eros, dem Leben zu dienen. Was da lebt, muß liebend sein, um nicht zu sterben. Und das Leben steht still, wenn einer seiner Herren, Eros oder Thanatos, zur alleinigen Herrschaft kommt. Wahrlich eine großartige Konzeption, die beiden Aspekten des Lebens gerecht wird, sowohl seiner unge-

heuerlichen Kompliziertheit, als seiner immer wiederkehrenden elementaren Gleichheit.

Und nicht nur das Leben des einzelnen, auch das der Gesamtheit, welches in der Kultur zutage tritt, wird auf diese beiden Urtriebe zurückgeführt, die in jedem Individuum für und gegen die Gesellschaft kämpfen. (Das hat nichts mit der unnötigen Annahme einer Kollektivseele zu schaffen.) Auf Grund dieser Gleichheit reklamiert Freud für die Psychoanalyse auch das Recht, die aus dem Kampf der Triebe entstandenen Fehlentwicklungen der Gesellschaft, die quasi „Neurosen" der Kultur, ebenso zu untersuchen wie die des Individuums. Er weist damit die Prätention mancher Wissenschaften zurück, daß nur ihre bisherigen Methoden und nicht die Psychoanalyse diese Aufgaben zu lösen haben. Es wird die Psychoanalyse nicht nur daran teilnehmen müssen, sie wird manche neue Aufgaben stellen; sie hat es bereits getan. Eine dieser Aufgaben ist sogar ein Hauptthema des Buches, es ist die Frage des Aggressionstriebes im Individuum, der Aggressionserscheinungen in der Gesellschaft.

Damit nimmt die fortschreitende Psychoanalyse einen Gegenstand wieder auf, den sie lange vernachlässigt hat. Zu Beginn war es für sie eine besondere Schwierigkeit, in all den vielen, scheinbar so deutlich durch egoistische Strebungen genügend erklärten Erscheinungen allüberall den Anteil der Sexualtriebe, die Libido, den Eros nachzuweisen. Daß die Menschen aus Not, Ehrgeiz und Machtwillen handeln, ist so selbstverständlich, daß Freud ihre Hervorhebung durch Adler als unwesentlich zurückwies.

Doch hat er nicht wegen der Hervorhebung des Aggressionstriebes der Teilnahme Adlers an unserer gemeinsamen Tätigkeit ein Ende gesetzt. Erst als Adler den Aggressionstrieb an Stelle der Libido und das „als ob" an Stelle des Unbewußten setzte, und die Psychoanalyse einzelner unbewußter Motive für überflüssig erklärte, weil es sich doch immer um einen und denselben neurotischen Charakter für ihn handelte, wurde die Gemeinschaft aufgehoben. Das war kein Akt der Willkür gegen einen Forscher, der eigene Wege zu gehen wagte, sondern ein Gebot der Arbeitsökonomie. Denn damals war die Aufgabe noch nicht erfüllt, die Wirkung der Libido überall nachzuweisen, und

noch weniger der Kampf um die Anerkennung der Libido beendet; auf allen Gebieten galt es, Widerstände zu überwinden und Kompromisse zu verhindern. Die Theorie Adlers ist durch die Einseitigkeit, mit der sie die wirkliche und die fiktive Aggression als ausreichende Motivierung aufstellte, diesem Kampfe um die Erforschung des Eros und um seine Anerkennung in den Rücken gefallen. Das war um so gefährlicher, als Adler seine Lehre als Ergebnis der gleichen Methode — sehr mit Unrecht — hinstellt, welche Freud verwendete. Er diskreditierte dadurch die Methode selbst als eine, mit der man zu jedem subjektiv gewünschten Resultate kommen könne. So hat sich Adler den Kampf gegen den Widerstand, die Libido ins Auge zu fassen, erspart. Dieser Kampf war ein schwerer; er bedeutete nicht weniger, als die säkulare Verdrängung der Sexualtriebe wenigstens in der Erkenntnis aufzuheben. Deshalb war jede Verbindung mit dem fahnenflüchtigen Psychoanalytiker zu lösen. Es war eine berechtigte taktische Maßnahme, um die ohnedies schwierige psychoanalytische Forschung nicht verballhornen zu lassen.

Retrospektiv zeigt es sich freilich, daß für Arbeits- und Kampfgruppen das gleiche Gesetz gilt wie für das Individuum: Konflikte, deren Erledigung im Innern man nicht erträgt oder nicht durchführen mag, werden ins Außenleben projiziert. Der psychoanalytischen Vereinigung wurde erspart, die unfruchtbaren Diskussionen gegen die unbelehrbaren Vertreter des „als ob" Aggressionstriebes fortzuführen. Was aber an inneren Konflikten erspart wurde, hat in der Außenwelt des Publikums zu einem desto größeren Wirrwarr der Meinungen und zu einem Widerstand geführt, dem deshalb so schwer begegnet werden kann, weil er die Psychoanalyse selbst in rationalisierter Form sich angeeignet hat.

Wir brauchen uns daher nicht zu wundern, daß das Problem der Aggression so lange unerledigt blieb und daß die Psychoanalyse so spät zur Anerkennung des Aggressionstriebes kam. Das erklärt sich eben durch die einseitig übertreibende Behandlung des Themas durch die sogenannte „Individualpsychologie". Freud und seine Mitarbeiter waren durch eine zum Teil unbewußte Komplexwirkung gehindert, sich damit zu beschäftigen.

Freud sagt an anderer Stelle, daß einerseits die Psychoanalyse

nicht gehindert ist, Funde, die von anderer Seite gemacht werden, ihrer Arbeit einzuverleiben, daß es aber anderseits meist nicht das gleiche ist, was die psychoanalytische Auffassung dazu zu sagen hat. Das gilt auch vom Aggressionstrieb, dessen Anerkennung keine Kapitulation vor den Auffassungen Adlers ist. Denn die Beobachtungen der Aggression dienen Freud zunächst als Material, um die Existenz des Todestriebes an seiner Verwendung zu zeigen, und zweitens, um die dynamische Quelle des Schuldgefühls aufzustellen. Diese konsequent psychoanalytische, kausale und genetische Betrachtungsweise steht inhaltlich und methodisch im Gegensatz zu der Vermengung bewußter und unbewußter Vorgänge, wie sie die Adlerschen Motivierungen verwenden.

Die Kritik Freuds gegenüber der Aufstellung des Aggressionstriebes besteht heute ebenso zu Recht wie damals. Sie ging dahin, daß Adler die ein Ziel erstrebende Energie aus allen triebhaften Handlungen und Wünschen wie einen gemeinsamen Faktor heraushebt und so die Aktivität aller Triebe als Aggression zusammenfaßt. Die Wichtigkeit der Aggressionen selbst war nicht strittig.

Im neuen Werke wird, ohne den Begriff zu definieren, allgemein die Aggression als das trennende Feindselige dem Eros als dem vereinigenden Liebenden gegenübergestellt. Kann man daraus einen besonderen Aggressionstrieb ableiten? Freud stellt diese Frage nicht. Ihm kommt es bloß darauf an, die Wirksamkeit des Todestriebes in den Triebäußerungen zu verfolgen. Nachdem der Todestrieb besteht, so ist er die tiefste triebhafte Quelle der Aggression und verringert die Bedeutung aller anderen sozialen und individuellen Motive um so viel, wie er an Energie beistellt. Diese Motivierungen werden so oft zu bloßen Rationalisierungen des Todestriebes, wie es Rationalisierungen der Sexualtriebe gibt. Das ist eine der wichtigsten Konsequenzen der Ausführungen Freuds. Und diese Verdeckung des tiefsten Triebes durch andere Motive der Aggression, wie Hunger, Liebe, Eitelkeit, Interesse und sonstige narzißtische und objektlibidinöse Ziele läßt eben den nach außen gerichteten Todestrieb, den Destruktionstrieb noch schwerer nachweisen, als früher die verdrängte libidinöse Quelle. Die überall evident gewordene Libido, also eben das Forschungsergebnis der Psychoanalyse, läßt sich nicht mehr übersehen; deshalb ist es so

schwer, eine Aggression ohne libidinöse Prämie, wie sie ein reiner Todestrieb erfordert, zu finden.

Für diese so vielfach motivierten Aggressionen einen besonderen Aggressionstrieb aufzustellen, der etwa dadurch entstanden wäre, daß sich durch die vielen Prämien, die der Kampf ums Dasein den einzelnen Aggressionen und dem Aggressionstüchtigen im allgemeinen verlieh, eine Freude am Kampfe und ein Trieb zum Kampfe selbst entwickelte, mag als Beschreibung gelten; es läßt aber die Aufgabe, die Grundtriebe zu scheiden, im Stich. Denn in diesem Aggressionstriebe muß man eben viele libidinöse Komponenten mit destruktiven vereint sehen, welche erst durch die Analyse zu trennen wären. Dasselbe würde von einem Unterwerfungstrieb gelten. An diesem ist die Mischung der Komponenten sofort einleuchtend. So schließen wir uns Freud an und sehen einen großen Fortschritt darin, daß er die Aggression triebdynamisch verfolgt und in ihr die tiefste Komponente aufdeckt, für welche alle drei Benennungen: Todes-, Destruktions- und Aggressionstrieb richtig sind.

Viel schwieriger ist das Problem, ob tatsächlich die Lebenstriebe als Äußerungen des Eros und des Todestriebes ihre volle Erklärung finden oder ob für neutrale Lebenstriebe Raum zwischen beiden bleibt. Dieses Problem ist aber im Werke Freuds nicht erörtert; die Beantwortung hängt mit biologischen Problemen und mit den Begriffsbestimmungen der Lebenstriebe und des Eros zusammen und überschreitet den Rahmen des Referates. Freuds Schlußfolgerungen werden durch dieses Problem nicht berührt; es ist für das Verhältnis von Aggression und Schuldgefühl gleich, ob das Leben durch die zwei Urtriebe allein eine Erklärung finden kann oder ob es Lebenstriebe gibt. Denn solche müßten jedenfalls durch die Verbindung mit den beiden Urtrieben in ihrem Wesen von ihnen abhängen. Bei Plato ist der Eros der Sohn des poros und der penia, er ist also ein Kind des Hungers, der aus dem größten Überfluß entsteht und aus diesem sich sättigt. In letzter Betrachtung lassen nicht mehr Hunger und Liebe, sondern läßt der Todestrieb alles Lebende ständig sein Leben erkämpfen und verteidigen.

Wir haben die Überzeugung vom inneren Todestrieb und von

dem äußeren Destruktions- oder Todestrieb gewonnen und wenden uns der dritten eingangs isolierten Frage zu, ob beide Todesströmungen in ihrer Quelle identisch sind. Ein gemeinsames Merkmal haben wir für sie gefunden, die prämienlose Grausamkeit, die im Leide ihr Ziel hat. Hier ist noch ein Einwand zu erledigen, nämlich der, ob nicht jeder Grausamkeit ein Sadismus im Unbewußten zugrunde liegt, indem eben die libidinöse Triebkomponente verdrängt wird, die rationelle Motivierung und die nicht libidinöse Grausamkeit aber bewußtseinsfähig bleiben. Solche Überlegungen haben lange den Todestrieb nicht erkennnen lassen. Es entspricht wirklich dem äußerst grausamen Über-Ich, die härteste Grausamkeit zu gestatten, die geringste sexuelle Lust zu verdrängen. Die Grausamkeit ist für viele Menschen mehr ichgerecht als die Lust an ihr. Anderseits ist der Sadismus bei nicht auch sonst grausamen Menschen oft nicht verdrängt. Erledigt wird dieser Einwand wieder durch die Beobachtung der Melancholie. In ihr durchbricht der Todestrieb die Verdrängungsschranke, während, auch bei früher sadistisch gewesenen Menschen, mit der Libido der Sadismus aufhört.

An dieser Krankheit läßt sich auch die Einheit von innerem und äußerem Todestrieb deutlich erkennen. Wir sehen nämlich, daß bei allen Menschen die Grausamkeit an Aktionen bestimmter Art geknüpft ist: an die des Hasses, der Rache und Strafe und merkwürdigerweise der Sorge. Solange man den Todestrieb nicht kannte, hat man diese Grausamkeit auf eine libidinöse, sadistische Komponente zurückgeführt. Bei dem Melancholischen sieht man aber, daß mit dem Freiwerden des Todestriebes die genannten Reaktionen, welche Abwehrreaktionen des Ichs sind, besonders heftig werden.

Diese Intensität steht in Widerspruch zur Lebensabkehr des Melancholikers, d. h. sie stünde in Widerspruch, wenn sie nicht eben dem zweiten Urtrieb entspringen würde. In der schweren Melancholie strebt, wie wir ausführten, die Psyche des Kranken nicht zur Lust, sondern zum Leide, oder besser gesagt vom Leiden zum Leide, vom leichten zum schweren Leide. Wird ihm der Anlaß oder die Begründung für ein Leid genommen, so drängt sich ihm sofort ein anderes, womöglich größeres Leid auf. Wir

können daher für diese Zustände ein Leid-Unleid-Prinzip aufstellen und daran prinzipiell den Todestrieb erkennen. Melancholikern, deren Aktivität überhaupt erhalten geblieben ist, genügt es nicht, sich selbst mit Leid über und über zu füllen; sie trachten, von ihrem Leidensüberfluß ständig die Außenwelt zu erfüllen. Und hier sehen wir, daß tatsächlich Haß, Rache, Strafe, diese sowohl aktiv als passiv, und Sorge von innen gegen die Außenwelt gelenkt werden. Es ist ein furchtbares Bild, wie der Melancholiker, weil in ihm der Todestrieb ohne jede Legierung mit dem Eros wirkt, ständig Haß äußert, ständig in grausamer Weise alle Glücksmöglichkeiten der Außenwelt zerstören will: der Todestrieb in ihm bekämpft den Eros außer ihm. Und noch mehr fällt auf, wie er die ganze Umgebung mit Sorge erfüllen will, wie er Unfrieden stiften muß, indem er Gründe zur Feindseligkeit überall aufdeckt und aufrührt. Groß ist sein Strafbedürfnis, und er muß immerfort die Schuld suchen, um Rache oder Strafe für sie zu erwarten. Viele von diesen melancholischen Destruktionsäußerungen gehen in die nachfolgende Manie über und kommen erst in ihr, wenn die Hemmung aufgehört hat, zur Äußerung. Die reine Darbietung des Todestriebes in der Melancholie zeigt daher, daß tatsächlich ein großer Teil aller Aggression vom nach außen gewendeten inneren Todestrieb ausgeht. Denn was wir beim Melancholiker rein beobachten können, kommt, gemildert durch die fortbestehenden Libido-Bindungen und verschmolzen mit anderen Motiven, ebenso beim Normalen vor; wir können daher sagen, daß tatsächlich in allen Äußerungen des Hasses, der Rache, der Sorge, der Strafe und der Schuld, und das sind die mächtigsten und unerbittlichsten Äußerungen der Aggression, der Todestrieb wirkt. Dem entspricht, daß bei allen Feindseligkeiten, Kriegen und Parteiungen erst dann die Aggression zur vollen Macht kommt und Ausdauer gewinnt, wenn eines der erwähnten Motive, Haß, Rache, Strafe und Sorge, in den streitenden Parteien erweckt werden konnte. Dann erst ist auch die nötige Grausamkeit für die Aggression gewährleistet. Vom Todestrieb gewinnt sie die stärkste Quelle ihrer Macht. Besonders innig ist die Beziehung des Todestriebes zum Schuldgefühl. Im vorliegenden Buche sind mehrere Kapitel der Entstehung des Schuldgefühls

gewidmet. Das „Unbehagen in der Kultur", nach dem das themenreiche Werk betitelt ist, beruht nach Freud eben in der Unvermeidbarkeit des Schuldgefühls. Das Schuldgefühl ist unvermeidbar, ob man die Aggression ausführt oder ob man sie sich versagt. Immer ist das Über-Ich imstande, für die getane oder die intendierte Aggression dem Ich die Marter des Schuldgefühls aufzuerlegen. Da nun die Kultur Aggression braucht und Aggression verbietet, hat das Über-Ich ständig Gelegenheit zu seiner selbstquälenden Funktion. Die Kraft der Aggression selber wird gegen das Ich gerichtet, und sie stammt aus der aggressiven Stärke der die Aggression des Kindes hemmenden Personen, vor allem des Vaters, und aus der unverwendbaren Aggression des Kindes selbst. Meine Beobachtungen lassen nun einen dritten, direkten Zusammenhang von Schuldgefühl und Destruktionstrieb, der nicht den Umweg über die Aggression des Über-Ich nimmt, erkennen. Beim Melancholiker hat jede Befriedigung des Narzißmus aufgehört. Der Melancholiker findet sich selbst in keiner Art mehr liebenswert. Das Schuldgefühl hat dieses Sich-selbst-nicht-Mögen als Inhalt. Es enthält nicht nur die Angst vor der Strafe des Über-Ich, sondern auch das Gefühl, daß das Ich nicht so ist, daß es dem Ich liebenswert erscheint. Gesteigertes Schuldgefühl bedeutet immer Selbsthaß. Die Angst im Schuldgefühl hat daher auch die Komponente, daß das Ich sich fürchtet, in keiner Weise mehr sich selbst bejahen, sich selbst lieben zu können und dadurch alle Libidobesetzung des Ichs zu verlieren. Das Schuldgefühl ist demnach ein unmittelbarer Ausdruck der Gefahr, daß die narzißtische Ichbesetzung versiege und der Todestrieb das Ich selbst ergreift. Solange noch kein Über-Ich sich formiert hat, will Freud noch nicht die Existenz des Gewissens für gegeben erachten, das Schuldgefühl bestehe aber schon vorher. Das ist ganz richtig. Schuldgefühl kann bestehen, sobald zwei zueinander ambivalente Richtungen gegenüber einem Objekt vorhanden sind, die eine erinnert oder neu auftauchend, oder im Falle des unbewußten Schuldgefühls verdrängt oder verschoben, die andere dauernd bestehend. Dann tritt Selbsthaß in bezug auf diese Regung ins Ich. Ist das ganze Ich von dem Affekte, der dieser Regung entspricht, ergriffen, dann ist das Schuldgefühl besonders stark, weil es nicht

nur in der Furcht vor dem aggressiven Über-Ich besteht, sondern auch in der Angst vor dem Todestrieb, der bei der durch die Ambivalenz gehinderten Libido das Ich erfüllen wird.

Auch dieser Vorgang kann verstärkt bei der Melancholie bemerkt werden: die Melancholie beginnt entweder mit Schuldgefühl, welches stets mit Ambivalenz zu tun hat, oder sofort mit schwerer Verstimmung. In diesem letzten Falle war die Ursache aber in allen Fällen, entsprechend der Lehre Freuds, eine schwere Ambivalenz, ein berechtigter Gefühlszweifel gegenüber dem wichtigsten Liebesobjekt, und dadurch gegenüber der eigenen Person. Der Zweifel, d. h. das vergeblich fortdauernde Bemühen, trotz des Zweifels seine Libidoposition aufrechtzuerhalten, erschöpfte ökonomisch die Libido, sie versiegt, und der Todestrieb mit seinem Leidens-Überfluß erfüllt die Seele mit leerem Grauen und harter Erregtheit.

Die Existenz des Todestriebes wird auch die Lösung eines Problems ermöglichen, welches den Anfang und die Dauer jeder Neurose bedingt, welches schon zweimal durch Freud eine vorläufige, bewußt als vorläufig erkannte, Beantwortung erhielt, aber noch immer ungeklärt ist: es ist das Problem der Angst. Angst war zuerst umgewandelte Libido, Angst entstand aus ihr, wenn sie nicht zur vollen Befriedigung gelangte, wenn sie von der Psyche abgehalten wurde — später war sie ein Signal des Ichs, damit die volle Gefahr vermieden werde. Immer wurde die Ursache der Angst als nach außen projiziert gesucht.

Nun wir den inneren ständig drohenden Tod kennen, ist die Angst weit besser verständlich, sie ist wirklich ein Signal, daß der körperliche Tod drohe, aber ein Signal, welches schon das Wirken des Todestriebes als Todesdrohung empfinden, nicht nur befürchten läßt; sie entsteht aber nur dann, wenn die Libidobesetzung nicht nachgelassen oder gar aufgehört hat, sondern wenn aus der mitunter höchsten Libidobesetzung ihr Absturz oder gar ihr Erlöschen erfolgte und damit die Herrschaft des inneren Todestriebes plötzlich auf ein relatives erhöhtes Niveau gehoben wurde. Die Angst der narzißtischen Neurosen findet so ebenso ihre Erklärung wie die der Aktualneurosen.

Wenn wir so den Todestrieb mit neuen Argumenten als wirk-

lich existierend beweisen konnten, so ist damit die Prämisse der Anschauung Freuds, daß die Kultur dem Kriege beider großen Triebe entspringe, noch mehr gestützt. Beide Triebe lehnen sich immer an alle Funktionen, an alle Tätigkeiten, an alle Beziehungen der Menschen an. Wie große Kriegsherren benützen sie alle Erfindungen, die das Leben braucht, um gegeneinander immer neue, immer bessere Waffen zu schmieden; da sie aber beide sich an die gleichen menschlichen Fortschritte anlehnen, so hört auch bei ihnen das Wettrüsten nicht auf, sie können einander nur besser bekämpfen, nie einer den anderen besiegen. Daß das mißlinge, hat noch einen zweiten Grund, der eben in diesem Buche deutlich gezeigt wurde: sie brauchen einander auch im Kampfe gegeneinander: der Eros braucht die Aggression, um unbrauchbare erotische Teilmächte niederzuhalten, und die Aggression braucht den Eros, damit er Bünde von Menschen schaffe, die besser töten können. Und Eros und Todestrieb lassen Schuldgefühl, Leid und Angst aus ihrem Kampfe ebenso entstehen, wie stolze Triumphe in Kampf und Liebe. Das Schuldgefühl ist aber, wie dieses Buch uns zeigt, so gewaltig, daß die Kultur ihr Behagen verlieren mußte. Dürfen wir uns dann wundern, daß der Eros im Gefühl der Religion ein angstloses und einheitliches Glück finden will. Wenn der Gefühlszweifel, die Unsicherheit zwischen Liebe und Haß, die Ambivalenz es ist, die das ganze Leid des Schuldgefühls schafft, wie Freud überzeugend zeigt, und wenn der Gefühlszweifel (die Ambivalenz) auch das Leid der Melancholie durch Erschöpfen der Libido und durch Heraufrufen des Todestriebes nach sich zieht, wie soll dann die Menschheit nicht eine gefühlssichere — ambivalenzlose Bindung an die Allheit brauchen und verteidigen?

Für den Naturforscher mag gelten, was Mach gesagt hat. Der Allgemeinheit kann die Wissenschaft nicht das religiöse Gefühl ersetzen; ja der Logos kann es noch verstärken, indem er die Religion von ihren historischen Inhalten und neurotischen Zwangs- und Hysteriegebilden befreit; und nicht nur dadurch, sondern auch durch das möglichste Fortschreiten der Erkenntnis, denn diese allein vermag für die gemeinsamen Geltungsgebiete der Libido und der Aggression beider Maß abzugrenzen, wo aus

deren gegenseitiger Überbietung so viel Elend entstanden ist. Schließlich gibt die Erkenntnis des Todestriebes vielleicht die erste Basis einer objektiven Ethik.

Der innere Todestrieb wird, solange das Leben währt, vom Eros überwunden. Ob er, als Destruktionstrieb, nach außen gewendet, Sieger bleibe, oder ob auch in der Kultur der Eros siegen werde, das hängt davon ab, welchem der beiden Giganten der aus bescheidenen Anfängen zur Scientia militans gewordene Logos der Menschheit als Bundesgenosse zur Hilfe eilt. Und daß solch eine Verwendung des Logos möglich ist und noch mehr möglich sein wird dadurch, daß die Kultur psychoanalysiert werden kann, das ist die Meinung dieses Buches und zugleich die Zukunft verkündende Tat des Schöpfers der Psychoanalyse.

Trotz des düsteren Themas ist dieses Buch optimistisch.

Vom Nationalgefühl

Von

Paul Federn

Als V. Band der von Paul Federn (Wien), Heinrich Meng (Frankfurt) und Georg Honigmann (Giessen) im Hippokrates-Verlag, Stuttgart, herausgegebenen Schriftenreihe „Hippokrates-Bücher für Ärzte" ist soeben — im Herbst 1930 — eine umfangreiche medizinisch-statistische und sozialbiologische Studie von Dr. Sigismund P e l l e r (Wien) über „F e h l g e b u r t u n d B e v ö l k e r u n g s f r a g e" erschienen. Ein historischer Teil gibt eine Übersicht über den Stand des Bevölkerungsproblems und über die Grundanschauungen und Tendenzen der Bevölkerungspolitik von der Zeit der alten Ägypter und alten Juden bis zur Gegenwart, wobei besonders die malthusianischen Bestrebungen und die Gegentendenzen, die Geburtenförderung in Frankreich, die Bevölkerungspolitik im heutigen Deutschland und im fascistischen Italien berücksichtigt werden. Eingehende statistische Darstellungen geben einen Überblick über alle mit dem Abortus zusammen-

hängenden Tatbestände (z. B. Abortus und Fortpflanzungsleistung, A. und Beruf, A. und Prostitution, A. und Sterblichkeit usw.). Ein besonderer Teil ist der Erörterung der medizinischen, rassenhygienischen, nationalökonomischen und politischen Erwägungen im Zusammenhang mit der Abortusfrage gewidmet. Im Abschnitt „Öffentliche Meinung" wird die Stellungnahme der katholischen und die der protestantischen Kirche, der Nationalisten und der Sozialdemokraten und Kommunisten erörtert. Bei der Behandlung des nationalistischen Standpunktes kann Peller nicht umhin, auch die Frage nach dem Woher und Wohin der nationalistischen Ideologie überhaupt zu streifen. Die Bedeutung des nationalen Gedankens für das weltpolitische Geschehen — führt Peller aus — ist ungeheuer, weil die nationale Bindung sich stärker erweist, als die anderen derzeit vorkommenden Gruppierungsformen, und weil die nationale Ideologie Zustände extremster Verleugnung des Rationalen, pathologische Massenreaktionen erzeugen kann, wie sie im gleichen Umfang und solcher Stärke kaum ihresgleichen in der Weltgeschichte finden. Dr. Peller sah sich daher veranlaßt, einen Psychoanalytiker wegen der psychologischen Charakterisierung des Nationalgefühls und des Nationalismus zu interpellieren und druckt in seinem Buche die Äußerung, die Dr. Paul Federn darüber machte, ganz ab. Wir geben diesen Exkurs Federns (mit Genehmigung des Verfassers und des Hippokrates-Verlags) hier wieder und wollen dabei nicht versäumen, das Studium des Pellerschen Werkes, das ein ebenso wichtiges wie weit verzweigtes Problem von so vielen Seiten und in einer von Schulmedizin, von staatlichen Rechtsnormen und nationalen Ideologien unabhängigen Weise angeht, nachdrücklichst zu empfehlen.

A. J. St.

Die Stellungnahme der Massen aller Völker im Jahre 1914 hat wie ein Experiment die latente Bereitschaft zum stärksten Nationalismus dargetan. Der Nationalismus tritt je nach dem Charakter des einzelnen oder ganzer Gruppen — geordnet und unentwegt, pflichtgemäß und schweigend, turbulent und

fanatisch auf — überall ungerecht und blind machend für eigene Fehler und Unrecht — scharfsichtig für die fremden; überall verhimmelnd die eigenen Vorzüge, überall scharfsichtig machend für die eigenen, blind für die fremden Ansprüche. Und in dieser Freiheit, ungerecht und parteiisch zu sein, lag und liegt etwas Beglückendes. Solche mächtige Begeisterung und ungeheure Verschiebung des Gefühles für Gut und Böse kann nicht durch Zeitungsmache oder durch Massensuggestion erklärt werden. Geweckt und von kulturellen Fesseln befreit[1] wurde vielmehr ein überall vorhanden gewesenes Empfinden, das „Nationalgefühl", welches de norma Folge und Voraussetzung des Volkstums ist und als solches von seinen akuten oder chronischen sozialpathologischen Steigerungen bei Nationalisten unterschieden werden kann. Das gesunde Nationalgefühl ist mit Pazifismus ebenso vereinbar, wie das gesunde „Ich-Gefühl" des Individuums mit dessen starkem sozialen Empfinden für Frieden und Einordnung im eigenen Volk. — Seitdem Freuds Psychoanalyse für die Ich-Psychologie das dynamische Verständnis teils geschaffen, teils neu begründet hat, sind auch diese Probleme der Untersuchung zugänglich geworden, insbesondere ist die Triebbedingtheit und Determiniertheit des gesunden wie des pathologischen Nationalgefühls zu erkennen und anzuerkennen.

Das Nationalgefühl gestattet ebenso eine großartige kulturelle Sublimierung der Triebe, wie ihre wilde und kulturwidrige Befreiung. Die Psychoanalyse[2] kann der Masse zwar keine Kollektivseele zusprechen, sie sieht aber die Vereinigung zur Masse durch die Gemeinsamkeit von stark

---

1) Siehe Freud, Zeitgemäßes über Krieg und Tod. (Ges. Schriften, Bd. X.)
2) Siehe Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. (Ges. Schriften, Bd. VI.)

affektiv und libidinös besetzten Zielen und Ideen gegeben. Die Beglückung durch Befriedigung der auf die Gemeinsamkeit verschobenen libidinösen Strebungen ist nicht geringer durch Erreichung eines individuellen Liebeszieles. Durch gemeinsame Ziele wird die Identifizierung mit Führer, Ideal und Nation ermöglicht und auf diesem Umwege die gegenseitige Identifizierung erreicht. Das Nationalgefühl ist, so aufgefaßt, ein erweitertes Ich-Gefühl. Das Ich-Gefühl des einzelnen ist aber deshalb so mächtig, weil starke triebhafte, libidinöse Strebungen von Kindheit an dem eigenen Ich zugewendet werden; es ist durch „Ich-Liebe" (Narzißmus), nicht durch „Egoismus" (Ich-Interessen) bedingt[3]. — Von diesem mächtigen Ich-Gefühl wird in der Norm ein wechselnd großer Teil zum Nationalgefühl erweitert; ohne diese Erweiterung des Selbstes zur Nation würde die Absonderung des Einzel-Ichs überhaupt nicht die Gesellschaftsbildung gestattet haben. Wie wir aber heute schon sehr gut das normale Ich-Gefühl der Gesunden vom krankhaften Narzißmus bei Krankheit und beim pathologischen Charakter unterscheiden können, so ist es eine Frage fortschreitender Untersuchung, das „gesunde Nationalgefühl" von der Verblendung und Kulturwidrigkeit des abnormen „Nationalismus" zu unterscheiden. Daß das Nationalgefühl seine Energie dem Narzißmus, das ist der libidinösen Kraft des Ich-Gefühls, entnimmt, zeigt sich auch darin, daß Ich-Gefühl und Nationalgefühl komplementäre Größen sind. Viele Menschen können trotz starken Ich-Gefühls bescheiden auftreten für die eigene Person, weil sie alle Ansprüche ihrer Selbstliebe und ihres „sich selbst gefallen wollen" in der Vergrößerung

---

3) Siehe Federn, Das Ich als Objekt und Subjekt im Narzißmus, „Internat Zeitschr. f. PsA.", XV, 1929.

der Ideen über ihre Nation erfüllen. Sie können so und nur so sich der eigenen Eitelkeit und der eigenen Sonderhaftigkeit entledigen! Wenn das wertvolle, mächtige Naturen sind, so fördern sie als Führer sowohl wie als Diener das Wohl des Ganzen. Lächerlich wirkt es, wenn leere, eitle Menschen, die am Ich nie ihre Eitelkeitsansprüche befriedigen könnten, nun narzißtisch mit der Größe ihrer Nation im wörtlichen Sinne „Staat" machen.

Der Unterschied zwischen dem normalen und dem abnormen Nationalgefühl kann durch einen Vergleich besser verständlich gemacht werden. Es ist kein Verdienst und selbstverständlich, daß der normale Mensch seine Mutter derart liebt, daß diese Liebe von den objektiven Eigenschaften der Mutter unabhängig wird, ja daß man die Mutter nicht objektiv beurteilen kann. Der normale Mensch wird aber nicht verlangen, daß diese subjektive Stellungnahme als allgemein gültiges Werturteil über die Mutter — oder ebenso über jede andere geliebte Person — anerkannt werde und Vorrechtsansprüche für die geliebte Person bei anderen begründet. — Weil aber die Tendenz zu solcher Beanspruchung die Folge jeder Liebe ist, ist es leicht, derartig starke Bindungen, wie es das Ich-Gefühl, das Liebesgefühl, das Nationalgefühl sind, im Dienste von Unrecht und Vergewaltigung mißbräuchlich aufzurufen. Grausamkeit, Sadismus und Aggressivität sind stets bereite Kräfte der Menschheit.

Psychoanalyse und Weltanschauung

Von

Carl Müller-Braunschweig

Vortrag auf der Tagung der „Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft" in Dresden am 29. September 1930. — Abgedruckt aus dem IV. Jahrgang (1930) der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik". (Jährlich 12 Hefte, ca. 500 Seiten; Abonnement Mark 10·—.)

I

Für die Behandlung unseres Themas wird es gut sein, daß wir uns die grundsätzliche Frage überlegen: was wollen wir unter Weltanschauung verstehen? Es ist zweckmäßig, zur Klärung dieser Frage das geistige Gebilde einer Weltanschauung mit dem der Wissenschaft, und zwar der empirischen Wissenschaft, wie sie in den Naturwissenschaften vorliegt, zu vergleichen. Offensichtlich ist Weltanschauung etwas anderes als eine empirische Wissenschaft. Was tut diese? Sie durchforscht das unendliche Gebiet der gegebenen Wirklichkeit, entdeckt Tatsachen und abstrahiert aus ihnen gesetzmäßige Zusammenhänge. Weltanschauung will etwas anderes. Dieses andere, wesentlich andere ist, die gegebene Wirklichkeit nicht nur zu erkennen wie sie ist, sondern sie zu gestalten in Richtung auf Vorstellungen davon, wie sie zweckmäßiger- und vernünftigerweise sein sollte. Wir verstehen also unter Weltanschauung nicht das, was man nach dem Wortlaut dieses Ausdrucks darunter verstehen könnte, eine bloße „Anschauung" der Welt, sondern das, was mit dem Ausdruck in der Tat durchgängig gemeint wird, eine Entscheidung darüber, wie man sich der Welt und dem Leben gegenüber verhalten will, wie man sich beiden gegenüber nicht nur betrachtend, sondern gestaltend verhalten will. Wir verstehen Weltanschauung im Sinne von Welt- und Lebensgestaltung.

Man könnte sich, wenn man empirische Wissenschaft mit Weltanschauung vergleichen will, auch so ausdrücken: Die empirische Wissenschaft kennt und verfolgt nur einen einzigen Wert, den Wert des Wissens um das, was ist, die Weltanschauung aber kennt und verfolgt eine große Reihe von anderen Werten, nach

denen sie das Gegebene zu gestalten sucht, sie kennt den Wert einer Erziehung und Kultur der Persönlichkeit, — im inneren wie im äußeren Sinn, — den Wert der künstlerischen Gestaltung, den Wert einer moralischen und rechtlichen Ordnung in den Beziehungen der Menschen zueinander, den Wert der politischen und wirtschaftlichen Ordnung, den Wert der Erhaltung und Kultur bestimmter Sitten, etwa in den geschlechtlichen Beziehungen usw.

Empirische Wissenschaft und Weltanschauung müssen ihrer Natur nach immer in einer gewissen Spannung zueinander stehen. Die Weltanschauung hat, um wirklichkeitsgemäß handeln zu können, irgend eine Erfassung der Wirklichkeit nötig. Sie kann aber anderseits nicht warten, bis die Wissenschaft ihr ein vollendetes w i s s e n s c h a f t l i c h e s Wissen um die Wirklichkeit zur Verfügung stellt. Da Wissenschaft eine niemals vollendbare Aufgabe ist, so wäre Weltanschauung und wäre jedes Handeln unmöglich. Sie muß sich anders helfen, und sie tut es. Es ist eine immer wieder nachprüfbare Tatsache, daß es neben der wissenschaftlichen Erforschung eine andersartige Erfassung der Wirklichkeit gibt, die jeder von uns, ob er nun außerdem Wissenschaft treibt oder nicht, tagtäglich übt, das ist diejenige Erfassung der Wirklichkeit, die ihren Gegenstand nicht daraufhin untersucht und analysiert, aus welchem Zusammenspiel von Naturgesetzlichkeiten er zu verstehen ist, sondern die ihn vielmehr daraufhin ansieht, ob und wie er als Material, als Faktor in der Gestaltung irgend eines der soeben genannten Wertgebilde verwendet werden kann.

Wenn ein Bildhauer sich mit Ton beschäftigt, um eine Statue daraus zu formen, so ist ihm der Ton nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, etwa Gegenstand einer chemischen Analyse, sondern er ist ihm ein Material, das er in Richtung auf ein anderes als ein wissenschaftliches Ziel, auf einen außerwissenschaftlichen Wert hin erfaßt und verwendet.

II

Was also Weltanschauung von der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft, unterscheidet, das ist die Gestaltung von Gebilden in Richtung auf bestimmte a u ß e r w i s s e n s c h a f t l i c h e W e r t e oder N o r m e n.

Diese allgemeine Betrachtung vorausgeschickt, lassen Sie uns nun versuchen, ob die Psychoanalyse, so wie sie uns vorliegt, etwas wie eine Weltanschauung oder überhaupt, ob sie weltanschauliche Momente in sich trägt.

Soweit sie eine empirische Wissenschaft ist, nach Art der empirischen Naturwissenschaft, müßte sie dem Begriffe nach nichts mit Weltanschauung zu tun haben. Wenn wir uns aber die wissenschaftliche Psychoanalyse und ihre Funde ansehen, so stoßen wir auf eine Reihe von Tatsachen-Zusammenhängen, die vielleicht geeignet sind, uns an diesem Satze irre werden zu lassen:

Die Psychoanalyse hat festgestellt, daß eine Reihe von Formen des Trieblebens und des Charakters sich verstehen lassen als Fehlentwicklungen, als Abweichungen von einer als normal aufzufassenden Entwicklungsgeschichte des menschlichen Trieblebens und des menschlichen Charakters. Gerade aus den abnormen, beziehungsweise pathologischen Abweichungen ließ sich eine, wenn auch in Wirklichkeit nirgends vollkommen vorzufindende normale Entwicklungsgeschichte des Trieblebens und des Charakters konstruieren.

Erinnern wir uns kurz daran: das sexuelle Triebleben entwickelt sich idealerweise aus einem diffusen Autoerotismus über mannigfache Phasen hinweg bis zum Stadium der Unterordnung der Partialtriebe unter das Primat des Genitale, der frühkindliche Narzißmus bis zur vollen Objektliebe des Erwachsenen, das kindliche Vorherrschen der Destruktionstendenzen zu einem Zustand, in welchem diese Tendenzen in einem größeren Ausmaße teils durch Verbindung mit erotischen unschädlich gemacht, teils durch Reaktionsbildungen in Schach gehalten, teils zu fruchtbarem Wettbewerb im Beruf und zu aufbauender Tätigkeit sublimiert worden sind. Das Ich, in der Kindheit unter der Vorherrschaft der Phantasie und des Lustprinzips stehend, entwickelt sich normalerweise zu einem Zustand der Vorherrschaft des Realitätsprinzips, in welchem es fähiger wird, zugunsten der realen Umstände oder höherer Ziele auf momentanen Lustgewinn zu verzichten, beziehungsweise Unlust auf sich zu nehmen. Die Entwicklung des Menschen geht, nach der Formulierung von Freud, vom Trieb-

gehorsam zur Triebbeherrschung. Normalerweise gelingt dem Ich eine ständig fortschreitende Eroberung des Unbewußten, des Es.

Wenn wir uns diese Entwicklungslinien vor Augen halten, muß uns auffallen, daß sie unzweifelhaft einen Normcharakter haben. Sie beschreiben die Entwicklungen, die das menschliche Individuum „normalerweise" zu durchlaufen hat. Wir dürften auch sagen: idealerweise, denn es handelt sich bei der Aufstellung dieser Entwicklungslinien nicht etwa um ein Durchschnittsergebnis (das würde wesentlich anders ausfallen) oder gar um eine Majoritätsnorm, überhaupt nicht um ein statistisches Ergebnis, sondern um ein Abstraktions-Ergebnis vom Charakter eines Idealtypus, der als solcher, sozusagen hundertprozentig, in Wirklichkeit nicht vorkommt.

Jedenfalls, und darauf kommt es uns jetzt an, bezeichnen diese Entwicklungslinien Prozesse, die gleichsam in Richtung auf eine Norm oder einen Wert hin orientiert sind.

Die Frage ist nun: Geht die psychoanalytische Wissenschaft mit der Unterscheidung eines normalen Entwicklungsganges von abnormen und pathologischen Entwicklungen über das bloß feststellende Verhalten der Wissenschaft hinaus? Erkennt sie hier Werte oder Normen an, anstatt sich auf die Feststellungen von Tatsachen und Zusammenhängen zu beschränken?

Die Antwort muß lauten: Nein. Obschon es sich hier in der Tat um die Heraushebung von Normen oder Werten handelt, ist darin doch kein Widerspruch zu der Behauptung zu sehen, daß Psychoanalyse als Wissenschaft eine empirische Wissenschaft und keine Weltanschauung sei. Denn es handelt sich hier wohl um Normen, aber nicht im Sinne einer Weltanschauung. Für die Weltanschauung würden diese Normen praktische Ideale bedeuten, Vorstellungen, nach denen die Wirklichkeit handelnd umzugestalten wäre. Soweit Psychoanalyse Wissenschaft ist, bedeutet ihr Herausstellen normaler Entwicklungsvorgänge aber nur eine empirisch-wissenschaftliche Feststellung. Man hätte nur das eine aus diesen Überlegungen zu lernen, nämlich, daß man unter Normen zweierlei verstehen kann: fordernde Normen, nach denen die Wirklichkeit handelnd zu gestalten ist, wie sie zentral zum Wesen der Weltanschauung, zum Wesen der Moral oder

auch des Rechts gehören, und anderseits Normen, die an Tatsachen und Tatsachen-Zusammenhängen der Natur aufzufinden sind, an Tatsachen wie denen, die die Psychoanalyse zu der Feststellung der normalen sexuellen Entwicklung geführt haben, und wie sie ja auch in der Somatologie, in der Anatomie und Physiologie, mit der Feststellung normalen und abnormen Körperbaues, beziehungsweise normaler und abnormer oder pathologischer Funktionen gegeben sind.

Es verschlägt dabei nichts, daß — wie wir bereits ausführten — die so durch die Beobachtung der Natur gefundenen normativen Erscheinungen, Abläufe und Entwicklungen niemals der Norm voll entsprechen, sondern nur eine idealtypisch zu nennende Abstraktion darstellen. Ich sage, das verschlägt nichts an dem Unterschied dieser Normen von den fordernden Normen der Moral, des Rechts oder der Weltanschauung. Die ersteren darf man, auch wenn die wirklichen Erscheinungen nie voll mit ihnen übereinstimmen, doch als Tatsachen-Normen von den fordernden Normen unterscheiden.

III

Es ist also in der Psychoanalyse als Wissenschaft selbst auf dem Gebiete der Feststellung der normativen Erscheinungen nichts Weltanschauliches zu finden.

Aber vielleicht in der Psychoanalyse als Praxis, als Kunst? Wir sagten doch, daß das eigentliche Gebiet der Weltanschauung das Handeln sei? In der Praxis, also vor allem in der Therapie, kommt es doch immerfort auf die momentane Entscheidung an? Hier schwingt also vielleicht unvermeidlich in jeder therapeutischen Einzelentscheidung, jeder Deutung, jeder Versagung oder Gewährung der ganze Mensch, also auch seine Weltanschauung mit?

Lassen Sie uns behutsam vorgehen.

Wir könnten zunächst denken, daß das, was in der Psychoanalyse als Wissenschaft von uns als Tatsachen-Norm anerkannt war, daß das in der Psychoanalyse als Praxis nunmehr zu einer Norm im Sinne einer Forderung würde. Daß wir also in der Praxis nun doch weltanschaulich würden, indem wir das Genitalprimat, die volle und reife Objektbeziehung, die

Überwindung der primitiven Destruktionstendenzen, überhaupt das Freisein von Infantilismen und Perversionen als Normen in dem Sinne aufstellten, daß sie die Ziele wären, zu denen wir den Patienten bewußt, aktiv, direkt und auf alle Fälle hinzusteuern hätten.

Wir wissen, daß dem nicht so ist. Das therapeutische Ziel ist umrissen, es deckt sich nicht mit den vielfältigen Zielen, die sich eine Weltanschauung setzen kann. So sehr wir um die normalen Entwicklungsabläufe und -ziele der Triebe und des Charakters wissen, so sehr wir in einzelnen Phasen des einzelnen Falles auch hoffen und wünschen mögen, daß der Patient diese oder jene normale Einstellung erreiche, so fern muß es uns liegen, den Patienten in Richtung auf diese Ziele zu vergewaltigen, ohne Rücksicht auf den Umfang seiner Möglichkeiten und ohne Rücksicht darauf, daß dem eventuellen Gewinn an anderen Stellen seines Trieblebens und Charakters ein vielleicht größerer Schaden erwächst.

Wir wissen, daß unser therapeutisches Ziel bescheidener sein muß, als ein aus unserem theoretischen Wissen um eine Normalität des Trieblebens etwa hervorgehendes weltanschauliches — und vielleicht in seinem Werte sehr zweifelhaftes — Ideal. Wir haben uns zunächst darum zu kümmern, diejenigen Faktoren zu beseitigen, die die Leistungs- und Genußfähigkeit des Individuums beeinträchtigen. Wir wissen, daß die Aufdeckung der störenden Faktoren unser Hauptwerk ist. Wir wissen: würden wir uns statt dessen primär die Erreichung einer Normalität zum Ziele setzen, so würden wir dieses Ziel weniger erreichen, als wenn wir davon absehen.

Das ist das Eigentümliche der Psychoanalyse, daß sie gleichsam weltanschauliche Ziele, wie die Angemessenheit an eine normale Gestaltung des Trieblebens und des Charakters, am ehesten dadurch erreicht, daß sie diese als solche nicht anstrebt, ja, dieses Anstreben geflissentlich vermeidet und sich einer gleichsam wissenschaftlichen Erforschung derjenigen Faktoren zuwendet, von denen die Störung oder das Nichterreichen der normalen Entwicklungsziele verursacht worden sind.

Lassen Sie uns aber zunächst zu der Bedeutung des Ideales der

Normalität zurückkehren. Wir wiesen es ab, daß die Realisierung dieses Ideales Aufgabe und Ziel der psychoanalytischen Therapie sei. In der Tat, selbst wenn psychoanalytische Therapie sich ein solches Ziel stecken dürfte, es wäre ein sehr fragwürdiges. Zunächst ein überhaupt nicht realisierbares. Jedes Individuum hat nur ein optimales Maß von Veränderungs- und Anpassungsfähigkeit. Durch eine überspannte Anpassungsforderung können gerade den produktiven Anlagen eines Patienten unnötig Kräfte entzogen werden, so daß die Entfaltung seines eigentlichen individuellen Wesens beeinträchtigt, ja, unterbunden wird.

Die Psychoanalyse hat darum ihr Ziel nicht so formuliert, daß der Patient zu einem normalen Menschen im idealtypischen Sinne zu machen sei, sondern daß man ihm annähernd zu dem Standard verhelfe, den er auch ohne Hilfe erreicht haben würde, wenn nicht die durch die Analyse aufgedeckten pathogenen inneren und äußeren Faktoren störend in seine Entwicklung eingegriffen hätten.

An anderer Stelle und in anderem Zusammenhange erklärt Freud: „Der Kranke soll ... zur Befreiung und Vollendung seines eigenen Wesens erzogen werden." Auch diese Formulierung des therapeutischen Ziels ist von Freud nicht im Sinne einer utopischen Vollkommenheit, sondern im Sinne eines Optimums der Entfaltung des individuellen Wesens und der individuellen Fähigkeiten eines Menschen gemeint. Sie schließt daher nicht die Erreichung einer hundertprozentigen Normalität ein. Wir werden als psychoanalytische Therapeuten froh sein, einen Patienten wieder zur Verfügung über seine Arbeitskräfte, zu einem höheren Maß innerer Unabhängigkeit von unbewußten Triebregungen, von unbewußtem Zwang und Schuldgefühl, von einem infantilen Über-Ich, zu einem Freisein von lästigen Symptomen, zu freierer und befriedigenderer Genußfähigkeit, zu einer größeren inneren Ausgeglichenheit, zu einer größeren Fähigkeit, die Außenwelt so zu nehmen, wie sie ist, zu einer aktiven und fruchtbaren Auseinandersetzung mit den Mitmenschen, zu einer größeren Unabhängigkeit von der Neigung, die Wirklichkeit des eigenen Selbst durch ein schönes Idealbild zu überdecken, mit einem Wort: zu einer optimalen Machtverschiebung zugunsten des Ichs im Verhältnis zu Es, Über-Ich und Außen-

welt gebracht zu haben. Dabei nehmen wir es in den Kauf, nicht nur, daß diese oder andere Abweichungen vom normalen Triebleben und vom normalen Charakter allen Erschütterungen der Kur getrotzt und sich erhalten haben, sondern unter Umständen auch, daß die Kur bisher nur latent vorhandene, normwidrige Regungen manifest werden ließ.

Es sieht nach diesen Sätzen fast so aus, als ob die Bedeutung der Normen in der Entwicklung und Betätigung des Trieblebens und des Charakters ganz und gar in den Hintergrund träte. Das ist nun keineswegs der Fall. Es bleibt doch im Grunde so, daß die Daten der normalen Entwicklungen und Bildungen des Trieblebens und der Persönlichkeit gleichsam wie die Gestirne am Himmel, die den Wanderer leiten, dem Analytiker bei seiner theoretischen wie bei seiner praktischen Arbeit immer gegenwärtig sind. Das Wissen um die Norm-Tatsachen ist für die psychoanalytische Therapie zentral wichtig, aber nicht in dem Sinne, daß in der Therapie aktiv und direkt auf das Erreichen eines Normalitätsideales hingearbeitet würde, sondern nur so, daß es ohne Wissen um die normale Trieb- und Persönlichkeitsentwicklung nicht möglich wäre, die Störungsstellen und Störungsfaktoren analysierend zu entdecken, um deren Beseitigung, beziehungsweise Schwächung es in der psychoanalytischen Behandlung primär geht. Es handelt sich in der psychoanalytischen Therapie um etwas ähnliches wie in der somatologischen Medizin: das Wissen um die normale und gesunde Struktur und Funktion des Trieblebens und des Ichs ist hier eine ähnliche Voraussetzung für die Entdeckung und Beseitigung der störenden oder pathogenen Faktoren, wie dort in der Chirurgie oder der inneren Medizin das Wissen um Anatomie und Physiologie. Aber um diese Aufhebung oder Schwächung der entwicklungsstörenden Faktoren geht es wiederum nicht, um den Patienten zu einer möglichst vollkommenen Normalität zu verhelfen, sondern um anderer Ziele willen. Wir haben sie vorhin im einzelnen beschrieben. Wir können sie zusammenfassend auch so umschreiben, daß wir in Anlehnung an einen Ausdruck Freuds formulieren: zu dem Ziele einer möglichst weitgehenden Eroberung des Es, der Außenwelt und des Über-Ich durch

das Ich. Dieses Ziel dient zuletzt dem, was wir mit Freud als die „Befreiung und Vollendung des eigenen Wesens" bezeichneten. Die — natürlich nie absolut erreichbare und abschließbare — Vollendung des eigenen Wesens hat sowohl jene steigende Beherrschung des Es, des Inbegriffs der unbewußten, der aufbauenden wie der zerstörenden Triebkräfte, zur Voraussetzung, wie auch eine steigende Unabhängigkeit von der Außenwelt und eine steigende Überwindung der infantilen Reste des Über-Ichs und ihre Ersetzung durch ein reifes, Selbstverantwortung forderndes Über-Ich.

Von Gegnern der psychoanalytischen Therapie ist häufig die Nachforschung nach den störenden Faktoren als eine unvollkommene und der Ergänzung bedürftige Behandlungsart hingestellt worden. Man forderte eine Ergänzung der Analyse durch eine „Synthese", die den armen, durch die Analyse gleichsam in seine Teile zerlegten Patienten wieder zusammenfügen und ihm überdies die Ziele aufzeigen müßte, denen er sich nunmehr zuzuwenden habe. Freud hat dieses Verlangen nach der Synthese als ein Spiel mit Worten entlarvt. Der Patient, der analysiert wird, wird nicht „in Teile aufgelöst". Und wenn es so wäre, so könnte ihn menschliche Macht nicht wieder zusammensetzen. Die synthetischen, aufbauenden Tendenzen und Kräfte liegen im Menschen von vornherein darin, kein Arzt kann sie erzeugen. Der Analytiker kann nur eine Art Geburtshelfer an ihnen spielen, indem er das, was ihre Auslösung und Entfaltung stört, durch eine Reihe von technischen Maßregeln mit dem Ich konfrontiert, wodurch er sowohl dem Ich ein Stück Verfügung über bisher unbeeinflußbare Regungen und Situationen verschaffen kann, als er auch abnormen oder pathologischen Abläufen, die nicht von vornherein abnorm geschaltet, sondern nur in ihrer normalen Entwicklung gestört oder gehemmt waren, zu normalerem Ablauf zu verhelfen vermag.

Gerade das ist eines der entscheidenden therapeutischen Geheimnisse der Psychoanalyse, daß sie nicht die Hybris besitzt, schöpferische Synthese gleichsam technisch herstellen zu können, — also sich an die Stelle des Schöpfers selbst zu setzen, — sondern daß sie sich begnügt, dasjenige ausfindig und unwirksam zu

machen, was diese von all ihrem Können und Wollen unabhängige synthetische und schöpferische Wirklichkeit in ihrer Funktion und Entwicklung einmal *gestört* hat.

Wir dürfen also das Ergebnis zusammenfassen: Die Psychoanalyse enthält weder als Wissenschaft noch als therapeutische Praxis wegen des Umstandes, daß in ihr *Norm*gesichtspunkte eine große Rolle spielen, etwas Weltanschauliches. Weder in der Psychoanalyse als Wissenschaft ist der Gesichtspunkt der Norm im *fordernden* Sinne zu verstehen, noch in der psychoanalytischen Therapie. Auch in der Therapie gilt es nicht, den Patienten primär auf das Ideal einer Normalität hinzusteuern, sondern ihm diejenigen Faktoren überwinden zu helfen, die seiner Entwicklung und der Freiheit seines Ichs störend und hemmend entgegenstehen. Im selben Maße, als dieser Versuch gelingt, wird er auch, wenn nicht im Ganzen, dann im Einzelnen, dem Ideal normaler Entwicklungen und Funktionen nähergerückt sein, aber das therapeutische Ergebnis wird sich nicht an dem Grade der Angemessenheit an die Normalität bestimmen lassen, sondern an dem Grade, in welchem das eigentliche Wesen des betreffenden Individuums aus seinen neurotischen Fesseln herausgetreten ist und seine schaffenden Kräfte frei geworden sind.

IV

Ich könnte jetzt abbrechen, möchte aber doch nicht schließen, ohne noch die eine wichtige Frage zu streifen: wenn schon die Psychoanalyse weder als Wissenschaft noch als Kunst eine Weltanschauung *ist*, wenn sie schon ihrem Wesen und ihrer Aufgabe nach etwas grundsätzlich anderes ist als Weltanschauung, hat sie nicht doch eine irgendwie feststellbare *Beziehung* zur Weltanschauung?

Die Psychoanalyse hat sich, und der Erfolg hat ihr recht gegeben, immer dagegen gewehrt, eine Weltanschauung zu *sein* und im Sinne einer Weltanschauung praktisch zu wirken. Aber trotzdem, oder — und das ist das Merkwürdige und Auszeichnende der Psychoanalyse — gerade weil sie das immer getan hat, und, wie wir das soeben sahen, auch gerade in ihrer therapeutischen Praxis tut, gerade deswegen gehen — scheinbar paradox — un-

bestreitbar stärkste weltanschauliche Wirkungen von ihr aus, und zwar sowohl von ihr als Wissenschaft wie von ihr als Praxis.

Nolens volens, indem sie die starke Verflochtenheit des seelischen und geistigen Lebens mit dem Triebleben aufzeigt, befreit sie den Menschen von der hochmütigen Vorstellung eines allmächtigen Willens, befreit sie ihn von der Mißachtung des natürlichen und triebhaften Anteils seines Wesens, macht sie ihn bescheidener, indem sie ihm aufzeigt, wie stark er auch noch als Erwachsener dazu neigt, die in ihrer Nacktheit oft schwer erträgliche Wirklichkeit durch die Phantasie zu größerer Erträglichkeit umzufälschen, führt sie ihn zu einer nüchterneren, mutigeren und fruchtbareren Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit und mit den Aufgaben, die letzten Endes nur in ihr für jeden Menschen schlummern. Indem sie den Menschen durch Bewußtmachung des Unbewußten einerseits in seiner Selbstliebe und seinem Machtgefühl kränkt (er fühlt sich nicht mehr Herr im eigenen Hause und vermag sich nur ungern mit der Anwesenheit all der ihm bisher unbekannten Gesellen zu versöhnen), gleicht sie diese Kränkung und Demütigung des Ichs wieder aus, indem sie zugleich — mit jedem Schritte der Bewußtmachung des Unbewußten — dem Ich ein Stück neuer Verfügung über das Es verleiht, die Freiheit des Ichs, die noch eben — theoretisch — unerträglich bedroht schien, praktisch erweitert. Indem sie das, was störend zwischen dem Menschen und seinen Mitmenschen steht, durch die Wiederbelebung und Neuverarbeitung jener kindlichen Konflikte, aus denen diese Störungen entstanden, aufhebt, bringt sie den Menschen in neue, befriedigendere und fruchtbarere Beziehung zu ihnen. Indem sie die infantilen Destruktionstriebe zu binden, zu bändigen und zu transformieren weiß, macht sie den zerstörenden zu einem aufbauenden Menschen.

Das alles bewirkt sie. Richtiger hieße es freilich: das alles kann sie bewirken, sie braucht es nicht. Es braucht ihr nicht in allen Fällen zu gelingen, und sie braucht auch nicht den Ehrgeiz zu haben, es bei allen Menschen zu versuchen. Nicht allen bekommt ein solches „Stahlbad“, nicht jeder besitzt den Prozent-

satz Heroismus, der Voraussetzung dafür ist, sich mit der Psychoanalyse zu beschäftigen. Wir wissen, wie viele sich gegen die Psychoanalyse, deren Erschütterungen sie fürchten, von vornherein mit wirksamen Widerständen panzern. Psychoanalyse ist keine fanatische Konfession, die Proselyten zu machen hat. Wir werden jeden im Frieden seiner Weltanschauung oder seiner Neurose belassen und die Psychoanalyse nur dem, der nach ihr verlangt, nicht verweigern.

Ich meine, wenn wir die soeben geschilderten starken Erschütterungen bedenken, die durch die Analyse bewirkt werden können, so vermögen wir nicht umhin anzunehmen, ein Mensch, der das erlebt hat, müsse auch in seiner Weltanschauung erschüttert und verändert sein. Nicht nur, daß sein Weltbild durch eine Reihe neuer Kenntnisse wesentlich verändert worden ist, auch seine Gesamthaltung gegen Welt und Leben muß eine andere geworden sein. Vielleicht läßt sich diese Veränderung mit wenigen Worten beschreiben: Er wird bescheidener, nüchterner, wirklichkeitsvertrauter, ehrlicher, tätiger, unerschrockener geworden sein, und diese Einstellungen könnten immerhin, wenn auch nur formale, so doch wuchtige Grundlinien einer Weltanschauung abgeben, einer Gesamthaltung, durch die unsere Welt und unser Leben nicht nur angeschaut, sondern hoffentlich auch in einer für das Gegenwärtige und Zukünftige aussichtsvollen Weise angepackt, gestaltet werden können.

V

Einige Analytiker glauben, die Psychoanalyse nur für eine materialistische Weltanschauung in Anspruch nehmen zu können. Verschiedenes — der bedeutsame Anteil des Trieblebens am Gesamtleben des Menschen, die weitgehende Bestimmtheit des seelischen und geistigen Lebens durch die elementaren Triebvorgänge — scheint dafür zu sprechen. Jedoch ist es nicht schwer zu zeigen, daß sich mit dem gleichen Rechte auch eine idealistische Weltanschauung aus der Psychoanalyse Stoff und Befestigung zu holen vermöchte. Das kann unter anderem ein Blick auf die psychoanalytische Therapie zeigen. Gewiß spielen für die durch die Analyse bewirkten Veränderungen im Gesamthaushalt

des Menschen die Veränderung der Triebkonstellationen und die ökonomische Verschiebung der die Triebvorgänge speisenden Energiequanten eine entscheidende Rolle, aber wodurch werden denn wieder diese entscheidenden Veränderungen ausgelöst? Doch durch die immerwährenden, immer neu zu betätigenden geistigen Akte sowohl des Analytikers wie des Analysanden. Das was der Analytiker tut, sei es Deutung, sei es Gewährung oder Versagung, stützt sich auf Geistiges, auf sein allgemeines psychoanalytisches Wissen sowohl, wie auf sein besonderes analytisches Erkennen der jeweilig vorliegenden Situation. Man darf darum sagen, daß die analytische Therapie wie kaum etwas anderes das Ineinander und Miteinander von Trieb und Geist und damit zugleich nicht allein die Macht des Triebes gegenüber dem Geistigen, sondern auch die Macht des Geistigen gegenüber dem Triebe illustriert.

Soweit also eine idealistische Weltanschauung sich darauf beschränkt, diese Tatsache in den Vordergrund zu rücken, daß auch der Geist eine Macht ist, daß der Mensch auch von der Vorstellung, vom Denken und Erkennen aus auf die Wirklichkeit einzuwirken vermag, soweit sie sich also auf einen praktischen Idealismus einschränkt und von metaphysischen Konzeptionen absieht, soweit kann auch sie bei der Psychoanalyse Bestätigung finden.

Es ist richtig, daß es der Psychoanalyse gelungen ist, die Bildung des Über-Ichs und der Ideale genetisch in Richtung auf frühkindliche Triebvorgänge und Triebkonflikte zurückzuverfolgen, aber man darf nicht vergessen, daß es für Wert und Funktion eines Gebildes gleichgültig sein kann, wie und woraus es einmal entstanden ist. Es ist weiter richtig, daß sich der Psychoanalyse oft ideale Gesten und Behauptungen als bloße trügerische Ideologien, als Deckmäntel für sehr entgegengesetzte, sehr wenig ideale Regungen, als bloß phantastischer Ersatz für ein wirklich ideales Handeln entlarvt haben, aber ist damit dem Eigenwerte der Ideale und der Möglichkeit idealen Denkens und Handelns Abbruch getan? Ohne Ideale kann niemand aufrecht gehen — das ist keine Spekulation, sondern eine jederzeit zu beobachtende Wirklichkeit — und diese Wirklichkeit kann durch Psychoanalyse

nur deutlicher werden, wenn sich durch sie auch an diesem Gegenstande trügerischer Schein und Echtheit klarer unterscheiden lassen.

Freud spricht in „Das Ich und das Es" von der „zitternden Besorgnis um das Verbleiben des Höheren im Menschen", mit der viele die Entwicklung der Psychoanalyse verfolgt haben, und erklärt: „... wir können allen denen, welche, in ihrem sittlichen Bewußtsein erschüttert, geklagt haben, es muß doch ein höheres Wesen im Menschen geben, antworten: gewiß, und dies ist das höhere Wesen, das Ich-Ideal oder Über-Ich ..." In der Tat, ohne jede weltanschauliche Absicht ist die Psychoanalyse, getrieben durch die immanenten Entfaltungsfaktoren einer auf ein Stück Realität gerichteten Wissenschaft, zu der psychischen Instanz des Über-Ich gelangt. Ich habe keine Sorge, daß auch hier wieder — und wir stehen erst am Anfang dieses neuen und wichtigen Gebietes unserer Wissenschaft — die Psychoanalyse gerade dadurch, daß sie sich darauf beschränkt, rein empirisch forschend in ihren Gegenstand einzudringen, auch der Weltanschauung das Beste bieten wird, was sie ihr bieten kann, — daß die wissenschaftliche Forschung die Weltanschauung am meisten fördert, wenn sie, während sie forscht, sich um weltanschauliche Konsequenzen gar nicht kümmert. Kann das eine starke Weltanschauung sein, die sich vor neuen Einsichten in die Wirklichkeit fürchtet? Erfahrung kann uns zeigen, daß derjenige die ehrlichste, unerschrockenste und stärkste Weltanschauung entwickeln wird, der immer damit rechnet, daß ihn neue Einblicke in die Wirklichkeit in seiner Haltung Welt und Leben gegenüber neu erschüttern können.

Erfahrung hat mir aber auch gezeigt, daß, was immer die Forschung bringen kann, zerstöre sie zunächst auch Liebgewordenes, zeige sie bisher nicht gekannte Abgründe, ja, zeige sie uns Grauenhaftes, daß sie trotzdem oder gerade deswegen uns schließlich doch näher an die Wirklichkeit heranführt, daß sie trotzdem oder gerade weil wir sie nun besser kennen, uns ein besser gegründetes Vertrauen, eine ehrlichere Liebe zur Wirklichkeit gewinnen läßt. Warum sollte es uns dem Ganzen von Welt und Leben gegenüber anders ergehen als gegenüber dem einzelnen

Menschen, der uns nahesteht? Ist nicht auch er uns vertrauter geworden, haben wir nicht auch ihn letzten Endes lieber gewonnen, seitdem wir ihn wirklich so sehen, wie er ist, seitdem wir uns nicht mehr so viel über ihn vorzumachen brauchen? Müssen wir nicht mehr Vertrauen und Liebe für ihn haben, seitdem wir es nicht mehr so nötig haben, uns über seine Unzulänglichkeiten und Untiefen ständig hinwegzutäuschen? Fühlen wir nicht tiefer als früher etwas wie eine Art Schicksals-, ja Schuldgemeinschaft, die uns näher zueinander führt?

Was von dieser unserer Beziehung zu unserem Mitmenschen gilt, muß auch von unserer Beziehung zum Ganzen von Welt und Leben gelten können, wir haben uns ehrlicher, gründlicher als je mit ihm auseinandergesetzt. Wir sind nun vom Ganzen enttäuscht? Ich möchte meinen, wir haben, wenn wir etwas verloren haben, Enttäuschungsmöglichkeiten verloren, die notwendigerweise im Hintergrunde einer pseudo-idealistischen Weltansicht schlummern müssen; ich möchte meinen, nun dürfen wir dem Ganzen von Welt und Leben ein neues Vertrauen und eine neue Liebe entgegenbringen.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Augustinus über die Libido

„Gibt es auch mancherlei Begierlichkeiten, so pflegt man dennoch, wenn die Begierlichkeit überhaupt und ohne Zusatz genannt wird, die geschlechtliche Lust des Fleisches zu verstehen. Diese aber eignet sich nicht nur den Leib oder das Äußerliche des Menschen an, sondern sie verschlingt alle Regungen des Fleisches und des Gemütes ...“

„... Und so geschieht es auf sonderbare Weis', daß ... die Libido sich zuweilen dem Geiste heftig widersetzt, der seine ganze Kraft zusammennimmt, sie zu bändigen, und zuweilen sich mit sich selbst entzweit ...“

(De Civitate Dei, XIV, 16)

Alexander und Diogenes

Von

Leo Schestow

Aus dem Russischen von Max Eitingon

„Geh' mir aus der Sonne!" sagte Diogenes zu Alexander von Mazedonien. Der große Zyniker wollte stolz sein. Vielleicht hat er dem Kaiser gesagt: Und wenn ich auch nicht Diogenes wäre, möchte ich dennoch nicht Alexander sein. Davon schweigt die Legende.

Aber von jeher strebten die großen Philosophen danach, das Recht zu haben, so zu großen Kaisern sprechen zu dürfen. Und in diesem Sinne ist es auch ein großer Irrtum, von der Entwicklung der philosophischen Ideen zu reden, von der Geschichte der Philosophie als einem Prozeß. 2000 Jahre nach Diogenes ist der Streit der Philosophie mit Alexander noch nicht zu Ende. Wahrscheinlich wäre auch Spinoza allen Mächtigen der Welt mit den Worten des Diogenes entgegengetreten. Und überhaupt würde sich wohl kaum ein Philosoph finden, der, wenn auch gar kein Recht, nicht doch wenigstens den Wunsch hätte, so zum Kaiser zu reden.

Andrerseits — so reden ist schließlich nicht schwer, wer aber weiß, ob nicht auf dem Grunde seiner Seele der häßliche Zyniker den, der in jugendlicher Schönheit strahlend vor ihm stand, beneidete. Lassen wir es für einen Augenblick zu, daß Diogenes neidisch zu Alexander aufsah. Diese Möglichkeit ist ja nicht von vornherein abzuweisen. Unzweifelhaft aber ist, daß kein Zwang dieser Welt Diogenes bewogen haben würde, seinen Neid einzugestehen. Auch unter den qualvollsten Foltern würde Diogenes fortfahren zu behaupten, daß er nicht Alexander sein möchte. Und Diogenes mußte sein Geheimnis mit ins Grab nehmen. Sehr wahrscheinlich ist, daß auch sein Widersacher Alexander ein ähnliches Geheimnis ge-

habt hat. Auch er mag viel Wichtiges und Wissenswertes mit hinübergenommen haben, uns nur das zurücklassend, was für alle faßbar ist, und was die Historiker, diese vereidigten Notare der Zeit, auf die Blätter ihrer Chroniken verzeichnen können.

Alexander war also vielleicht ein lebendiger Vorwurf dem Diogenes, Diogenes dem Alexander: sie beneideten einander. Aber beide wußten — man gab ihnen darin immer recht —, daß sie durch allzu große Offenheit der Mission schaden würden, welche die Geschichte ihnen auferlegt hat. Wie hätte auch ein an sich selbst zweifelnder, den Diogenes beneidender Alexander dem Plutarch als Modell dienen und als Muster eines Helden im Gedächtnis der Geschlechter weiterleben können! Und gar Diogenes! Keine Sekunde durfte dieser schwanken.

Die ganze Geschichte der Menschheit, unser ganzes Leben ist voll von maskierten Alexandern und Diogenessen. Alle haben sie eine Mission, und um ihre Sache zu retten, müssen sie vieles, oft ihr Wichtigstes, verbergen. Der Künstler muß inspiriert sein, der Philosoph und Schriftsteller allwissend, der Feldherr unerschütterlich und furchtlos. Legende und Mythos erfüllen unsere Alltagsatmosphäre. Wie in einem Reich der Gespenster leben wir und fürchten nichts so sehr, als daß irgend etwas die feierliche Harmonie dieser verzauberten Kreise stören könnte.

Und doch, und doch . . ., wie unerträglich wird für manche schließlich dieser tausendjährige Schlaf! Das Bedürfnis aufzuwachen, sich auszusprechen, das tiefst Verborgene laut beim Namen zu nennen, wächst sichtlich. Man möchte endlich einmal den wirklichen Alexander sehen und den lebendigen Diogenes. Aber die Konventionen haben ihre alten, durch Jahrhunderte geheiligten Rechte. Die tapfersten Menschen, die gefährlichsten Revolutionäre des Gedankens haben doch noch nie ganz offen, nachdrücklich und konsequent gegen die Sitte vorzugehen gewagt, und langten im

besten Fall beim Kompromiß an. Wie in der Kunst, so ist aller Symbolismus ein Kompromiß zwischen Wahrheit und Sitte. Daher ist auch alles Entziffernwollen von Symbolen so machtlos. Symbol bleibt Symbol: schon ist manchen etwas von seinem Sinn aufgegangen, aber noch können nicht zwei sich offen darüber verständigen.

Der Staat als Erzieher

Zur Psychologie der Strafjustiz

Von

Erich Fromm

Aus dem IV. Jahrgang (1930) der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (erscheint monatlich; Jahresabonnement M. 10·—).

Es ist in letzter Zeit ein gesteigertes Interesse für das Problem der Psychologie des Verbrechers, des Richters, der Strafrechtssprechung und des Strafvollzugs festzustellen. Das mag wesentlich drei Gründe haben. Einmal den der wachsenden Ausbreitung psychoanalytischer Einsichten und speziell des Erscheinens der das Problem der Psychologie des Verbrechers und Richters behandelnden Publikationen von Wittels und Alexander-Staub. Zum anderen wird das gesteigerte Interesse wohl in der Tatsache liegen, daß sich eine Reihe von großen Kriminalprozessen aneinanderreihten (es sei nur an die Fälle Friedländer, Halsmann, Husmann erinnert), in denen die psychopathologischen Grundlagen des Verbrechens so offenkundig waren, daß sie zum Nachdenken über das theoretische Problem der Kriminalpsychologie reizen. Zu diesen mehr an der Oberfläche liegenden Gründen kommt als weiterer hinzu, daß die gesamte gesellschaftliche, politische

und geistige Entwicklung es notwendigerweise mit sich bringt, daß altehrwürdige, autoritätsgetragene Institutionen, wie die Justiz, von den fortschrittlich gerichteten Teilen der Gesellschaft in ihrer Problematik durchschaut werden und daß man um eine theoretische Bewältigung der Probleme bemüht ist. Man hat vielfach geglaubt, daß den theoretischen Einsichten über die unbewußten Hintergründe des Verbrechens und den unbewußten Sinn der Strafe und Strafwirkung auch eine große praktische Bedeutung zukommen könne. Man hat geglaubt, daß, wenn es gelänge, dem Gericht nur deutlich genug zu machen, daß ein Verbrecher aus unbewußten, triebhaften Motiven handelt, es auch gelingen müßte nachzuweisen, daß eine Bestrafung auf diesen triebhaften Verbrecher eine bessernde Wirkung gar nicht haben könne, weil ja die Motive seines Handelns ihm selbst nicht bewußt und infolgedessen auch von seinem Willen nicht beherrschbar seien. Man erwartete, daß ein einsichtiges Gericht aus diesen Erkenntnissen die entsprechenden Konsequenzen ziehen würde und als Maßnahme gegen den psychopathischen Verbrecher die allein zweckmäßige eines Heilungsversuches und nicht die unsinnige einer Bestrafung ergreifen würde. Es liegen mit solchen Versuchen, durch das psychoanalytische Verständnis des Verbrechers eine andere und zweckmäßigere Prozedur, als die bisherige, zu veranlassen, noch wenig Erfahrungen vor, so daß man aus der Praxis noch zu keinem Urteil über die Chancen dieser Bemühungen kommen kann. Aber es gibt einige theoretische Erwägungen, die geeignet sind, innerhalb der heutigen Gesellschaft recht skeptische Gedanken über die Aussichten solcher Bemühungen aufkommen zu lassen.

Die moderne Strafjustiz faßt sich ja selbst als eine Art Pädagogik auf. Sie verzichtet offiziell auf den Gedanken der

Rache und behauptet, daß ihre Absicht sei, den Verbrecher zu bessern und daß ihre Methode im großen und ganzen das zweckmäßige Mittel zur Besserung des Täters sei. Die Besserung wird auf eine doppelte Weise zu erreichen versucht: auf eine negative, indem man glaubt, den Täter durch die Strafe so einzuschüchtern und abzuschrecken, daß er in Zukunft ein ruhiger, gesitteter Bürger würde, und auf eine positive, indem man sich bemüht, durch ein System von fein abgestuften Belohnungen für gutes Verhalten, durch Arbeitszwang, erbaulichen Zuspruch eines Geistlichen und manches andere mehr, den Verbrecher zu einem sozial brauchbaren Menschen zu erziehen. Die Erfahrung zeigt, daß diese Methoden, die ja nichts anderes sind als die üblichen Methoden der Erziehung (Strafandrohung, Versprechen von Belohnung und Zwang zur Arbeit) wenig Erfolg haben. Die theoretische Einsicht beweist, daß diese Methoden auch wenig Erfolg haben *können*. Insoweit Menschen gegen die Gesetze der Gesellschaft verstoßen, weil die Not von Hunger, Durst und anderen elementaren Bedürfnissen sie dazu drängt, kann nicht die Strafe das zweckmäßige Mittel sein, sie davon abzuhalten. In diesen Fällen gibt es nur eine Besserung, nämlich die, die wirtschaftliche Existenz des „Verbrechers“ so sicherzustellen, daß es eines Verbrechens zur Befriedigung seiner elementaren Bedürfnisse nicht bedarf. Insofern es sich aber nicht um „Notverbrecher“, sondern um „Triebverbrecher“ handelt, kann der heutige Strafvollzug im allgemeinen ebensowenig als zweckmäßig angesehen werden. Die analytische Erfahrung hat ja zur Genüge gezeigt, wie wenig Handlungen, die in Wirklichkeit durch unbewußte Impulse bedingt sind, durch Beeinflussung des bewußten Teils der Persönlichkeit zu verhindern sind, und die Erfahrung zeigt, daß dies beim verbrecherischen

Neurotiker ebensowenig der Fall ist, wie beim nicht-kriminellen.

Wenn die Dinge aber so liegen, daß die heutige Strafjustiz und selbst der moderne Strafvollzug unzweckmäßig sind und die von ihnen selbst gesetzten Ziele nicht erreichen können, so muß es wohl noch andere Gründe geben, die die Gesellschaft an diesen unzweckmäßigen Maßnahmen mit solcher Entschiedenheit festhalten lassen.

Eine Einsicht in diese Motive gewinnt man aber erst, wenn man berücksichtigt, daß die Strafjustiz gar nicht nur den Verbrecher zum Objekt hat, auch nicht nur den Unbescholtenen (bei dem aber zu befürchten steht, daß er ohne das abschreckende Beispiel kriminell würde), also den potentiellen Verbrecher, sondern, daß eine seiner wesentlichen Funktionen seine Bedeutung für die große Masse der Nichtverbrecher ist. Was heißt das?

Die Festigkeit des Gefüges der gesellschaftlichen Struktur hängt keineswegs nur von der Stärke der äußeren Machtmittel ab, die für den Bestand der Gesellschaft sorgen sollen. Polizei und Militär sind zwar wichtige Stützen der Gesellschaft, aber sie können — wie die Geschichte der Revolutionen zeigt — doch ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn noch ein anderer Faktor hinzukommt. Dieser andere Faktor ist die psychische Bereitschaft der großen Mehrheit, sich in die bestehende Gesellschaft einzufügen und sich den in ihr herrschenden Mächten unterzuordnen. Welche psychischen und speziell libidinösen Tendenzen und Impulse diese gesellschaftliche Gefügigkeit hervorrufen, und welches die Mittel sind, durch welche eben diese Tendenzen provoziert werden, soll hier in der ganzen Ausgedehntheit und Kompliziertheit, die dieses Problem hat, nicht erörtert werden.

Es soll hier nur insoweit das Problem berührt werden, als es mit der Strafjustiz zusammenhängt.

Die heutige, wie alle bisherige Gesellschaft, ist aufgebaut auf schweren Triebverzichten von seiten der großen Masse, auf Unterordnung der Masse unter die herrschende Schicht, und, von der psychologischen Seite her gesehen, auf dem Glauben an die Notwendigkeit der bestehenden Verhältnisse bezw. an die überlegene Einsicht und Weisheit der Herrschenden. Diese psychische Einstellung hat ihr Vorbild und ihre Quelle in der Einstellung des Kindes zum Vater. Die reale Situation, in der sich das Kind dem Vater gegenüber befindet, macht es nötig, seine physische Überlegenheit zu fürchten, seine geistige Überlegenheit zu bewundern und zu verehren und häufig wird das Kind am besten mit seiner Situation fertig, wenn es ihm gelingt, seine Abneigung gegen den verbietenden und Triebverzicht fordernden Vater in bewundernde Verehrung zu verwandeln.

Diese seelische Einstellung des Kindes gegenüber dem Vater ist diejenige, die dem Staat bei der großen Masse seiner Bürger erwünscht und notwendig ist. Er muß sich aller Mittel bedienen, um sich der Masse als Vaterimago darzubieten und es auf diese Weise zu bewerkstelligen, daß der Einzelne die Einstellung, die er einst zum Vater hatte, auf die Herrschenden überträgt. Die Mittel und Methoden, mit denen sich die Vertreter des Staates im Unbewußten der Masse als Vaterimago darzubieten versuchen, sind sehr mannigfaltige (in der Monarchie gipfeln sie auf eine sehr primitive und einfache Weise in der Verehrung der Person des Kaisers). Eine dieser Methoden ist die Strafjustiz. Was ist denn für das Kind eine der wesentlichen Qualitäten des Vaters, die ihm solche Angst, aber auch solche Ehrfurcht ein-

flößen? Es ist die Tatsache, daß der Vater strafen kann, daß es ihm infolge seiner körperlichen Überlegenheit wehrlos ausgeliefert ist, es ist, kurz gesagt, die Kastrationsdrohung des Vaters und seine unbezweifelbare Potenz, sie auch zu realisieren, wenn er nur wollte. Dabei ist es für das Kind ebensowenig im Prinzip von entscheidender Wichtigkeit, daß die Strafandrohungen auch realisiert werden, wie das für die große Masse mit Bezug auf die staatliche Autorität der Fall ist. Entscheidend ist die Fähigkeit zu drohen und zu strafen. Sie erst macht für das Kind den Vater zum Vater in dem speziellen psychologischen Sinn, von dem hier die Rede ist, und den Staat bezw. die in ihm und durch ihn herrschende Klasse zum Abbild des Vaters.

Es ist also klar, warum es, ganz unabhängig von dem Problem der Einwirkung auf die Verbrecher, eine Strafjustiz geben muß. Sie ist eine Institution, durch die sich der Staat dem Unbewußten der Masse als Vaterimago aufzwingt, indem sie eine wichtige Funktion des Vaters, seine Straf- und Drohpotenz wiederholt. Am deutlichsten ist das bei der Todesstrafe. Die Fähigkeit zu kastrieren, d. h. schwerwiegende körperliche Verletzungen hervorzurufen, ist der Kernpunkt der väterlichen Strafpotenz. Es ist kein Zufall, daß dem Kaiser oder Präsidenten das Recht zusteht, die zum Tode Verurteilten zu begnadigen, daß man ihn also das Urteil über Leben und Tod letzten Endes aussprechen läßt. Er ist die sinnbildlichste Verkörperung der väterlichen Autorität und erweist sich als solche durch sein Recht, über Leben und Tod zu bestimmen.

Noch eine andere Funktion der Strafjustiz sei hier kurz erwähnt. Sie bietet der großen Masse eine Befriedigung ihrer sadistischen Impulse — und es ist für die Herrschenden wich-

tig, diese Impulse von sich auf ein anderes Objekt abzulenken — und gleichzeitig damit ein gewisses Äquivalent für den eigenen Triebverzicht. Das was gemeinhin als das Gerechtigkeitsgefühl oder Rechtsbewußtsein der Masse bezeichnet wird, ist nichts anderes als der Ausdruck gewisser libidinöser Impulse sadistischer und aggressiver Art, und es ist sehr verständlich, wenn der Staat sich gerne auf dieses Rechtsgefühl beruft, weil er damit auf eine für ihn unschädliche Weise diese Impulse befriedigen kann. (Eine Teilfunktion des Krieges liegt ja ganz in derselben Richtung.)

Wir sehen also: Die Bedeutung der Strafjustiz liegt durchaus nicht nur darin, daß sie die Gesellschaft vor dem Verbrecher schützen und diesen bessern soll; eine ihrer wesentlichen Funktionen ist es vielmehr, die Masse in dem von den Herrschenden gewünschten Sinn psychisch zu beeinflussen. Die Strafjustiz ist gleichsam der Stock an der Wand, der auch dem braven Kinde zeigen soll, daß ein Kind ein Kind und ein Vater ein Vater ist.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich, daß alle Einsicht in die Unzweckmäßigkeit der heutigen Strafjustiz mit Bezug auf den Verbrecher nur schwer dazu führen wird, prinzipielle Änderungen herbeizuführen, so lange die Eigenart der Struktur der bestehenden Gesellschaft die Strafjustiz zu einem Zwecke braucht, der mit der Frage des zweckmäßigen Verhaltens dem Verbrecher gegenüber nichts zu tun hat: als Instrument der Erziehung der Masse im Sinne ihrer künstlichen Fixierung an die Situation, wo der Mensch „erzogen" wird, in die Situation des den Vater ehrfürchtenden Kindes.

Zur Geschichte und sozialen Bedeutung des Berliner Psychoanalytischen Instituts

Von

Ernst Simmel

Unter dem Titel „Zehn Jahre Berliner Psychoanalytisches Institut (Poliklinik und Lehranstalt), herausgegeben von der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, mit einem Vorwort von Sigm. Freud" erschien soeben ein ausführlicher Bericht im Internationalen Psychoanalytischen Verlag (Geh. M. 4·40, Ganzleinen M. 6·60). Er enthält statistische Mitteilungen über die Tätigkeit 1920—1930 (über Geschlecht, Lebensalter, Beruf der Patienten, über Diagnosen, Behandlungsdauer, Erfolg usw.), Berichte über die psychoanalytische Ausbildung (mit Studienplan und Vorlesungsverzeichnissen), über die sonstigen Einrichtungen, über das ausländische Interesse am Institut usw. Mitarbeiter dieses Buches sind: Simmel, Fenichel, Müller-Braunschweig, Lampl, Horney, Sachs, Alexander, Radó, Bernfeld, Boehm, Hárnik, Zilboorg, Raknes, Eitingon. Dem Buch sind Abbildungen aus dem Institut beigegeben. Wir geben hier den Beitrag Dr. Simmels wieder.

Im September 1918 hat Professor Freud auf dem V. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Budapest als erster auf das neurotische Elend der breiten Bevölkerungsschichten hingewiesen, denen die Hilfe, die gegen solches Leid die Psychoanalyse bieten könnte, aus wirtschaftlichen Gründen versagt ist. „Irgend einmal", sagte er, „wird das Gewissen der Gesellschaft erwachen und sie mahnen, daß der Arme ein ebensolches Anrecht auf seelische Hilfeleistung hat wie bereits jetzt auf lebensrettende chirurgische. Und daß die Neurosen die Volksgesundheit nicht minder bedrohen als die Tuberkulose und ebensowenig wie diese der ohnmächtigen Fürsorge des einzelnen aus dem Volke überlassen werden können. Dann werden also Anstalten oder Ordinationsinstitute errichtet werden, an denen psychoanalytisch ausgebildete Ärzte angestellt sind, um die Männer, die sich sonst dem Trunk ergeben würden, die Frauen, die unter der Last der Entsagungen zusammenzubrechen drohen, die Kinder, denen nur die Wahl zwischen Verwilderung und Neurose bevorsteht, durch Analyse widerstands- und leistungsfähig zu erhalten. Diese Behandlungen werden unentgeltliche sein. Es mag lange dauern, bis der Staat diese Pflichten als dringend empfindet. Die gegenwärtigen Verhältnisse mögen den Termin noch länger hinausschieben. Es ist wahrscheinlich, daß private Wohl-

tätigkeit mit solchen Instituten den Anfang machen wird; aber irgend einmal wird es dazu kommen müssen."

Freuds Erwartung sollte sich bald erfüllen. Durch Erfahrungen in der psychoanalytischen Lazarettbehandlung der Kriegsneurotiker ermutigt, konnten Eitingon und Referent bereits im Jahre 1919 den Plan einer psychoanalytischen Poliklinik der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft vorlegen. Die Gesellschaft nahm unter Leitung ihres hochverdienten Präsidenten Karl Abraham die Anregung mit Begeisterung auf. Dank der Opferbereitschaft Max Eitingons konnte die Poliklinik bereits Anfang 1920 ihre Tätigkeit aufnehmen.

Es war ein gewagtes Unternehmen, in einer Zeit wirtschaftlichen Zusammenbruchs ein Institut ins Leben zu rufen, das den Versuch unternehmen sollte, die psychoanalytische Behandlung gerade denen zugänglich zu machen, die an ihrer Neurose ganz besonders schwer infolge der gleichzeitig bestehenden wirtschaftlichen Not litten oder gerade infolge ihrer neurotischen Gehemmtheit ganz besonders der materiellen Verelendung preisgegeben waren. — Und wenn natürlich auch dem Ausmaß der sozialen Nachkriegskatastrophe gegenüber die Leistung des Berliner Psychoanalytischen Instituts nur eine verhältnismäßig geringe sein konnte, so geht doch sicher die soziale Auswirkungsmöglichkeit der Institutsarbeit heute weit über die Behandlung des Einzelnen hinaus. Die jetzt gleichzeitig laufenden 117 Analysen bilden das Zentrum einer sich kontinuierlich ausbreitenden psychoanalytischen Durchdringung gerade der unbemittelten Volksschicht. Denn die psychoanalytische Befreiung des einzelnen von seiner irrationalen, komplexbedingten Einstellung zur Realität, die ihn wieder zu gesunder Aktivität befähigt, wirkt sich seelisch sanierend auf seinen ganzen Lebenskreis aus.

Eine umfassendere sozialhygienische Wirksamkeit wird das Berliner Psychoanalytische Institut allerdings erst entfalten können, wenn die hiefür maßgebliche große soziale Institution, die Krankenversicherung, sich mit ihm verbünden und so die psychoanalytische Behandlung zu ihrer eigenen Sache machen wird. Der noch immer seit zehn Jahren bestehende Zustand, daß unsere Poliklinik die Träger der Krankenversicherung

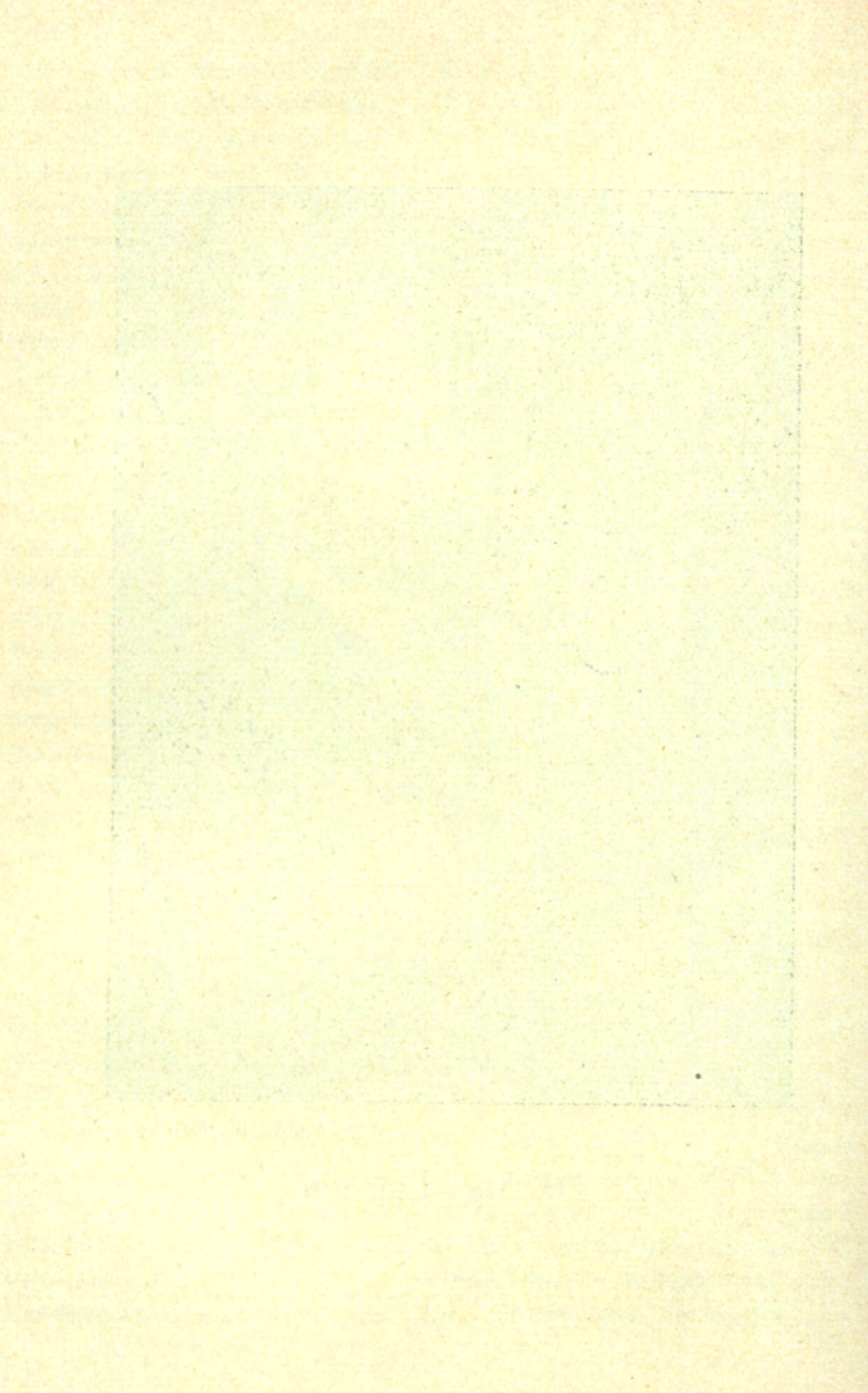
mehr oder weniger unentgeltlich, d. h. auf Kosten der Mitglieder der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft behandelt, wird auf die Dauer nicht mehr haltbar sein. Denn die Erkenntnis von der Notwendigkeit dieser Behandlung ist so sinnfällig geworden, daß die Versicherten, die ja ihre eigenen Vertreter in den Krankenkassenausschüssen haben, die Psychoanalyse in absehbarer Zeit fordern werden; und zwar über die Köpfe jener Vertrauensärzte hinweg, die immer noch behaupten, eine psychoanalytische Behandlung könnte zum mindesten aus fiskalischen Gründen nicht Gegenstand einer Krankenkassenleistung sein.

Daß hier die Zeiten infolge der Ausbreitung psychoanalytischer Erkenntnisse sich gewandelt haben, beweist die Tatsache, daß kürzlich in einer Berliner städtischen Ausstellung für Psychische Hygiene die bisher übliche „Psychotherapie" in einem Bilde treffend persifliert wurde: der Arzt ist infolge der notgedrungenen Massenbewältigung von Konsultationen genötigt, wie ein Briefmarken verschleißender Postbeamter Schalterdienst zu tun. An diesem Schalter defilieren die Kranken, von Kopf bis Fuß bereits mit Tabletten angefüllt, vorbei, um wiederum ein neues Rezept für Tabletten zu empfangen. Im Kontrast dazu zeigt ein danebenstehendes Bild die psychoanalytische Situation als die wahre Psychotherapie. Wir sehen auch den Proletarier als Einzelnen in der Diskretion der Zweisamkeit mit seinem Arzt. Auch ihm wird Recht und Möglichkeit, noch über eine entlastende freie Aussprache hinaus dem Therapeuten die Tiefen seines unbewußten Seelenlebens zu erschließen. — Noch so gut neurologisch und auch psychologisch geschulte Ärzte, die meinen, daß dem Versicherten die Psychoanalyse vorenthalten werden dürfte, können für die Krankenkassen in Sachen der Psychoanalyse keine Vertrauensärzte mehr sein. Solche Ärzte verdienen nicht das Vertrauen der Versicherten, deren Nöte sie nicht kennen. Sie verdienen auch nicht das Vertrauen der Wissenschaft, deren Möglichkeiten sie nicht kennen, und sie verdienen im letzten Grunde auch nicht das Vertrauen der Kassen, deren soziale Leistungsfähigkeit sie durch ihre einseitig fiskalisch orientierte Beurteilung beeinträchtigen. Denn wer je zusammenrechnen könnte, was die Krankenkassen unnütz an Geld für Verordnungen verschwenden,



Phot. Halberstadt, Hamburg

Dr. Max Eitingon



gegen all die sogenannten „Psychopathien“, d. h. in Wirklichkeit gegen Neurosen, die nur mangels psychoanalytischer Kenntnisse ungenügend diagnostisch erkannt werden, ferner für Verordnungen, von denen man sich „Suggestivwirkungen“ verspricht, einschließlich der Hydro-, Elektro- und Strahlentherapie, auch für Medikamente und namentlich für die unzähligen und unseligen Patent-Medizinen, die immer neu auf den Markt kommen und von dem verzweifelten Praktiker hoffnungsfreudig immer neu verschrieben werden, um dem Ansturm der Patienten gerecht zu werden; wer zusammenrechnen könnte, welche großen pekuniären Leistungen die Kassen aufzubringen haben für die Kranken, die immer wieder rückfällig werden müssen, weil ihre eigentlichen neurotischen Störungen nicht diagnostiziert wurden und sie beispielsweise, auf rein körperliche Nachuntersuchung hin, vorzeitig als arbeitsfähig erklärt wurden; wer nachrechnen könnte, wieviel Rentenneurosen dadurch entstehen, daß psychische Unfallfolgen nicht schon im Keim psychoanalytisch behandelt und beseitigt werden; wer dieses und noch anderes mehr zahlenmäßig erfassen könnte, der würde den Kassen beweisen können, wieviel sie sparen, bzw. in sozialhygienischer Beziehung zweckmäßiger verwenden würden, wenn sie die psychoanalytische Behandlung ihren Krankenkassenmitgliedern zugänglich machten. Der Unwille der Versicherten, die vorläufig eine Psychoanalyse von der Poliklinik gleichsam als halbe Wohltat noch erbitten müssen, und vor allem der Unwille der auf der langen Warteliste unseres Institutes Vorgemerkten, die oft die wichtigsten Entscheidungen ihres Lebens mangels rechtzeitiger psychoanalytischer Hilfe versäumen, wird in nicht mehr langer Zeit nur noch die Ärzte als Ärzte ihres Vertrauens bezeichnen können, die auch für ihre psychischen Erkrankungen eine sachgemäße Behandlung zu vermitteln wissen.

Und hier liegt das große soziale Verdienst Max Eitingons. Denn schießlich ist er es, der in nimmer müder Arbeit die Poliklinik trotz der Schwierigkeiten all dieser Jahre politischer Wirren und wirtschaftlicher Krisen, wo selbst staatliche und städtische sanitäre Einrichtungen wegen „Sparmaßnahmen“ kapitulieren mußten, nicht nur zu erhalten, sondern weiter und weiter

auszubauen verstand. — Was dieses Anwachsen des Instituts für die psychologische Aufklärung des unbemittelten Kranken über sich und sein Leiden geleistet hat, kann so recht wohl nur der erfassen, der wie Referent von Anfang an bei der Arbeit mithelfen durfte. Wie war vor der Zeit unserer Poliklinik der arme Neurotiker so ganz ahnungslos verbildet unter dem bisherigen Regime sogenannter psychotherapeutischer Behandlungen! Vollkommen kritik- und wehrlos war er allen, auch den sinnlosesten „*ut aliquid fecisse videatur*"-Behandlungen ausgeliefert.

Ich erinnere mich noch sehr gut einer unserer ersten Patientinnen, die sich, wie damals so häufig, von anderen Polikliniken her zu uns verlaufen hatte. Sie gehörte zur Schar derer, die als „Psychopathen" oder „ewige Neurastheniker" den anderen Polikliniken und Ambulatorien nur eine Belästigung waren. — Es war eine verkümmerte Frau, die, ganz ungewohnt der Tatsache, zum Arzt eingehend über sich sprechen zu können, auf alle Fragen nach der Art ihres Leidens immer nur zu erwidern wußte: „Ja, die Ärzte sagen — ich hab's — mit die Nerven". Und als es mir doch noch gelang, etwas mehr über ihren Zustand zu erfahren, und ich mir daraufhin Mühe gab, ihr auseinanderzusetzen, was die Psychoanalytische Poliklinik ihr gegebenenfalls leisten könnte, ging sie doch schließlich enttäuscht von dannen, nachdem ich ihr ihre bange Frage: „Höhensonne haben Sie wohl keine?" abschlägig bescheiden mußte.

Seither sind zehn Jahre vergangen. Die einzelnen Kranken wie ihre Angehörigen dringen jetzt auf psychoanalytische Behandlung und können die Gesundheitspolitik ihrer Kassen nicht verstehen. Die wichtigsten sozialen Institutionen selbst holen sich heute bei der Psychoanalytischen Poliklinik Rat und therapeutische Unterstützung: Berufsberatungs- und Eheberatungsstellen, der Schularzt, die Fürsorgerin schicken ihre Pflegebefohlenen der Psychoanalytischen Poliklinik mindestens zur Beratung. Städtische Jugendämter, das Jugendgericht und die Jugendgerichtshilfe überweisen ihre Klienten — Jugendliche, von Verwahrlosung und Kriminalität bedroht — unserer Poliklinik zur Behandlung.

Diesen Wandel in der allgemeinen Auffassung von der Bedeutung der psychoanalytischen Therapie und ihren sozialen Aus-

wirkungen verdanken wir der Arbeit des Psychoanalytischen Instituts. — Ganz anders vor neun Jahren! — Wie stand beispielsweise damals das Jugendgericht zur Psychoanalyse? Für einen sechzehnjährigen wegen Kofferdiebstahls angeklagten Proletarierjungen war Referent als Sachverständiger bestellt, weil der Angeklagte einige Wochen in der Poliklinik in Behandlung gewesen war. Der Vorsitzende, dem das Wort Psychoanalytiker völlig fremd zu sein schien, apostrophierte mich der Einfachheit halber als „Herr Pfarrer". Und als ich am Schluß meines Gutachtens dem Gerichtshof klarzulegen versuchte, daß erst durch den psychischen Kausalnexus zwischen Schuld und Strafe, d. h. durch die erste Bestrafung im Namen der Staatsautorität, der Junge zur Auflehnung gegen den Staat provoziert, d. h. zum Rückfalls- und Gewohnheitsverbrecher werden könnte, sprang der Staatsanwalt auf und verlangte, daß der Richter mir das Wort entzöge, weil das Gericht nicht die zuständige Stelle sei, um „psychologische Spitzfindigkeiten" zu erörtern. Auch in dieser Beziehung hat sich die Lage seither wesentlich geändert.

Hand in Hand mit der steigenden Frequenz der Hilfesuchenden mehrte sich erfreulicherweise auch die Zahl der Ärzte, die sich in der psychoanalytischen Therapie auszubilden wünschten und bereit waren, auch ihre Kraft unserer poliklinischen Arbeit zur Verfügung zu stellen.

Noch im März des Gründungsjahres hatte bereits Abraham mit seinen ersten Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse begonnen. Die Unterrichtstätigkeit erweiterte sich von da an von Quartal zu Quartal, bis schließlich durch die Einführung eines systematischen, psychoanalytischen Praktikums für die psychoanalytischen Therapeuten die grundlegende Ausbildung geschaffen wurde.

Dabei ist es nicht überflüssig, hervorzuheben, wie grundlegend die Ausbildung unserer künftigen Psychoanalytiker sich von der Ausbildung unterscheidet, die sonst die Ärzteschaft an dem Krankenmaterial in den großen Kliniken und Polikliniken absolviert. Auch dort sind es naturgemäß nicht die besonders hohen Honorare zahlenden Privatpatienten, an denen eine Ausbildung stattfinden kann, sondern es sind die Proletarier und Kassen-

kranken, die das Material für den medizinischen Unterricht abgeben. Wir wissen, daß es bei diesem Unterricht, der unerläßlich ist, oft nicht ohne Härten, manchmal auch nicht ohne gewisse Rücksichtslosigkeiten für den einzelnen Kranken abgehen kann. Ganz anders ist es bei der psychoanalytischen Ausbildung. Es ist eine vornehme, im Wesen der Psychoanalyse selbst gelegene Konsequenz, daß auch ihre poliklinische Behandlung sich in nichts von der Behandlung des gut zahlenden Privatpatienten unterscheidet. Auch hier muß für die Zeitdauer einer Stunde sich der Arzt im Einzelzimmer mit dem Patienten allein beschäftigen. Der Patient, der bei uns der poliklinischen Ausbildung dient, ist also nicht den ethischen wie auch ästhetischen Versagungen ausgesetzt, wie sonst so oft im medizinischen Unterricht, wo z. B. die Schwangere sich Untersuchungen von mehreren Studenten gefallen lassen muß, wo vor Hunderten von Hörern und Zuschauern ihre „schwerste Stunde" demonstriert wird u. ä. Andererseits ist in unserem Institut die Gefahr, daß der noch in der Ausbildung begriffene Psychoanalytiker mit ungenügend praktischer Vorbildung an die Krankenbehandlung herantritt, um vieles geringer als sonst in der medizinischen Ausbildung. Denn im Berliner Psychoanalytischen Institut gilt als Voraussetzung für die verantwortungsvolle Aufgabe, in wochen- und monatelangem Alleinsein mit dem Kranken eine Psychoanalyse durchzuführen, die Forderung, daß der Arzt — ein unerhörtes Novum für die außeranalytische Medizin — diesen Behandlungsprozeß am eigenen Leibe und an der eigenen Seele erfahren haben muß. Er muß selber erst analysiert sein, muß selbst Patient gewesen sein, um durch das intime Eigenerlebnis aller Reaktionen des Analysanden auf den analytischen Prozeß, in komplexfreier Sicherheit eine Behandlung leiten zu können.

Der theoretischen Durchbildung dienen dabei, worüber an anderer Stelle eingehender berichtet wird, schon längst nicht mehr nur Vorlesungen, sondern auch seminaristische Übungen und Kolloquien. Planmäßig orientierte Leitsätze führen heute den auszubildenden Therapeuten durch das ganze theoretische und praktische Gebiet der Freudschen Psychoanalyse.

So sind wir dank Eitingons nimmer müder Initiative zu einer kleinen Hochschule geworden, der auch das wichtigste Bildungsmittel, eine ausgedehnte fachliche Bibliothek der Medizin, nicht fehlt. Wenn wir uns dann noch erinnern, daß im Herbst 1928 die Übersiedlung des Institus in größere, zahlreichere Wohnräume notwendig wurde[1], weil für den Andrang der Hörer und Praktikanten, wie für die Zahl der ständig zu absolvierenden Analysen die Zustände in der alten Poliklinik unhaltbar geworden waren, wo noch die wichtigsten Vorlesungen wegen Raummangel in einem fremden Institut abgehalten werden mußten, — so sehen wir auch darin das äußere Kennzeichen für die Tatsache, daß das Berliner Psychoanalytische Institut das Zentrum der Psychoanalytischen Bewegung zunächst für Deutschland geworden ist. Aber die enge Verbundenheit unserer Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung hat es zuwege gebracht, daß unsere Schwestervereinigungen in ihren Ländern nach dem Vorbilde des Berliner Instituts eigene Institute geschaffen haben, die, auf Grund der Erfahrungen und Anregungen unseres Instituts entstanden, bereits ihre fruchtbare Wirkung entfalten. Die Psychoanalytischen Institute in Wien, London, Budapest, Haag und in nächster Zeit auch in New York, und das vorläufig noch ohne Therapeutikum arbeitende Institut in Frankfurt a. M., sind die Früchte des Wirkens von Eitingon in Berlin. Aber noch immer ist es, wie wir sehen, die von Freud 1918 vorausgesehene „private Initiative", die hier Pflichten erfüllt, die eigentlich der Gesellschaft obliegen, der Gesellschaft, die den Armen auf Grund ihrer sozialen Anforderungen neurotisch werden läßt, die den Neurotiker auf Grund ihrer kulturellen Ansprüche arm werden läßt, um ihn dann der Pein zu überlassen. Aber, daß ihr Gewissen erwachen wird, daß — wie Freud in Budapest sagte — „es irgend einmal dazu kommen muß", dessen sind wir jetzt gewiß, seit wir die Auswirkung der Tätigkeit unseres Instituts in der Öffentlichkeit ermessen können. Die quantitative Ausbreitung, die die psychoanalytische Heilkunde und Wissenschaft neben der qualitativen durch das Psychoanalytische Institut ge-

1) Das Institut war von seiner Gründung bis Herbst 1928 Potsdamerstraße 29 untergebracht; seither befindet es sich Wichmannstraße 10.

funden hat, bedeutet ein Stück psychoanalytischer Behandlung der öffentlichen Meinung selbst, d. h. ein Stück Befreiung von den unseligen Mechanismen, die zwischen der Kultur und ihren Geschöpfen, die doch auch gleichzeitig ihre Schöpfer sind, zwangsläufig bestehen.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Schopenhauer über den Geschlechtstrieb

Der Geschlechtstrieb ist anzusehen als der innere Zug des Baumes, auf welchem das Leben des Individuums sproßt, wie ein Blatt, das vom Baume genährt wird und ihn zu nähren beiträgt.

... Dem allen entspricht die wichtige Rolle, welche das Geschlechtsverhältnis in der Menschenwelt spielt, als wo es eigentlich der unsichtbare Mittelpunkt alles Tuns und Treibens ist und trotz allen ihm übergeworfenen Schleiern überall hervorguckt. Es ist die Ursache des Krieges und der Zweck des Friedens, die Grundlage des Ernstes und das Ziel des Scherzes, die unerschöpfliche Quelle des Witzes, der Schlüssel zu allen Anspielungen und der Sinn aller geheimen Winke, das tägliche Dichten und Trachten der Jungen und oft auch der Alten, der stündliche Gedanke der Unkeuschen und die gegen ihren Willen stets wiederkehrende Träumerei der Keuschen, der allezeit bereite Stoff zum Scherz, eben nur weil ihm der tiefste Ernst zugrundeliegt.

... Und so sieht man (das Geschlechtsverhältnis) in jedem Augenblick als den eigentlichen und erblichen Herrn der Welt sich aus eigener Machtvollkommenheit auf den angestammten Thron hinpflanzen und von dort herab mit höhnendem Blick der Anstalten lachen, die man getroffen hat, es einzukerkern und womöglich ganz verdeckt zu halten, oder doch es so einzuschränken, daß es nur für eine ganz untergeordnete Nebenangelegenheit des Lebens zum Vorschein kommen soll. (Mögen die, welche sich anschicken, über diese Stelle ein lautes Geschrei zu erheben, vorher sorgen, daß man sie nur für Heuchler oder für Eunuchen halte: denn die Wahrheit ist nun einmal auf meiner Seite, wenn sie auch zu ihrer Kandidatenphilosophie nicht passen sollte.)

Ein Fall von Katzenphobie

Von

Helene Deutsch

Aus dem im Sommer 1930 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien erschienenen neuen Buche von Helene Deutsch: „Pychoanalyse der Neurosen" (Elf Vorlesungen, gehalten am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung: geheftet M. 7·—, Ganzleinen M. 9·—). Das Buch behandelt in der Einleitung die Rolle des aktuellen Konfliktes in der Neurosenbildung, im ersten Hauptteil die Hysterie (die häufigsten Typen der Konversionssymptome: Nachtangst, Bettnässen, Potenzstörungen, Lähmungen, Sprachstörung, Freßlust, Anfälle und Dämmerzustände), im zweiten Teil verschiedene Angstzustände der Phobie (u. a. Fälle von Hühnerphobie, Platzangst usw.), in einem dritten Teil die Zwangsneurose (Zwangszeremoniell und Zwangshandlungen, Zwangsvorstellungen) und in einem Anhang die depressiven Zustände der Melancholie.

Die Patientin hatte bis zu ihrer Verheiratung, im zwanzigsten Lebensjahr, an keinerlei Symptomen gelitten. Ihre Ehe war nicht gerade unglücklich und nur die Kinderlosigkeit dieses Bündnisses gab ihr Anlaß zu Depressionen. Nach dreijähriger Ehe starb der Mann. Die Patientin teilt von nun an die Wohnung mit einer verheirateten Freundin und suchte in ihrem Berufe (sie war Chemikerin) und in sublimierten Beziehungen zu Frauen Trost in ihrer Einsamkeit. In den letzten Jahren lebte sie in einer „*ménage à trois*", in einer Ehe zu dritt, d. h. sie hatte ein Verhältnis mit dem Manne dieser Freundin. Die Vorgeschichte dieses Dreiecks war die, daß unsere Patientin zuerst in herzlicher, aber in keiner Weise bewußt sexueller Bindung zur Freundin stand. Die Intimität der Freundschaft brachte es mit sich, daß die Freundin sich mit der Patientin über die für sie und ihren Mann unbefriedigende Ehe aussprach. Diese Freundin arrangierte selbst bewußt und aktiv die Situation so, daß zwischen der Patientin und dem Mann sexuelle Beziehungen entstanden.

Zeitweise spielten sich die sexuellen Beziehungen zu dritt ab und hatten bei allen drei Teilnehmern einen unverhüllt exhibitionistischen Charakter. Von den zwei Frauen hatte abwechselnd eine die aktive Rolle der Erlebenden und die Andere die passive der Zuschauenden. Es kam nie zu homosexuellen Beziehungen, auch wurde die Harmonie des Dreiecks angeblich nie durch Eifersucht getrübt.

Aus dem analytischen Erinnerungsmaterial der Patientin sei erwähnt, daß sie einmal als dreijähriges Kind von der Mutter aus dem Bett geholt wurde, weil dieselbe von Angst um den abwesenden Vater gequält war. Sie sieht noch das ängstliche Gesicht der Mutter vor sich und erinnert sich, wie sie beide eng umschlungen im Bette liegen und auf den Vater warten. Auf meinen Hinweis in der Analyse, es sei doch etwas sonderbar, daß die Mutter ihr kleines Kind zum Schutze vor der eigenen Angst aus dem Schlafe geweckt haben sollte und auf die Vermutung hin, daß die Situation sich eher umgekehrt abgespielt haben dürfte und zwar so, daß sie als kleines Mädchen selbst in Sehnsucht auf den Vater gewartet und Hilfe in ihren Ängsten bei der Mutter gesucht habe, wurde es der Patientin allmählich klar, daß schon damals im Schlafzimmer der Eltern die Grundlage zum späteren Liebesdreieck gelegt wurde. Sehr frühzeitig schon suchte die Patientin vor der überstarken Liebe zum Vater zu fliehen und fand Hilfe vor diesem Gefühle bei der Mutter, an der sie von nun an zeitlebens in überkompensierter Liebe hing. Als sie vier Jahre alt war, gebar die Mutter ein kleines Mädchen. Aus diesem Anlaß bekam die Patientin, wie sie sich dunkel erinnert, ein Geschenk vom Vater. Was es war, kann sie sich aber nicht erinnern, nur, daß sie damit nicht zufrieden und darum auf den Vater sehr böse war. Diese Erinnerung war in ihrer

Unverhülltheit beinahe naiv, denn die symbolische Bedeutung Geschenk = Kind ist ein sehr geläufiges, dem Analytiker gut bekanntes Gleichnis. Sie war unzufrieden, daß die Mutter und nicht sie das Kind vom Vater bekommen hatte.

Aus diesem Traume entwickelten sich in der Kleinen starke aggressive Reaktionen gegen die Mutter und das Neugeborene.

Im übrigen sind dies typische seelische Situationen, aus denen die meisten Mädchen zeitlebens die schwersten Schuldgefühle davontragen. Genau so gewaltig wie die aktive Kastration und der Todeswunsch gegen den Vater als Rivalen im kleinen Jungen entsteht und zum schwerwiegenden Zentrum seiner Schuldgefühle wird, richtet sich der Todeswunsch des kleinen Mädchens vor allem gegen die schwangere Mutter und das neugeborene Kind. Ebenso wie der kleine Junge unter dem Drucke dieses Schuldgefühls selbst in Kastrationsangst lebt oder diese in irgend einer Form in der Selbstbestrafung vollzieht (vgl. die Enuresis unseres ersten Patienten), verurteilt sich das Mädchen oft zeitlebens zu einer — psychisch bedingten — Kinderlosigkeit oder zu Todesängsten während der Schwangerschaft und zu allen möglichen Verzichtleistungen in der eigenen Mutterschaft. Manchmal bleibt der ursprüngliche, eigene Kinderwunsch an das Kind der „anderen Frau" gebunden, wird dort befriedigt, d. h. es wird auf das selbstzugebärende Kind verzichtet und die Sehnsucht nach dem Kinde „der Anderen" kommt dann in verschiedenen Formen zum Vorschein. So wird manche zur Lehrerin, Kindergärtnerin, zur liebevollen Tante, die immer im Zentrum eines Familienkreises steht, in dem sie ein Kind aufzieht, um von diesem der eigenen Mutter vorgezogen zu werden. Manchmal sind es zärtliche Beziehungen zu einer Freundin, die es mit sich bringen, daß ein Kind dieser von

der Ersatz-Mutter in besondere Obhut genommen wird. Oft wird nachträglich auf solche Situationen, in denen das weibliche Wesen aus altem Schuldgefühl auf das eigene Kind verzichtet hatte, um dann doch der anderen Frau das Kind wegzunehmen, mit schwersten Schuldgefühlen reagiert. Es muß dann auch auf das geliebte Kind der Anderen selbstquälerisch, masochistisch verzichtet werden.

Diese erste Dreieckkonstellation, in der unsere Patientin auf den Vater wartete, um dann an die Mutter in überkompensierender Liebe gebunden zu bleiben, wurde schon in der Kindheit der Patientin von einer gleichartigen Liebesgruppierung abgelöst. Dieses zweite Dreieck entstand einige Jahre später zwischen ihrem älteren Bruder, ihr und der kleinen Schwester. Mit größter Eifersucht verfolgte sie jede zärtliche Beziehung des Bruders zur kleineren Schwester und suchte jene zu stören. Das hinderte sie nicht, sich mit der Schwester — wahlverwandt durch den Penisneid auf das andere Geschlecht — gegen den Bruder zu verbünden. Die Analyse konnte eine Menge Erinnerungen zutage fördern, die sich auf solche gegen den Bruder gerichtete gemeinsame Phantasien der beiden Mädchen, im Sinne des Kastrationswunsches, bezogen.

Eine andere Dreiecksituation war in einer Schlagephantasie der Patientin recht durchsichtig, die sie viele Jahre behielt. Der Inhalt dieser Phantasie war: Der Bruder wird von einer dritten Person geschlagen und sie schaut in höchster Erregung diesem Schlagen zu. Der Bruder ist nackt; sein Genitale fehlt in dieser Phantasie, als würde er es gar nicht besitzen; dagegen ist der auffälligere Körperteil das Gesäß. Als Deutung dieser Phantasie ergab sich, daß das geschlagene Kind die Patientin selbst ist, die auf diese Weise für die Kastration

des Bruders die Strafe erleidet. Die in dieser Phantasie ersichtliche masochistische Lust der Patientin, die sich in der Aggression gegen sich selbst befriedigte, kam zeitlebens in einer selbstquälerischen deutlich masochistischen Charakterbildung zum Ausdruck. Diese Reaktionen des Schuldgefühls waren die Folge jener Mutter-Kind-Mordphantasie und des gegen den Bruder gerichteten Kastrationswunsches.

Unter demselben Zeichen steht die nächste Dreieckbildung, — sie mit noch zwei Schulkameradinnen, — in der immer eine von ihnen von einer anderen für eine böse Tat geschlagen wird, während die jeweilig Dritte dabei zuschaut. Dieses Schlagen mußte sehr häufig wiederholt werden, denn es ging mit vollkommen bewußten, genitalen Lustsensationen einher, für die sich die Patientin dann wieder bestrafen mußte.

Diese „Dreieckbildung" geht aus jener zwanghaften Wiederholungstendenz hervor, die wir als schicksalsbildend bezeichnet haben. Im letzten Erlebnis wird die Patientin von der Freundin in ihr eheliches Schlafzimmer gerufen, wie damals von der Mutter. Nicht sie also drängt sich als Dritte auf, sondern sie wird gerufen. Diesmal war es nicht eine Erinnerungstäuschung wie beim infantilen Erlebnis, aber das Unbewußte der Patientin wußte die Situation so zu arrangieren, daß sie vom Vorwurf, sie habe sich eingedrängt, frei bleiben konnte, obwohl sie selbst diesen Ruf der Freundin provoziert hatte. Im jetzt gebildeten Liebesdreieck wird der Kindheitswunsch erfüllt, eben von jenem Manne geliebt zu werden, der einer anderen Frau gehört. Das Über-Ich, das Gewissen, kann dazu schweigen und wird dabei hintergangen, das Schuldgefühl wird gemildert, weil sie doch diesen Wunsch nur mit einer gleichzeitigen Entsagung erkauft: sie

läßt ja den Mann bei seiner rechtmäßigen Frau und erlebt täglich den schmerzlichen Verzicht zugunsten der Anderen, deren Mann sie dadurch erst ohne Schuldgefühl mitbesitzen kann.

Vor allem aber gelangte in dieser merkwürdigen Beziehung die tief vergrabene, unbewußte homosexuelle Triebregung zur Befriedigung, die durch ihre zärtliche Ausdrucksform die Dreiecksbildung einleitete und erst auf dem Wege über die Homosexualität die Annäherung an den Mann ermöglichte.

Diese kombinierte Liebesbeziehung erwies sich als besonders entlastend und günstig für die Patientin. Eine ganze Anzahl von ich-feindlichen Strebungen konnte hier bewältigt und befriedigt werden. Sie vermochte so die mörderische Eifersucht, die ihr Seelenleben ausfüllte, zu besänftigen und die Haßgefühle gegen die Rivalin ebenso zu betätigen wie zu überkompensieren.

In dieser Lebensführung war die Patientin durch mehrere Jahre zufrieden und, wie gesagt, praktisch gesund. Allerdings eine gewisse Labilität der Affektlage im Sinne der Angstbereitschaft war bei ihr immer vorhanden. Die große Angsthysterie fing aber erst im Rahmen der Erlebnisse des letzten Dreiecks an.

Die Ehe der Freundin war nämlich nicht kinderlos geblieben. Noch vor dem Einzug der Patientin in das Haus der Freundin waren zwei Söhne und eine Tochter geboren. Für die Patientin war es eine Selbstverständlichkeit, daß nicht s i e, sondern die Freundin Kinder bekommen konnte, aus Motiven, die ich im Obigen besprochen habe. Sie war selbst zur Kinderlosigkeit verurteilt, liebte aber herzlich und aufopfernd die Kinder der Anderen. Schon zur Zeit ihrer Beziehung zum Manne der Freundin wurde diese schwanger

und gebar ein kleines Töchterchen. Diese Geburt frischte im Seelenleben unserer Patientin alle Reaktionen auf, die sie nach der Geburt ihres kleinen Schwesterchen erlebt hatte. Nicht sie, sondern die Andere hatte „das Geschenk“ bekommen. Alles, was bis dahin in gelungener Verdrängung einerseits, in Reaktionsbildungen und verkappten Bußehandlungen andererseits, im guten Gleichgewichte gehalten worden war, brach jetzt zusammen. Die aggressiven Tendenzen, die verdrängten Schwangerschaftsphantasien und die überkompensierende, homosexuelle Beziehung zur Freundin, alles bis dahin in gemilderter Form der „Schicksalsneurose“ enthalten und befriedigt, bekam jetzt durch diese neuerliche Versagung eine Erschütterung, der das Ich der Patientin nicht mehr gewachsen erschien.

Bald nach der Geburt des Kindes, aber des Zusammenhanges vollkommen unbewußt, fängt die Patientin an, Angstgefühle und Befürchtungen verschiedenen Inhaltes zu haben. Sie nimmt sich des Neugeborenen liebevoll an, hat aber häufig die Angst, daß sie selbst oder jemand anderer das Kleine fallen lassen könnte. Die Harmonie im Hause ist nicht gestört, aber der Zustand der Patientin entwickelt sich immer mehr zu einer Angsthysterie. Zuerst wird sie nur zeitweise von Angstgefühlen überfallen, allmählich werden die Intervalle, in denen sie relativ angstfrei bleibt, immer kleiner. Wie ich schon oben erwähnte, steigert sich dieses ständige Angstgefühl zu unerträglichen Angstanfällen, einmal als sie eine Bergpartie macht, dann bei Schiffahrten und schließlich vor allem beim Anblick von K a t z e n.

Es würde sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, wenn wir alle Determinanten dieser bestimmten Angstbedingungen anführen wollten. Im Zentrum der Höhen- und der Wasser-

angst stand eine Schwangerschaftsphantasie. Sie erinnern sich, welche Schicksale die ganze Einstellung unserer Patientin zu den weiblichen Fortpflanzungsfunktionen erfahren hatte. Sie m u ß t e auf das Kind verzichten, aber die verdrängte Schwangerschaftsphantasie blieb doch ein ständiges Inventar ihres unbewußten Seelenlebens und bestimmte auch ihren Lebenslauf.

Schon während der Schwangerschaft der Freundin hatte die Patientin Beklemmungen, die sie ihrer besonderen Fürsorge und Ängstlichkeit um die Freundin zuschrieb. Die Geburt des Kindes mobilisierte dann eine ganze Reihe einmal verdrängter Reaktionen. Der sadistische Impuls, der einmal der Mutter und der neugeborenen Schwester galt, richtete sich jetzt gegen die Freundin und ihr Neugeborenes. Die eigenen Schwangerschaftsphantasien der Patientin, die sich bei ihr in Beklemmungen, Atemnot, Herzklopfen, Schwindelgefühlen wie in einer echten Gravidität äußerten, brachten es mit sich, daß die Patientin selbst zum Objekt ihrer sadistischen Regungen werden mußte. Diese Umkehrung ist eine Erscheinung sehr allgemeiner Natur und führt oft zu qualvollen Angstzuständen bei schwangeren Frauen. Ich konnte schon häufig beobachten, wie junge Frauen sich gegen eine Konzeption wehrten, oder die Schwangerschaft künstlich unterbrechen ließen, wiel sie von einem qualvollen „ahnenden“ Gefühl geplagt waren, sie würden sicher bei der Entbindung sterben. Die Analyse solcher Befürchtungen ergibt dann, daß die Angst aus der Drohung hervorgeht, der infantile Todeswunsch gegen die schwangere Mutter könnte jetzt an dem identifizierten Selbst masochistisch in Erfüllung gehen. Dabei zeigt die Erfahrung, daß diese aggressiven Wünsche des kleinen Mädchens nicht nur einer r e a l e n Schwanger-

schaft der Mutter gelten, sondern daß oft schon der phantasierte Verdacht zur Entstehung solcher Regungen genügt.

Unsere Patientin hatte aber die Schwangerschaft der Mutter real erlebt; jetzt in ihrem vierzigsten Lebensjahr wird diese traumatische Reaktion ihrer Kindheit von neuem intensiv aufgefrischt.

Die Angstgefühle in ihrer phantasierten Schwangerschaft sind Todesängste, sie selbst müßte jenen Tod erleiden, zu dem sie einmal die Mutter in ihren unbewußten Haßregungen verurteilt hatte.

Ich werde im Weiteren über Fälle von Platzangst berichten, in denen die Angst aus der Wendung einer sadistischen Regung gegen das eigene Ich hervorging. Ich möchte aber schon hier erwähnen, daß die Patientin, über die ich jetzt berichte, denselben seelischen Mechanismus zeigte, wie den, auf den ich dann zu sprechen kommen werde. Sie identifizierte sich in ihren Wünschen mit der schwangeren Mutter, bezw. Freundin, und daher bedrohte ihr strenges Über-Ich sie mit jener Form der Strafe, die sie mit ihren eigenen sadistischen Wünschen jenen auferlegt hatte. Dieser Teil ihrer Angst galt der Gefahr, die ihr vom Über-Ich drohte und die Intensität der Angst entsprach der Größe ihrer Schuldgefühle. Der Schwangerschaftskonflikt war auch dadurch besonders erhöht, daß die Patientin durch ihr vorgerücktes Alter sich der realen Gefahr näherte, daß der neurotische Verzicht auf das Kind durch biologische Vorgänge zu einem endgültigen würde. War es damals in der Kindheit für sie zu „früh", so drohte es jetzt zu „spät" zu werden. Ihre Angstgefühle steigerten sich jetzt besonders zur Zeit der Menstruation; jedoch war sie schon vor dem Ausbruch der Angtszustände in dieser Zeit besonders reizbar und unver-

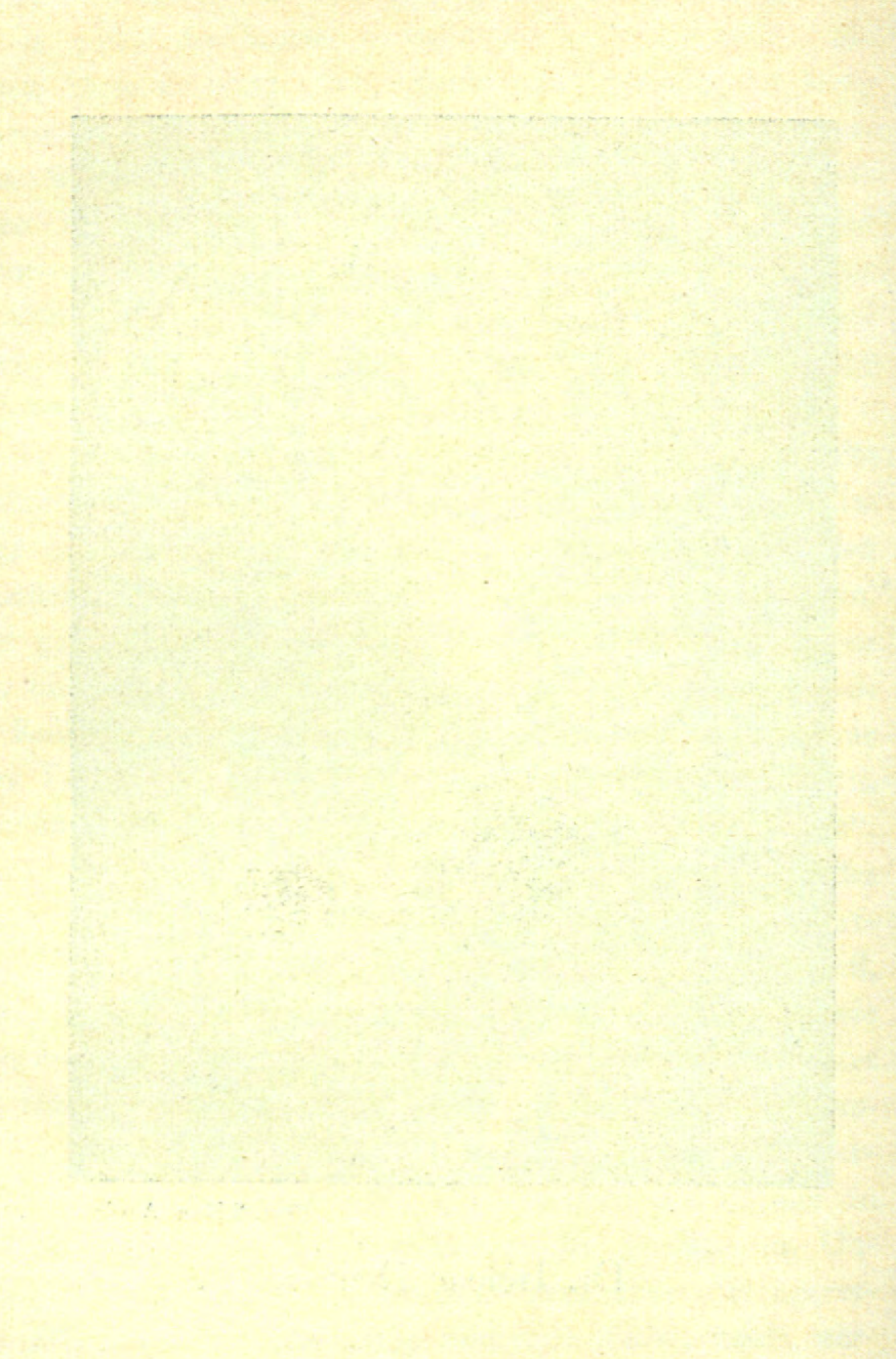
träglich. Patientin war sich dabei immer eines unklaren Vorwurfes gegen die Mutter bewußt. Sie meinte nämlich, die Mutter hätte sie nicht genügend über den Vorgang der Menstruation aufgeklärt und dies hätte böse Folgen für sie gehabt. Worin diese bestünden, konnte sie nicht konkret angeben. Erst in der Analyse konnte sie sich überzeugen, daß Menstruation und Geburtsvorgänge in ihrem Unbewußten so enge verknüpft waren, daß dadurch der alte Vorwurf gegen die Mutter wegen der Schwangerschaft jedesmal rege wurde.

Eine andere wichtige Quelle ihrer Angst konnte durch die Art der Übertragung aufgedeckt werden. Patientin kämpfte lange in ihren Widerständen gegen die sehnsuchtsvollen sexuellen Phantasien, die sich auf meine Person bezogen. Bald galt ein großer Teil ihrer Ängste dieser Beziehung zu mir, und da sie erkannte, wie sehr ich nun in ihrem Leben die Rolle der Freundin einzunehmen begann, machte sie mir eines Tages den Vorwurf, ob sie denn zu mir gekommen sei, „um e i n e Krankheit gegen die a n d e r e zu vertauschen". War ja die Liebe zu ihrer Freundin seit der Geburt des Kindes wirklich zu einer Art Krankheit geworden. Die zärtliche Pflege, die man dem kleinen Mädchen angedeihen ließ, hatte in ihr dieselben Eifersuchtsregungen wieder belebt wie nach der seinerzeitigen Geburt der kleinen Schwester, die jetzt wie früher gerade zu einer Zeit erfolgte, in der die Liebesforderung an die Mutter, bezw. an die Freundin durch Überkompensierung des aggressiven Hasses gegen die Rivalin in die Höhe getrieben worden war. Nun standen sich im Unbewußten der Patientin zwei Feinde gegenüber: der aggressive Haß und die überkompensierende Liebe, beide verdrängt und beide angsterzeugend. Je größer in diesem Kon



Phot. Schleet, Aussig

Dr. Helene Deutsch



flikte die Liebe zu werden versuchte, desto schwerer wurden die Schuldgefühle wegen des aufsteigenden Hasses.

Eine besonders lehrreiche Aufklärung bekam in der Analyse das Symptom der erwähnten Katzenphobie.

Als altes Märchensymbol, in dem die Katze stets Begleiterin und Doublette der bösen Hexe ist, wurde dieses Tier bei der Patientin zur Repräsentantin ihrer eigenen bösen Gefühle gegen das Weib. Ist doch die Hexe selbst, eine Gegenpartnerin der guten Fee, für uns die „böse Mutter" als Trägerin unserer eigenen bösen Einstellung gegen diese, im urmenschlichen Ambivalenzkonflikte. Dieser Rolle verdankt sie ihre Unsterblichkeit als Märchenfigur.

Die Phobie unserer Patientin war ganz im Sinne jener Märchenmotive; die Angst, die sie empfand, galt der großen Gefahr, die ihr selbst von der „bösen Frau" in ihrem Inneren drohte. Diese Gefahr vor der eigenen Gefühlseinstellung lag aber nicht nur in der schuldbelastenden Aggression gegen die Frau, sie war auch durch das Schicksal bedingt, welches diese Aggressionen zum Teil bereits früher erfahren hatten. Sie waren verdrängt worden und hatten sich in eine überkompensierende Liebe zur Mutter gewandelt, die auch auf die Freundin übertragen wurde. Diese Liebe hatte, wie man aus dem Phantasieleben der Patientin entnehmen konnte, einen masochistischen Charakter: von der Freundin mißhandelt zu werden — und verriet dadurch ihre Abkunft von der ursprünglichen Aggressionsneigung. Befürchtete also die Patientin eine Strafe für ihre, gegen die Freundin gerichteten Todeswünsche, so mußte sie begreiflicherweise auch gleichzeitig Angst vor ihrer libidinösen Bindung an die Freundin haben, da der masochistische Charakter dieser Bindung große Gefahren in sich barg. Sie versuchte ihnen zu entgehen, indem

sie sie in das symbolisierte Tier hinausverlegte. Die Katze wurde zur Vertreterin beider gefahrvollen, ambivalenten Regungen dem Weibe gegenüber. Durch die Vermeidung eines Zusammentreffens mit diesem Tiere versuchte die Patientin den inneren Gefahren zu entgehen. Dies ist auch gewöhnlich der Zweck und der Erfolg des phobischen Mechanismus im Allgemeinen. Bei unserer Patientin konnte dieser Zweck jedoch nicht erreicht werden, denn durch die phobische Maßregel wurde bei ihr nur ein Teil der diffusen Angst bewältigt, den größeren Teil vermochte sie nicht in phobischen Gegenbesetzungen einzufangen. Warum dies nicht gelang, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

Es scheint, daß die Phobie im Allgemeinen von der echten Hysterie durch ihre nähere Beziehung zur Zwangsneurose abweicht, und daß die Bildung eines gut konsolidierten phobischen Systems mehr von jenen Kräften zur Voraussetzung hat, die bei der Entstehung von Zwangssymptomen im Spiele sind. Wir werden auf diese Frage bei der Besprechung der Phobie und der Zwangsneurose noch näher eingehen.

Noch weniger kann man die Frage beantworten, warum die Angsthysterie ihre Angstfreiheit durch Bildung von Konversionssymptomen nicht zu wahren vermag. Vielleicht spielt hier ein größerer sadistischer Anteil der Libido eine Rolle, der auch mehr Strenge von Seiten des Über-Ichs provoziert, das den wunscherfüllenden Triebtendenzen ihre Darstellung in Konversionssymptomen nicht gestattet.

Diese Zwischenstellung der Phobien zwischen Zwangsneurose und Hysterie läßt sich häufig an Fällen beobachten, die eine Kombination von phobischen Ängsten mit Konversionssymptomen und hysterischen Anfällen aufweisen oder an

anderen, bei denen Zwangssymptome mit solchen phobischer Natur verbunden sind. Auch gibt es phobisch Erkrankte, die in der Bildung der Gesamtpersönlichkeit einen ausgesprochen hysterischen und andere, die mehr einen zwangsneurotischen Charakter zur Schau tragen.

Der feminine Masochismus und seine Beziehung zur Frigidität

Von

Helene Deutsch

Vortrag auf dem XI. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Oxford im Juli 1929. — Aus der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse“ (herausgegeben von Sigm. Freud), Bd. XVI, 1930. (Jährlich 4 Hefte Großoktav im Gesamtumfang von etwa 600 Seiten. Jahresabonnement M. 28·—).

Meine Damen und Herren!

Wenn uns in der Analyse der Männlichkeitskomplex der Frau früher bekannt wurde als die aus den Entwicklungskämpfen hervorgehende „Weiblichkeit“, so kommt das aus der Summation mehrerer Motive. Vor allem kennt die Analyse die menschliche Seele in ihren Kämpfen und nicht in ihren Harmonien, und im Gesichtsfelde unserer seelenmikroskopischen Beobachtung tritt uns beim Weibe als Hauptquelle ihrer Konflikte die zur Überwindung bestimmte Männlichkeit besonders plastisch hervor. Diese Tatsache hat zur Folge, daß wir das „Männliche“ im Weibe früher und deutlicher erkannten als das, was wir gewissermaßen als den Kern der „Weiblichkeit“ bezeichnen könnten.

Wie paradox es auch klingen mag, traten wir dieser „Weiblichkeit“ mit größerem Interesse entgegen, wenn sie als pathologisches Gebilde, als Fremdkörper, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. So ist nun die feminine, also passiv-masochisti-

sche Triebeinstellung beim Manne als Ausdruck des Störenden in ihrem Ursprung wie auch in ihren für den Mann so verhängnisvollen Folgen gut bekannt. Beim Weibe wiederum konnten wir feststellen, daß sogar in den weiblichsten Äußerungsformen ihres Lebens: in der Menstruation, im Kind-Empfangen, Verwahren-Gebären, die Frau noch immer mit den nie überwundenen Zeugen ihrer Bisexualität zu kämpfen hat. So versuchte ich in meinen früheren Arbeiten[1] nachzuweisen, mit welcher elementaren Kraft der Männlichkeitskomplex in den weiblichen Fortpflanzungsfunktionen aufflackert, um immer von neuem überwunden zu werden.

In diesem Vortrag dagegen versuche ich auf die Genese der „Weiblichkeit" einzugehen und meine damit die feminin-passiv-masochistische Einstellung im Seelenleben des Weibes. Insbesondere will ich die Beziehung der weiblichen Triebfunktion zur Fortpflanzungsfunktion erläutern, um von da aus einige Klarheit über die Sexualhemmung beim Weibe, die Frigidität, zu gewinnen. Die nachfolgenden Erörterungen sollen sich mehr mit den theoretischen Voraussetzungen als mit der klinischen Bedeutung der Frigidität befassen.

Doch lassen Sie mich jetzt noch einmal zum Männlichkeitskomplex zurückkehren.

Daran läßt keine analytische Erfahrung zweifeln, daß es beim weiblichen Kinde einen Entwicklungszustand der Libido gibt, in dem es, genau wie der Knabe nach dem Aufgeben der passiven oralen und analen Besetzungen am Penis, an der Klitoris eine aktiv gerichtete Erogenität findet. Das Entscheidende dabei ist der Umstand, daß in einer bestimmten Phase Organgefühle, die zur Masturbation drängen, dem Genitale zustreben und jene Zone besetzen, die man bei beiden Geschlechtern als „phallisch" bezeichnet. Nie würde der Penisneid seine große Bedeutung bekommen, wenn nicht Organgefühle mit elementarer Kraft das Interesse des Kindes auf diese Regionen des Körpers hinlenken würden. Das erst ruft die narzißtische Neidreaktion des Mädchens hervor. Es scheint, daß das endgültige Forschungsergebnis, die Anerkennung

1) Helene Deutsch: Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen. Neue Arbeiten zur ärztl. PsA., Nr. V.

des anatomischen Unterschiedes, beim kleinen Mädchen sehr allmählich und langsam zustande kommt. Solange es in der Onanie ein Lustäquivalent findet, verleugnet es den Nichtbesitz oder tröstet sich mit Zukunftshoffnungen.

Ein kleines Mädchen, das ich beobachten konnte, behauptete hartnäckig und lange, als Reaktion auf einen exhibitionistischen Angriff des älteren Bruders, „Suserl hat“ mit fröhlicher Hindeutung auf die Klitoris und die Labien, an denen es mit Wonne zupfte.

Das allmähliche Akzeptieren des anatomischen Unterschiedes erfolgt unter Kämpfen, die sich um diejenige Konstellation gruppieren, die wir Penisneid und Männlichkeitskomplex nennen.

Wir wissen, daß das kleine Mädchen mit dem Aufgeben der Verleugnung des Nichtbesitzens des Phallus und mit dem Verzicht auf die Zukunftshoffnung, „ich werde ihn besitzen“, ein großes Stück seiner seelischen Energie zur Erklärung der erlittenen Benachteiligung verwendet. Die Analysen zeigen uns, welche große Rolle in diesen Erklärungsversuchen das Schuldgefühl wegen der Onanie zu spielen pflegt. Die Provenienz dieser Schuldgefühle ist nicht ganz klar, denn sie entstehen bereits in dieser Phase, in der der Ödipuskomplex des kleinen Mädchens noch nicht seine schuldbeladene Tragweite zu haben scheint[2]. Aus direkten Beobachtungen an Kindern ergibt sich unzweideutig, daß diesen ersten onanistischen Betätigungen primär-sadistische Impulse der Außenwelt gegenüber innewohnen.[3] Es ist möglich, daß diesen, der Außenwelt

---

2) Freud: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes. Aus den in dieser Publikation entwickelten Gedankengängen geht hervor, daß der Ödipuskomplex des Mädchens erst nach der phallischen Onanie zur Entwicklung kommt. Siehe auch Helene Deutsch: Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen. Neue Arbeiten zur ärztl. PsA. Nr. V.

3) In seiner Publikation: Das ökonomische Problem des Masochismus (Int. Zeitschrift f. PsA., Bd. X, 1924) verweist Freud auf die wichtige Aufgabe der Libido, den primär in den Lebewesen vorhandenen Destruktionstrieb als „Bemächtigungstrieb“ in die Außenwelt zu überführen. Die Vermittlungsdienste leistet hier das Organ der Motilität, die Muskulatur. Es scheint mir, daß ein Teil dieser destruktiven Tendenzen, libidinös an die eigene Körperlichkeit gebunden, in der ersten, noch nicht objektlibidinös gerichteten Masturbation eine Zwischenschaltung findet zwischen der Organlust und der motorischen Abfuhr in die Außenwelt. Jedenfalls habe ich mit einer gewissen Sicherheit feststellen können, daß besonders aggressive, motorisch lebhafte Kinder auch einen

zuströmenden, dunklen Aggressionen ein Schuldgefühl anhaftet. Die Täuschung des kleinen Mädchens, es habe einen Penis besessen und verloren, hängt vielleicht mit diesen ersten sadistisch-aktiven Tendenzen der Klitorisonanie zusammen. Die Erinnerungsspuren dieser aktiven Klitorisfunktion bewirken es, daß nachträglich die Klitoris den Realitätswert eines adäquaten Organs, das in der Vergangenheit vorhanden war, bekommt. Es kommt dann zu einem Trugschluß mit dem Inhalt: „ich habe einen Penis besessen".

In einem anderen Erklärungsversuch des Verlustes wird regelmäßig die Schuld der Mutter zugeschoben. Es ist interessant, daß, falls vom kleinen Mädchen die Schuld der Penislosigkeit dem Vater zugesprochen wird, die Kastration durch den Vater bereits die libidinöse Bedeutung dieser Vorstellung im Sinne der Vergewaltigungsphantasie bekommt. Die Ablehnung der Wunschvorstellung, daß der Eingriff von seiten des Vaters erfolgte, bedeutet dann meist bereits die Ablehnung der infantil-weiblichen Einstellung, auf die ich im weiteren zu sprechen komme.

In seiner Publikation: „Einige Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes" sieht Freud in der Zuwendung des Mädchens zum Vater als Sexualobjekt direkt eine Folgeerscheinung des anatomischen Unterschiedes. Die Entwicklung vom Kastrationskomplex zum Ödipuskomplex geht nach Freud über die narzißtische Kränkung der Organminderwertigkeit zu einer Entschädigungsprämie d. h. zum Kindeswunsch über. Von da entstehe beim Mädchen der Ödipuskomplex.

An diese Gedankengänge Freuds knüpfe ich im weiteren an. Nach der phallischen Phase, in der der Knabe den Ödipuskomplex und die phallische Masturbation aufgibt, schiebt sich beim Mädchen eine Phase ein, nennen wir sie „nachphallisch", in dem ihre weiblichen Schicksale besiegelt werden. Die Vaginalbesetzung bleibt aber aus.

Ich kann — trotz des eifrigsten Bemühens in dieser Richtung — die Mitteilungen, die sich auf vaginale Lustsensationen in der Kindheit beziehen, nicht bestätigen. Ich zweifle nicht an der

---

stärkeren masturbatorischen Betätigungsdrang offenbaren (gemeint ist hier die erste noch autoerotische Masturbation). Auch sieht man, wie eine Versagung beim kleinen Kinde gleichzeitig Wutausbrüche und masturbatorische Versuche provozieren kann.

Richtigkeit dieser Beobachtungen, doch beweisen einzelne Ausnahmen in diesem Falle nicht viel. Meine eigenen Beobachtungen haben das Vorhandensein vaginaler Erregungen und onanistischer Manipulationen in der Vagina vor der Pubertät auffallenderweise bei zwei Fällen feststellen können, bei denen sehr frühzeitig eine Verführung mit Defloration stattgefunden hatte.[4] Würde es eine vaginale Phase in der Kindheit geben, mit ihrer ganzen biologischen Bedeutung, so müßte sie uns doch im analytischen Material genau so regelmäßig sichtbar werden, wie alle anderen infantilen Entwicklungsphasen. Das schwierigste Moment im „anatomischen Schicksal" scheint mir eben in der Tatsache zu liegen, daß die Libido zu einer Zeit, in der sie noch in unsteter Bewegung, unreif und zu Sublimierungen nicht fähig ist, zum Verlassen einer Lustzone (der Klitoris als phallischen Organs) verurteilt erscheint, ohne eine neue Besetzungsmöglichkeit zu finden. Die narzißtische Bewertung des nichtvorhandenen Organs gleitet — um Freuds Ausdruck zu benützen — „längs der vorgezeichneten symbolischen Gleichung Penis-Kind". Was geschieht aber mit der dynamischen Kraft der Libido, die dem Objekte zugewendet, nach Befriedigungsmöglichkeiten und nach erogenen Besetzungen direkt lechzt? Um so mehr, als die Wunschphantasie, ein Kind vom Vater zu bekommen, — eine Phantasie von größter Wichtigkeit für die weibliche Zukunft, — doch im Vergleich zur Realität des Penis, dessen Ersatz es sein soll, ein sehr unreales und unsicheres Tauschobjekt darstellt.

Das kleine Mäderl einer analytischen Mutter wurde zur Zeit ihres Penisneides mit dem Versprechen auf ein Kind getröstet. Jeden Morgen erwachte sie im stärksten Affekte mit der Frage „ist das Kind noch nicht da?" und ließ sich mit der Vertröstung auf die Zukunft ebensowenig beruhigen wie wir uns mit dem Trost auf das versprochene Paradies.

---

4) Wenn sogar weitere Beobachtungen das Vorhandensein vaginaler Sensationen im Kindesalter bestätigen sollten, so scheint es doch bei der späteren Besetzung der Vagina als Sexualorgan ziemlich gleichgültig, ob sie vorübergehend zur Erregungsstätte wurde, um sehr bald fast spurlos verdrängt zu werden, oder ob ihr die Rolle des Genitalapparates zum erstenmal erst in den späteren Entwicklungsjahren zukommt. In beiden Fällen entstehen dieselben Schwierigkeiten.

Was geschieht also mit der aktiv gerichteten Klitorisbesetzung in jener Phase, in der dem Organ sein Peniswert entzogen wird?

Zur Beantwortung dieser Frage dürfen wir auf einen uns gut bekannten und typischen Vorgang zurückgreifen. Wir können es bereits als gesetzmäßig betrachten, daß eine von der Außenwelt abgelehnte oder von innen her gehemmte Aktivität einem bestimmten Schicksal, nämlich dem der Zurückweichung, der Wendung erliegen muß. So scheint es auch hier zu sein: an der Mauer der inneren Erkenntnis der Organlosigkeit prallt die bis dahin aktiv-sadistische Klitorislibido zurück, um einerseits regressiv die bereits verlassenen Stationen der prägenitalen Entwicklungen zu besetzen, vor allem aber um eine regressive Wendung ins Masochistische zu nehmen. An Stelle des aktiven Drängens der phallischen Tendenzen tritt die masochistische Phantasie auf: „Ich will kastriert werden", um so die erogen-masochistische Grundlage der weiblichen Libido zu bilden. Die analytischen Erfahrungen lassen keinen Zweifel übrig, daß die erste libidinöse Beziehung des kleinen Mädchens zum Vater eine masochistische ist, und der masochistische Wunsch in ihrer ersten weiblich gerichteten Phase lautet: „Ich will vom *Vater* kastriert werden."[5]

Meiner Ansicht nach gehört diese masochistische Wendung zum „anatomischen Schicksal", ist biologisch, dispositionell vorgezeichnet und bildet die erste Grundlage zur endgültigen Entwicklung der Weiblichkeit, noch unabhängig von masochistischen Reaktionen des Schuldgefühls. Die ursprüngliche Bedeutung der Klitoris als aktiv gerichteten Organs, die männlich-narzißtische Protesteinstellung „Nicht-kastriert-sein" verwandelt sich in den Wunsch „kastriert-werden", als libidinöse Triebeinstellung, die dem Vater zugewendet ist. Die passiv-feminine Einstellung des Weibes, der genitale Wunsch, der uns als Vergewaltigungsphantasie wohlbekannt ist, bekommt seine endgültige Erklärung, wenn wir seinen Beginn in die Gestaltungen des Kastrationskomplexes verlegen. *Der Kastrationswunsch inauguriert meiner Ansicht nach den Ödipuskomplex des Mäd-*

---

5) Die Entstehung des „femininen" Masochismus in diesem Wendungsakte beweist also klar die Identität des „erogenen" und „femininen" Masochismus.

chens. Das Lustmoment liegt im sadistischen Eingriff von seiten des Liebesobjektes und der narzißtische Verlust wird nun durch den Kindeswunsch als Folge dieses Eingriffes entschädigt. Wenn wir diesem masochistischen Erlebnis den Namen Kastrationswunsch geben, so geschieht dies nicht nur im biologischen Sinne der Preisgabe eines Lustorgans, u. zw. der Klitoris, sondern auch in der Berücksichtigung der Tatsache, daß sich der ganze Wendungsakt weiterhin an der Klitoris abspielt. Die Onanie dieser Phase, die masochistische Phantasie vom Kastriert-Vergewaltigtwerden bedient sich desselben Organs wie die vorherigen aktiven Tendenzen. Die Hartnäckigkeit, in der uns der weibliche Kastrationskomplex mit allen blutrünstigen Organschicksalen in den Analysen unserer Patientinnen so befremdend begegnet, erklärt sich somit aus der Tatsache, daß in ihm nicht nur der Männlichkeitskomplex, sondern auch die infantile Zuwendung zur Weiblichkeit enthalten ist.

Gleichzeitig mit diesem biologisch vorgezeichneten Umwandlungsprozeß und innig mit ihm verbunden vollziehen sich tiefgreifende Umstellungen in den Objektbeziehungen des Mädchens. Unterziehen wir dieselben einer kurzen Übersicht: Die ursprüngliche, primäre Mutterbindung des kleinen Mädchens erfährt noch vor der endgültigen Ödipuseinstellung, in der phallischen Phase, eine weitgehende Umgestaltung. In der Zeit des „Penisneides" sehen wir noch das kleine Mädchen mit ihren libidinösen Ansprüchen sehr der Mutter zugewendet, so daß die primäre Bindung an die Mutter genau wie beim Knaben noch eine aktiv gerichtete „phallische" Strömung bekommt. Bevor noch die Konkurrenz mit der Mutter um die Liebe des Vaters die negative Beziehung zu derselben verursacht, sehen wir die zärtliche Bindung durch eine oft sehr aggressive Wut gegen das ursprüngliche Liebesobjekt (die Mutter) gestört.

Dieser Haß hängt noch organisch mit dem Penisneid und mit dem Männlichkeitswunsch zusammen. Die schwere, den intensivsten Haß mobilisierende Enttäuschung an der Mutter kommt aus zwei Quellen, die letzten Endes einen gemeinsamen Ursprung haben. Die eine liegt in der Tatsache, daß die Mutter als diejenige betrachtet wird, die dem Mädchen die Gabe des männlichen

Organs versagt hatte, eine Beschuldigung, an der oft sehr hartnäckig und lange festgehalten wird.

Die andere Enttäuschung ist in der Liebesversagung von seiten der Mutter zu suchen, in der Nichterfüllung der eifersüchtigen Forderung, als „Einzige“ von der Mutter geliebt zu werden. Diesem Anspruch tritt vor allem der Vater als Konkurrent entgegen, und der Wunsch, seine Stelle bei der Mutter einzunehmen, verstärkt seinerseits das Begehren nach dem männlichen Organ.

Diese Versagung weist die libidinösen Ansprüche des weiblichen Kindes in eine andere Richtung. Es scheint nun, daß die Wendung der aktiven phallischen Tendenzen in passiv-masochistische gleichzeitig und gleichsinnig durch zwei Motive erfolgt, die ineinander greifen: durch das oben ausgeführte Moment der „Organlosigkeit“ und durch die schwere Enttäuschung an der Mutter. Das erste führt zur Umwandlung der Triebrichtung, das zweite zum Wechsel des Objektes.

Der Umstand, daß die nun entstehenden, bereits dem Vater geltenden Phantasien einen durchwegs masochistischen Charakter haben, bringt es mit sich, daß der gleichzeitig entstehende Wunsch nach einem Kinde durch seine enge Verbindung mit diesen Phantasien auch einen masochistischen Charakter bekommt. Von nun an ist die ganze Einstellung des Weibes zum Kind, bzw. zur Fortpflanzungsfunktion, von Lusttendenzen masochistischer Natur durchsetzt.

Zur Illustration des oben Gesagten möge der Traum einer Patientin dienen, deren spätere Analyse unzweideutig bestätigte, was der manifeste Trauminhalt in der ersten, noch ziemlich unwissenden Phase der Analyse verraten hatte.

Professor X. sitzt mit Ihnen zusammen. Ich möchte, daß er auf mich aufmerksam wird. Er steht auf, geht an meinem Sessel vorbei; ich sehe zu ihm auf, er lächelt mir zu. Er beginnt mich nach meiner Gesundheit zu fragen, so wie der Arzt den Patienten; ich gebe ungern Antwort. Auf einmal hat er den weißen Ärztemantel an und eine Geburtszange in der Hand. Er sagt zu mir: ‚Jetzt wollen wir uns das kleine Engelchen mal anschauen.‘ Ich sehe wohl, daß es eine Geburtszange ist, habe aber das Gefühl, daß das Instrument dazu dienen soll, die Beine auseinander zu drängen

und die Klitoris sichtbar zu machen. Ich bekomme große Angst und sträube mich. Viele Personen — darunter Sie und eine Krankenschwester — stehen dabei und finden mein Sträuben empörend. Professor X. hatte gerade m i c h *zu einer Art von Versuch ausgewählt und ich sollte mich fügen. Da alle gegen mich sind, schreie ich in ohnmächtiger Wut: ‚Nein, ich will mich nicht operieren lassen, ich lasse mich nicht operieren.'*

Ohne auf den Traum genauer einzugehen, sehen wir hier bereits im manifesten Trauminhalt die Identität: Kastration-Vergewaltigung-Entbindung, und der angsterzeugende Traumwunsch lautet: „Ich will vom Vater kastriert-vergewaltigt werden und ein Kind bekommen", eine Wunschtrias von deutlich m a s o c h i s t i s c h e m Charakter.

Die erste infantile Identifizierung mit der Mutter ist immer, unabhängig von den komplizierten Vorgängen und Reaktionen des Schuldgefühls, m a s o c h i s t i s c h, und sämtliche aktiven Geburtsphantasien, die in dieser mütterlichen Identifizierung wurzeln, haben einen blutigen, schmerzhaften Charakter und behalten ihn zeitlebens.[6]

Diese theoretischen Erörterungen mußte ich vorausschicken, um mich in meinen nachfolgenden Anschauungen über die Frigidität verständlich zu machen.

Ich übergehe jene Formen der Frigidität, die unter dem Zeichen des Männlichkeitskomplexes, bzw. des Penisneides stehen. Die Frau bleibt hier bei der ursprünglichen Penisforderung, gibt die phallische Organisation nicht auf, und die Wendung zur weiblich-passiven Einstellung, als Voraussetzung des vaginalen Empfindens, findet nicht statt.

Ich erwähne kurz die Gefahr der starken Bindung aller sexuellen Phantasien an die Klitorisonanie. Es scheint klar geworden zu sein, daß die Klitoris nicht nur zum Ausführungsorgan der aktiven, sondern auch der passiv-masochistischen Phantasien geworden ist. Eine Art Organgedächtnis gestaltet die Klitoris vermöge ihrer

6) Auf die Bedeutung des Schuldgefühls bei der Entstehung der weiblichen masochistischen Phantasien komme ich in einer anschließenden Arbeit zurück. In diesen Erwägungen soll auf die rein libidinöse, entwicklungsgeschichtlich vorgezeichnete Entstehung des weiblichen Masochismus hingewiesen werden.

männlich aktiven Vergangenheit zum großen Feind der Überführung der Lusterregung in die Vagina. Auch die stärkere Besetzung des ganzen Körpers mit Libido (als Folge der nicht erfolgten Zentrierung) bringt es mit sich, daß trotz des oft intensivsten Ausdruckes des Geschlechtstriebes die Libido nie zu ihrer zentralen Befriedigungsform gelangen kann.

In der überwiegenden Zahl der Fälle liegt die Genese der weiblichen Sexualhemmung in den Schicksalen der von mir postulierten infantil-masochistischen Phase der Libidoentwicklung. Diese Schicksale gestalten sich mannigfaltig und jede der Gestaltungsformen kann zur Frigidität führen. So z. B. sehen wir als Folge der Verdrängung der masochistischen Tendenzen eine stark narzißtische Besetzung des weiblichen Ichs. Dieses fühlt sich durch die masochistischen Tendenzen des Es bedroht und begibt sich in eine narzißtische Abwehrposition. Dies ist meiner Ansicht nach neben dem Penisneid eine wichtige Quelle des sogenannten weiblichen Narzißmus.

Dieser Verdrängungsreaktion nahe steht eine andere Reaktionsbildung, die Karen Horney unter dem Namen „Flucht vor der Weiblichkeit"[7] sehr einleuchtend beschrieben hat. Diese Flucht vor dem Inzestwunsch ist meiner Ansicht nach nicht nur ein Ausweichen vor dem inzestuösen Objekte (Horney), sondern vor allem vor den masochistischen Gefahren für das Ich, die an die Beziehung zu diesem Objekte gebunden sind. Das Ausweichen in die Vateridentifizierung ist gleichzeitig eine Flucht vor der masochistisch determinierten Identifizierung mit der Mutter. So kommt es zu einer Bildung des Männlichkeitskomplexes, die meiner Ansicht nach um so stärker und störender ausfallen wird, je stärker der Penisneid und je intensiver die primär phallisch-aktiven Tendenzen waren.

Ein weiteres Schicksal der Verdrängung der masochistischen Triebtendenzen ist eine bestimmte Art der späteren Objektwahl, die diesen masochistischen Triebansprüchen entgegengesetzt ist und den Ichforderungen entsprechend erfolgt. Diesen Forderungen nach wählt die Frau einen Partner von sozialer Bedeutung, von intellek-

7) Int. Zeitschrift f. PsA., Bd. XII, 1926.

tueller Überlegenheit, oft von gewisser liebenswürdig-passiver Einstellung. Die Ehe ist dann scheinbar friedlich und glücklich, aber die Frau bleibt in sehnsuchtsvoller Wehmut frigid als der Typus „unverstandene Frau". Ihre sexuelle Empfindlichkeit ist an Bedingungen geknüpft, deren Erfüllung für das Ich stark beleidigend ist. Wie oft werden diese Frauen zu unglücklichen Opfern der Leidenschaft für Männer, von denen sie mißhandelt werden und die somit die *ubw* Kastrations-, bzw. Vergewaltigungswünsche dieser Frauen erfüllen.

Eine andere Beobachtung zeigte mir, wie häufig — fast in der Regel — Frauen, deren ganze Lebensgestaltung im Sinne männlicher Sublimierungstendenzen steht, in ihren sexuellen Erlebnissen schwer masochistisch sind. Diese Frauen gehören zu jenem reaktiven männlichen Typus, bei dem sich doch die ursprüngliche masochistische Triebeinstellung nicht verdrängen ließ. — Ich finde, daß die therapeutischen Aussichten bei diesen Fällen von relativer Frigidität, bei denen das sexuelle Empfinden an die Erfüllung masochistischer Bedingungen gebunden ist, ziemlich gering sind. Diese Patientinnen sind von ihren masochistischen Bedingungen besonders schwer abzubringen und haben dann nach analytischer Einsichtnahme die bewußte Wahl zwischen in Wonne zu leiden oder in Ruhe zu verzichten. Die wichtigste Aufgabe des Analytikers ist selbstverständlich, die Sexualhemmung zugunsten der Triebbefriedigung zu beheben. Doch manchmal muß er auch den Mut haben, bei einer so ungünstigen Triebverankerung, aber guten Sublimierungsfähigkeiten auf der sogenannten „männlichen Linie" den Weg in diese Richtung zu ebnen und so den Verzicht auf die sexuelle Befriedigung zu erleichtern.

Es gibt Frauen mit starker Sexualhemmung und intensiven Minderwertigkeitsgefühlen, deren Ursprung im Penisneid aufzufinden ist. Die Aufgabe der Analyse ist hier selbstverständlich, diese Frauen von den Schwierigkeiten des Männlichkeitskomplexes zu befreien, den Penisneid in Kindeswunsch zu verwandeln, d. h. sie ihrer weiblichen Rolle zuzuführen. Man kann die Beobachtung machen, daß dabei die „männlichen Ziele" einer Entwertung unterliegen und aufgegeben werden. Häufig jedoch kann man feststellen, daß, wenn es gelingt, diesen Frauen die Sublimierungs-

möglichkeit in der Richtung der „männlichen Tendenzen" zu erleichtern und so dem Minderwertigkeitsgefühl entgegenzusteuern, die Bereitschaft zum weiblichen Sexualempfinden sich auffallenderweise automatisch einstellt. Die theoretische Erklärung dieser Erfahrungstatsache ergibt sich von selbst.

Fälle bedingter Frigidität, wie ich sie eben besprochen habe, wie überhaupt Fälle von symptomfreier Frigidität, d. h. von Sexualhemmung ohne Leidenssymptome, sehen wir selten in der analytischen Praxis. Sie kommen dann meist auf Wunsch des Mannes, der sich narzißtisch gekränkt und seiner Männlichkeit nicht sicher fühlt. Auf das eigene Lusterlebnis wird da von seiten der Frau masochistisch verzichtet und die geringe Heilungsbereitschaft vereitelt meist den Erfolg.

Die symptombildende Hysterie ist, wie wir wissen, außerordentlich kapriziös und verschieden bezüglich der Art der Sexualhemmung. Entweder vom ewigen Objekthunger gejagt, wechselt die Hysterische hemmungslos die Objekte, scheinbar erotisch frei, aber ohne Möglichkeit, genital befriedigt zu werden. Oder sie bleibt in zärtlich monogamer Bindung ohne sexuelle Empfindlichkeit, das Krankhafte dieses Zustandes auch durch anderweitige neurotische Reaktionen beweisend. Vielfach verpraßt sie die Sexualerregung in der Vorlust, entweder durch starke ursprüngliche Besetzung der prägenitalen Zonen oder um sekundär und regressiv die Libido von dem durch Verbot und Angst abgesperrten Genitalorgan fern zu halten. Oft hat man da den Eindruck, daß alle Sinnesorgane, ja, der ganze weibliche Körper mehr der Sexualerregung zugänglich sind als die dazu scheinbar bestimmte Vagina. Erweisen sich doch auch die Konversionssymptome als Stätten falscher Sexualbesetzungen. Hinter der lustverhindernden hysterischen Genitalangst entdeckt man die masochistische Trias: Kastration, Vergewaltigung, Entbindung. Die Fixierung dieser Wunschphantasien auf das infantile Objekt wird hier, wie wir wissen, zum Motor der neurotischen Erkrankung. Mit der analytischen Lösung dieser Bindung pflegt sich in der Regel auch das Sexualempfinden einzustellen.

Um noch kurz auf die Frigidität bei Phobien und bei Zwangsneurosen einzugehen, möchte ich auf die auffallende Tatsache hin-

weisen, daß hier die Sexualstörung absolut nicht parallel mit der Schwere der neurotischen Erkrankung einhergeht. Es gibt Fälle, die lange nach der Überwindung der Angst und sogar nach dem Verlust schwerster Zwangssymptome frigid bleiben, und umgekehrt. Die Unverläßlichkeit der Zwangsneurose in bezug auf die genitale Bereitschaft der weiblichen Patientinnen kommt am klarsten zum Ausdruck bei Fällen (wie ich sie schon mehrmals beobachtet habe), bei denen der intensivste Orgasmus aus feindlich-männlichen Identifizierungen zustande kommen kann. Die Vagina gebärdet sich wie ein aktives Organ und die besonders lebhafte Sekretion soll die Ejakulation nachahmen.

Eingangs versuchte ich zu beweisen, daß die masochistische Trias, auf die wir in den weiblichen Analysen immer wieder stoßen, einer bestimmten libidinösen Entwicklungsphase des Weibes entspricht, daß sie sozusagen den letzten Akt im Schicksal des „weiblichen Kastrationskomplexes" darstellt. Der Umstand aber, daß wir bei den neurotischen Erkrankungen vor allem den Reaktionen des Schuldgefühls begegnen, bewirkt es, daß wir diesen primär-libidinösen, femininen Masochismus bereits mit dem moralischen, unter dem Drucke des Schuldgefühls entstandenen so eng verwoben und verankert finden, daß uns die Bedeutung dieses libidinösen Masochismus entgeht. So manche Unklarheit im weiblichen Kastrationskomplex wird geringer, wenn wir hinter der Kastrationsangst auch den verdrängten masochistischen Wunsch als charakteristisch für eine bestimmte infantile Entwicklungsphase der normalen weiblichen Libido anerkennen.

M. D. u. H.! Die Aufgabe der Psychoanalyse liegt in der Lösung der Konflikte des individuellen Daseins. Das Triebleben des Individuums, das dem Studium der Analyse unterworfen wurde, strebt letzten Endes unter Kämpfen und interessanten Schicksalen einem Ziele zu: der Lusterreichung. Die Erhaltung der Gattung steht außerhalb jener Ziele, und wenn die Erreichung des Gattungszieles sich derselben Mittel bedient wie die Lusttendenz des Triebes, so mag ein tieferer Sinn darin enthalten sein; er liegt jedoch außerhalb unseres individuellen Interesses.

Hier scheint mir ein grundsätzlicher und prinzipieller Unterschied zwischen ‚weiblich" und „männlich" zu sein. Im Seelen-

leben der Frau gibt es *etwas*, was gar nichts mit der bloßen Tatsache zu tun hat, ob sie real geboren hat oder nicht. Das sind die psychischen Repräsentanzen der Mutterschaft, lange bevor die physiologisch-anatomischen Voraussetzungen dazu im Mädchen vorhanden sind. Für diese Tendenz ist die Erreichung des Kindes der Hauptzweck des Daseins, und die Vertauschung des Gattungszieles gegen das individuelle der Lustbefriedigung kann beim Weibe weitgehend auf Kosten des letzteren vor sich gehen. — Kein analytischer Beobachter kann leugnen, daß im Mutter-Kind-Verhältnis, begonnen in der Schwangerschaft, fortgesetzt im Geburtsakt und in der Laktation, libidinöse Kräfte im Spiel sind, die dem Verhältnis Mann—Weib ganz nahe verwandt sind.

Im tiefsten Erlebnis dieser Mutter-Kind-Relation ist es der intensivste Masochismus, der in der Glückseligkeit der Mutterschaft zur Befriedigung kommt.

Lange, bevor sie Mutter ist, lange, nachdem sie es nicht mehr werden kann, ist das mütterliche Prinzip in der Frau bereit, das reale Kind oder seinen Ersatz in sich aufzunehmen und zu bewahren.

Im Koitus und im Entbindungsakt liegt die masochistische Lust des Sexualtriebes ganz eng mit dem seelischen Erlebnis des Kindempfangens und Gebärens verbunden, so wie auch schon dem kleinen Mädchen der Vater und der Liebenden der Mann zum Kinde wurde. Diese engste Verschmelzung des Sexualtriebes mit dem Instinkt der Fortpflanzungsfunktion beim Weibe verfolge ich seit Jahren in den Analysen, und immer schwebte mir die Frage vor: Wann fängt das weibliche Kind an, Weib zu werden, und wann Mutter? Die analytische Erfahrung hatte mir zur Antwort gegeben: *Gleichzeitig*: in jener Phase der Wendung zum Masochismus, die ich eingangs besprach, in der gleichzeitig mit dem Kastrations-Vergewaltigungswunsch die Phantasie konzipiert wurde: vom Vater ein Kind zu bekommen. Von da an gehört die Entbindungsphantasie zur masochistischen Trias und die Trieb- und Fortpflanzungstendenzen werden miteinander durch die masochistische Brücke verbunden. Das Abbrechen der kindlichen Sexualentwicklung des Mädchens bei der Versagung des Kindes gibt den Sublimierungstendenzen des Weibes ein ganz bestimmtes Gepräge

von masochistisch-mütterlichem Charakter. Schöpft der Mann die Hauptkräfte seiner Sublimierungen aus seinen sadistischen Tendenzen, so schöpft sie das Weib aus den masochistischen — unter dem Zeichen der Mütterlichkeit.

Trotz dieser Symbiose können die beiden Polaritäten: Sexualtrieb — Fortpflanzungsfunktion in einen Konfliktgegensatz zueinander treten. Derselbe gestaltet sich um so gefährlicher, je näher die beiden Tendenzgruppen zueinander stehen.

So kann die Frau die ganze masochistische Triebenergie zur direkten Befriedigung beanspruchen und auf ihre Sublimierungen in der Fortpflanzungsfunktion gänzlich verzichten. Ein solches Reinprodukt der weiblichen masochistischen Triebeinstellung ist die Beziehung der Dirne zum Zuhälter.

Am anderen, entgegengesetzten Ende — aber aus derselben Quelle schöpfend — steht die Mater dolorosa, die ihren ganzen Masochismus in der Mutter-Kind-Relation untergebracht hat.

Und von da aus kehre ich zu meinem Thema zurück.

Es gibt eine Anzahl Frauen, die das Hauptkontingent jener Statistik liefern, in der perzentuell die große Anzahl der Frigiden festgestellt wird. Diese Frauen sind psychisch gesund, ihre Beziehung zur Welt und zum Objekte ist positiv und liebenswürdig. Über ihre Erlebnisse beim Koitus befragt, geben sie Antworten, aus denen ersichtlich ist, daß ihnen der Begriff des Orgasmus als eigenes Erlebnis — ehrlich und wahr — fremd ist. Sie empfinden beim Akte ein glücklich-zärtliches Gefühl der Freudespendung, und wenn sie nicht einem kulturellen Milieu entstammen, in dem sie eine volle sexuelle Aufklärung genossen haben, so sind sie überzeugt, daß der Koitus als Sexualakt nur für den Mann gilt. Die Frau ist glücklich in der zärtlich-mütterlichen Spende auch im Koitus.

Dieser Frauentypus ist im Absterben, und es scheint, daß die moderne Frau neurotisch ist, wenn sie frigid ist. Ihre Sublimierungen sind triebentfernter und deshalb einerseits den direkten Triebzielen weniger gefährlich, anderseits aber auch weniger geeignet, die Triebansprüche auf indirektem Wege zu befriedigen. Ich glaube, daß diese psychologische Umstellung gleichsinnig ist mit den sozialen Entwicklungen, und daß sie mit einer Ver-

männlichung der Frau einhergeht. Die Frauen der nächsten Generation werden wahrscheinlich den Akt der Defloration nicht mehr auf normalem Wege und als Lusterlebnis ertragen und nur unter der Bedingung der Schmerzfreiheit entbinden wollen, um dann nach Generationen vielleicht zur Infibulation zu greifen und zu raffinierten Schmerzzeremonien im Entbindungsakte. Diesem Masochismus — der elementarsten Kraft des weiblichen Seelenlebens — versuchte ich heute analytisch näher zu kommen.

Vielleicht ist es mir gelungen, seine Genese zu beleuchten und vor allem seine Bedeutung und Verwendung in der Fortpflanzungsfunktion nachzuweisen. Diese Verwendung der masochistischen Triebkräfte für Gattungszwecke betrachte ich in der Seelenökonomie als Sublimierungsakt des Weibes. Sie bringt es unter Umständen mit sich, daß der direkten Triebbefriedigung seine Energie entzogen wird und das Sexualleben der Frau unter dem Zeichen der Frigidität steht, ohne daß aus derselben irgend welche Konsequenzen entstehen, die ihr seelisches Gleichgewicht im Sinne eines neurotischen Leidens stören würde.

M. D. u. H.! Lassen Sie mich das Motto meines Vortrages an seinem Ende aussprechen: Nie hätte es die Frau den sozialen Ordnungen gestattet, sie durch geschichtliche Epochen fern von Sublimierungsmöglichkeiten einerseits, von Sexualbefriedigungen anderseits zu halten, wenn sie nicht in der Fortpflanzungsfunktion eine grandiose Befriedigung für Beides gefunden hätte!

Eine «Dirne»

Von

Karl Landauer

Aus dem IV. Jahrgang (1930) der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (erscheint monatlich; Jahresabonnement M. 10·—).

Zuerst suchte mich ein junger Akademiker wegen des „hochinteressanten Falles" seiner Kusine auf. Ich müßte das Mädchen retten. Durch seine Worte aber klang: ihm sollte ich das Mädchen

retten. Einige Wochen später erst kam der Vater. Ihn begleitete seine Schwester, der Chef des Hauses. Die sprach fast fortwährend: was sie alles für die Person getan, und wie die Dirne es mit Undank lohne. Erst am Schluß sagte der Vater: er habe viel Unglück in seinem Leben gehabt, aber das Kind sei sein ganzer Stolz und seine Hoffnung gewesen. Jetzt habe er allen Glauben an die Welt verloren. Andern Tags kam die Mutter, eine kleine, dicke Frau. Sie weinte über i h r Unglück und über i h r e Schande. So gescheit und tüchtig sei das Mädchen, daß sie der ganzen Familie wieder hätte aufhelfen können. Wohin käme nur das viele Geld, das sie in ihrer Stellung verdiene? Statt dessen müsse man in tausend Ängsten leben, daß sie einen noch Geld koste.

Und dann kam die 17jährige, nicht hübsch, nicht elegant, nicht frisch. Sie setzte sich mir mit einer Bewegung gegenüber, die sagte: auch das wird vorübergehen! Von Anfang an war ich ihr naturgegeben ein Exponent ihrer Feinde, ihrer Familie.

Und da sollte ich helfen? Gegen ihren Willen, im Sinne ihrer Angehörigen, mit irgend welchem Druck zu arbeiten, versprach — denselben Mißerfolg, denselben Gegendruck, der alle bisherigen Versuche vereitelt hatte. Aber wie ihre Mitarbeit zu ihrer Änderung gewinnen?

Bereits mit zehn Jahren trieb sich das Mädchen in den Nebenräumen kleiner Kaffees und Weinstuben mit Jungens herum. Von ihrem 14. Jahr ab wußte man, daß sie fast allnächtlich durchs Fenster die elterliche Wohnung verließ. Die Familie sah den Verkehr mit Männern und erschrak über die Folgen, die drohten. Immer wieder versagte die Bewachung. Die Spionage von Detektivbüros führte zu nichts, höchstens zu dem Einen: ihr Mißtrauen auf die ganze Umwelt zu übertragen. Dementsprechend verliefen die ersten Stunden, ja Wochen weitgehend einsilbig. Was ich erfuhr, sollte höchstens der Abschreckung dienen, mich nicht weiterhin mit ihr zu befassen. Vielleicht würde es ihr so möglich werden, das, was sie ersehnte, rascher zu erreichen: wegzukommen, möglichst weit weg, vielleicht gar nach Amerika. Und so erfuhr ich denn, daß sie die Nächte in Spielhöllen verbrachte. Rätselhafte Summen gingen da um. An einem Abend konnte durch die Hand des Mädchens ein Betrag fließen, so groß, wie das Jahres-

budget der ganzen bürgerlichen Familie war. Und neben dem Spiel gingen Orgien einher mit Frauen und Männern. Gewisse Rauschgifte spielten eine große Rolle, nicht so dagegen die gewöhnliche Form des Geschlechtsaktes, wohl aber bestimmte Perversionen.

Das Kind war auf einem Dorfe geboren, wo der Vater eine Mühle besaß. Fünfviertel Jahre war sie gestillt worden. Dann aber war sie von heute auf morgen abgesetzt worden. Sie soll fast einen ganzen Tag geschrien und jegliche Nahrung verweigert haben. Lang lutschte sie an den Fingern. Auch das wurde gewaltsam abgewöhnt. Der Träger dieser und ähnlicher Entziehungsmaßnahmen war die Mutter. Der Vater dagegen war in den Augen des Kindes der Herrgott der Welt. Alle Leute am Ort dienerten vor ihm. Und sie war der Herrgott ihres Herrgottes als einziges Kind, das sie durch fünf Jahre blieb. Dann kam eine Schwester. Mit acht Jahren (bis dahin hatte sie Privatunterricht von einer Lehrerin erhalten) kam das sehr lernfähige Kind in eine Pension der nahen Stadt. Im Kreise von 10—15 Knaben war sie das einzige Mädchen. Fast ständig tobte ein Kampf um sie. Sie hatte immer einen Favoriten, zu dem sie nachts, wenn die Erwachsenen die Kinder schlafend glaubten, ins Bett kam und mit dem sie Zärtlichkeiten austauschte, Forschungsexperimente über den Unterschied von Knaben und Mädchen. Neben diesen Annehmlichkeiten hatte das Favoritentum für den jeweiligen Günstling noch eine andere sehr greifbare Seite: er bekam von dem Mädchen vorgesagt, durfte aus seinen Heften abschreiben; sie machte ihm die Aufsätze und dergleichen mehr, so daß mit der Günstlingsschaft gleichzeitig einer der ersten Klassensitze verbunden war. Die besten Noten allerdings hatte der unbestrittene Primus der Klasse: das Mädchen. Und ganz analog verhielt sie sich, als ich sie als 17jährige kennenlernte: während des ersten Teils der Behandlung sanierte sie das Geschäft eines Freundes. Auch ihrem ersten Liebhaber im engeren Sinne des Wortes, einem jungen Schauspieler, verschaffte sie das erste Engagement. Denn die Realität zu bezwingen ist doch eine Kleinigkeit. Das bißchen Lernen: man hört ein wenig hin, und dann weiß man es doch. Die Schule ist auf Dummköpfe zugeschnitten. Ihre besten Aufsätze machte sie zum

Gaudium ihrer Freunde, Tabak qualmend und Kognak trinkend, in den Zwischenpausen zwischen einzelnen Tänzen in Animierkneipen. Ihre Lernfähigkeit und Leistungsfähigkeit überhaupt schien Lehrern und Vorgesetzten geradezu unbegrenzt. Dank ihrer Wurstigkeit, wie sie sagte. Und sie hatte recht. All das, was sonst durch die verschiedensten affektiven Einflüsse nicht zu eigen gemacht bzw. nicht reproduziert werden kann, war ihr gleichgültig, hatte gar keinen Affektwert, als nur den einen, sekundären: bagatellisiert zu werden; und damit war die Umwelt, die sich mit Müh und Not all das erschuftete, lächerlich gemacht, weil sie es ernst nimmt. Mit Frauen trat sie übrigens nie in Kampf. Schon als Kind war sie niemals in einen seelischen Konnex mit Mädchen gekommen. Die waren ebensowenig ernst zu nehmen wie ihre Schwester. Man begönnerte sie höchstens und beschützte sie, wie sie ja auch ihre Schwester vor ihrem Leben bewahren wollte. Die sollte nur ein braves Haustöchterchen werden, denn ihr Leben war nicht schön, nur spannend, erregend. Mit ihrer Unwelt stand sie also im Kampf, selbst da und gerade da, wo sie sich ihr anzupassen schien. Hohn war ihre Einstellung, ein einziger Protest gegen ihr Schicksal, das sie als Weib, als Kastrierte, als körperlich Minderwertige in diese Welt von Männern gesetzt hatte.

Schon als kleines Kind war sie darauf eingestellt gewesen, mit ihrem bewunderten Vater zusammen zu leben. Die Mutter, die sich durch die Erziehungsnotwendigkeiten gezwungen glaubte, ihr vieles zu wehren, dünkte ihr kleinlich und pedantisch. Der Vater, der ihr großzügig erschien, weil er ihr manche kleinen Ungezogenheiten hingehen ließ, sie verwöhnte, in ihr „seinen großen Jungen" sah, seinen Vertrauten, war ihr das Ideal alles Erstrebenswerten.

Durch die Eingriffe, mit denen die Mutter die Lust des Kindes gestört hatte, war sie früh aus seinem Liebesleben ausgeschaltet worden. Der Ödipuskomplex schien daher nur teilweise zustandegekommen. Es blieb nur ein Zusammensein zu zweien bewußt. Und so finden wir denn auch bei ihr dessen häufige Folge: Infolge Identifizierung mit dem geliebten Vater Homosexualität als Lustbefriedigung mittels eines körperlich gleichgebauten Wesens oder wenigstens eines Wesens, dessen Köperunterschiede beim Ge-

schlechtsakte indifferent sind; mittels eines derartigen Wesens, nicht mit einem Objekt, also verhüllte Selbstbefriedigung.

In dieses Gemeinschaftsleben zu zweit platzte im 5. Lebensjahr der Patientin das Schwesterchen herein, das ihr durch seine Existenz zeigte: es besteht eine innige Gemeinschaft zwischen Vater und Mutter, ein Liebesspiel, das sie von Beobachtungen von Tieren her kannte. Der Vater hatte sie also betrogen. Es war nicht wahr, daß sie die Vertraute des Vaters, seine Geliebte war. Nun wurde ihr Kosenamen „mein großer Junge" zur ständigen Mahnung an ihren Schimpf. Er verachtete sie, weil sie ein Mädchen war. Und jetzt sah sie mit einem Mal auch des Vaters Fehler, seine Schwäche. Dem Weib, der Mutter gegenüber schien ihr dieser Mann schwach. Dem Weib gegenüber sollten sie alle schwach sein. Wer sie als Weib sah, sollte ihr unterliegen, an dem rächte sie sich für ihr Weibsein, indem sie ihn klein machte. Jeden Mann entmannte sie, indem sie seine männliche Rolle, in der Welt zu herrschen, übernahm. Sie sah auch früh die geschäftliche Bedeutungslosigkeit des Vaters, der bald — sie war damals 15 Jahre alt — seine Mühle liquidierte und Angestellter bei seiner Schwester wurde. Ihre hauptsächlichsten Tagträume waren, dem Vater eines Tages aus der Misère der bürgerlichen Existenz durch eine Riesensumme heraus zu helfen, die sie ihm vor die Füße werfen wollte. Ganz klein sollte er dann sein.

Wie aber sollte es mir gelingen, durch diesen Wall des Hasses, des Hohnes und der Menschenverachtung eine Bresche zu schlagen? Sie war eine leidenschaftliche Zigarettenraucherin, eine Tatsache, die ihr in dem spießbürgerlichen Milieu des elterlichen Hauses schon viel Scherereien bereitet hatte: Eine Frau raucht nicht, das bekam sie alle Augenblicke zu hören; am allerwenigsten darf dies natürlich ein halbes Kind. Daß sie das nicht sei, wollte niemand zu Hause wissen, am allerwenigsten der enttäuschte Vater. Mit Gewalt wollte er vorgehen, mit der Gewalt des Mächtigen gegenüber dem Kinde, der gar nicht Notiz nimmt, was in dem Beherrschten vorgeht. Wenn sie etwas sagen wollte, wurde sie unterbrochen; für die Argumente dieses mißratenen Kindes hatte man keine Zeit und Lust. Und da kam nun jemand und hörte sie an. Nicht nur das: er schimpfte nicht, mochte sie ihn noch so

sehr reizen. Alles verstand er, ehe es noch recht gesagt war. Nie war er verwundert oder entsetzt. Was will der? Will er nur aushorchen? Natürlich, um sie an die Eltern zu verraten. Ein allzu begründetes Mißtrauen, da sie sich ja im Gegensatz zu all dem wußte, was in der Welt der Erwachsenen als Recht und Ordnung galt. Allmählich fühlte sie aber doch, daß sie nicht einem Richter gegenüber saß, also einem Feind, sondern jemandem, der einfach gut zu ihr war. Das war neu. Das war gefährlich. Sie beschloß, den Arzt auf die Probe zu stellen. Es versteht sich wohl bei diesem Menschen, so wie er nun einmal war, von selbst, daß er sich zunächst niemals in die analytische Situation fügte, sich nie auf das Sofa legte, um sich seinen Gedanken und damit dem Analytiker zu überlassen. Sie saß mir also gegenüber und beobachtete mich, meist schweigend. Jetzt beschloß sie vorzugehen, zu enthüllen, daß ich doch im Lager der Feinde stünde. Denn war dies nicht der Fall, so war ihr ganzes Weltbild erschüttert, die Welt war nicht von Uranbeginn feindselig; dann gab es doch Menschen, die liebten, d. h. Zeit für andere hatten, zu d e r e n Lust, nicht zur eigenen. Also fragte sie eines Tages, die Beine herausfordernd übereinander schlagend: „Kann ich mir eine Zigarette anzünden?" Meine Anwort darauf: „Warum möchten Sie gerne rauchen? Warum müssen Sie ständig etwas im Munde haben, denn ich beobachtete seit langem, daß Sie immer kauen, da Sie sich bisher nie zu rauchen getrauten." Sie wiederholte ihre Frage, ich meine Gegenfrage, die auf die Bedeutung des Mundes in ihrem Lusthaushalt zielte. Dabei hütete ich mich, irgendwie auch nur im geringsten ein Verbot auszusprechen; da die Zeit jedoch nicht mehr reichte, um an diesem Tage das ganze Problem aufzurollen (sie hatte wohlweislich bis gegen Ende der Stunde gewartet), forderte ich sie auch nicht auf zu rauchen. Andern Tags ruft mich der Vater an: sie habe ihm erklärt, nicht mehr zu mir zu kommen. Mit Gewalt sei bei ihr nichts auszurichten, sagte sie. (Eine Fehlleistung; denn so erzwang sie sich unbewußt mit Hilfe des Vaters bei mir zu bleiben, zwang mich aber zur offenen Parteinahme.) Der Vater fragte denn auch, was vorgefallen sei. Ich berichte kurz den äußeren Sachverhalt, worauf der Vater, über mein Verbot (wie er meint) entzückt, das Mädchen mir mit Gewalt

vorführen läßt. Sie setzt sich mir stumm gegenüber; und ich lege ihr nun dar, daß sie es versucht habe, mich zu ihrem Feinde zu stempeln, trotzdem ich nicht ein Wort gegen das Rauchen eingewendet hätte; nur wäre es unsere Aufgabe, in Erfahrung zu bringen, was sie zum Rauchen zwinge; denn es sei offenkundig, daß sie unter einem Zwange stehe, den Mund zu betätigen. Sie unterbricht mich. „Also: darf ich mir jetzt eine Zigarette anstecken?" — „Sie können tun, was sie wollen; nur sagen Sie mir alles, was Ihnen durch den Kopf geht." Statt weiter zu reden, nimmt sie sich hastig eine Zigarette aus der Tasche, findet aber keine Streichhölzer. Sie ist verwirtt, wagt nichts zu sagen. Ich reiche ihr schweigend Feuer. Ein paar gierige Züge. Sie wird kreidebleich. Kalter Schweiß tritt auf ihre Stirn. Sie muß sich hinlegen. Ihr ist übel. Sie ringt nach Luft. An sich ein kleines hysterisches Symptom, nur bemerkenswert, weil es eine Gewohnheitsraucherin befällt, psychogene Wiederholung von Vergiftungserscheinungen, wie sie häufig bei der ersten Zigarette auftreten, die sie selbst zwar nie gehabt, aber bei Kameraden verspottet hatte. Für die Behandlung aber ein Vorgang von immenser Bedeutung; denn eine Triebäußerung, gebaut wie eine Perversion, tritt plötzlich auf als ihr Negativ, als hysterische Krankheitserscheinung mit schwerem Krankheitsgefühl, während die Perversion neben der bewußten Körperlust nicht nur kein Leid, sondern als Verhöhnung noch außerdem narzißtische Lust gebracht hatte. Leid war da, und damit war erst eine Behandlung gegeben.

Eine Triebäußerung, gebaut wie eine Perversion. In diesem Fall dürfte ich ruhig noch mehr sagen: ich könnte ruhig von einer Variante einer Perversion reden. Denn nunmehr kommen wir in die Triebschicht. Der genitale Geschlechtsverkehr spielt in dem Leben des Mädchens keine Rolle. Er wird ausgeführt, zuerst ein paar Mal aus Neugierde, weil die großen Leute so ein Wesen davon machen, dann eigentlich nur mehr, um irgend etwas zu erreichen, zum mindesten die Verhöhnung des Mannes. Ihr weibliches Genitale haßt sie. Sie erkennt die Tatsache ihres Weibseins nicht an und benützt es nur, um die Männer zu quälen. (Beim Koitus tritt stets Scheidenkrampf auf.) Die Hauptrolle in ihrem Lusthaushalt spielt der Mund. Durch ihn entzieht sie den Männern

ihre Kraft. Wenn es nach ihr ginge, gäbe es nur Fellatio. Das führt uns in ein sehr interessantes, aber zum großen Teil noch dunkles Gebiet hinüber, für das Radó[1] den Ausdruck „alimentärer Orgasmus" geprägt hat, d. h. Lustrausch durch Nahrungsaufnahme, ein Vorgang, der bei den Süchtigen eine große Rolle spielt, bei den Giftsüchtigen und bei der Spielsucht.

Hinter meiner Schilderung zeichnen sich bereits typische unbewußte Phänomene ab, die ich grob schlagwortmäßig charakterisiere: Penisneid, Rache für die eigene Kastration durch Kastrierung der Männer. Das Kind verhöhnt den Vater und trotzt seiner Mutter.

Es ist kein seltener Typ, den wir vor uns haben. Die großen Messalinen der Weltgeschichte sind aus solchem Holze geschnitzt. Aber vielleicht erscheint diese Auffassung einer Haltlosen noch recht haltlos. Man kann einwenden, — selbst wenn man schon die Richtigkeit meiner Beobachtungen unterstellt, — daß meine Erklärung zum mindesten nur auf ganz seltene Ausnahmen zutrifft. Ich werde also die Häufigkeit einer derartigen Entstehungsgeschichte zu beweisen haben. Die statistische Untersuchung wird dazu wenig helfen; denn will man Angaben von einer Zahl sammeln, die eine Statistik lohnen, so kann man nicht dem einzelnen Fall so viel Zeit widmen, daß diese Liebe mit der Gegenliebe der Offenheit belohnt wird, mit dem Vertrauen, welches solche ausgestoßene Wesen nur schwer zu einem Mitglied der elterlichen Gesellschaft fassen. Wir werden uns daher nach einem anderen Beweisstück umsehen müssen, nach dem Verständnis, das Dichtungen, die derartige Entstehungsgeschichten schildern, bei der Allgemeinheit gefunden haben. Wir dürfen also auch keine noch so hochstehende Kunstdichtung heranziehen, die zeit- und raumbegrenztes Verständnis gefunden hat, sondern werden eine alte, ewig neue Volksdichtung aufgreifen müssen, deren Motiv in unzähligen Kunstdichtungen verwertet wurde. Zu unserem Zweck dient uns die Rahmenerzählung aus „Tausend und eine Nacht". Hier findet sich das Motiv — wie meistens in der Dichtkunst — gleich in zwei Dubletten, angedeutet sogar in einer dritten. Und was für uns besonders angenehm ist, in einer männlichen und weiblichen

1) „Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte." Int. Zeitschrift f. PsA. XII. 3.

Variante. Noch eines macht uns dies Beispiel besonders lieb: die Dichtung entstammt einem Kulturkreis, in dem manches, was bei uns nur verhüllt gesagt werden dürfte, unentstellt in Erscheinung treten kann[2].

König Schahsemann machte sich auf den Weg, um seinen Bruder zu besuchen. Gegen Mitternacht fiel ihm ein, daß er etwas im Schlosse liegen gelassen habe; er kehrte wieder um und fand seine Gemahlin in seinem Bette in den Armen eines schwarzen Sklaven. Er tötet beide und macht sich dann wieder auf die Reise. Seine Farbe aber wird gelb, sein Körper verzehrt sich. Bei seinem Bruder Schahriar angekommen, sieht er von seinem Fenster aus, wie die Gemahlin seines Bruders im Garten sich einen schwarzen Sklaven herbeiruft und ihn umarmt. Da dachte er sich, dies sei viel schlimmer als das, was ihm widerfahren sei. All sein Zorn und sein Kummer schwand, und er aß und trank wieder. Durch diese Veränderung aufmerksam gemacht, dringt Schahriar in seinen Bruder, ihm die Gründe zu sagen; sie beobachten nun gemeinsam die Untreue. Durch das Geschehene verwirrt, wandern die beiden Brüder fort, Tag und Nacht, bis ans Meer. Dort ließen sie sich nieder, um sich auszuruhen. Nach einiger Zeit begann das Meer zu toben; eine schwarze Säule erhob sich aus ihm, stieg bis an den Himmel und kam auf die Wiese zu. Erschreckt flohen die Könige auf den Gipfel eines Baumes und beobachteten von dort aus, wie ein Ifrit mit einem Kasten an Land stieg und sich unter den Baum setzte. Dem Kasten entnahm er eine Frau und verkehrte mit ihr. Darauf legte er sein Haupt in ihren Schoß und entschlief. Nun entdeckte die Frau die beiden Könige und forderte sie auf, zu ihr herunterzukommen und mit ihr Geschlechtsverkehr zu üben. „Seid mir zu Willen, oder ich wecke den Ifrit.“ So gehorchten denn die Beiden aus Furcht, worauf die Frau aus ihrer Tasche einen Beutel und aus ihm eine Schnur herausholte, an welcher 570 Siegelringe hingen. Die Besitzer dieser Ringe seien ihr zu Willen gewesen, ohne daß es der Ifrit gemerkt habe; und sie forderte nun auch von den Brüdern die Siegelringe. Der Ifrit habe sie in der Hochzeitsnacht entführt und auf den Grund des Meeres

---

2) Ich folge im Weiteren der Übertragung aus dem Arabischen von Max Henning, der bekannten neunbändigen bei Reclam erschienenen Ausgabe.

versenkt, „ohne zu wissen, daß wir Frauen alles, was wir wollen, auch durchsetzen. Erlogene Liebe tragen sie — die Frauen — zur Schau, doch Verrat ist ihres Rockes Futter." Dieser Vorfall tröstete die Beiden. „Wenn diesem, der doch ein Ifrit ist, schlimmeres als uns widerfahren ist, so liegt für uns hierin ein Trost." Und König Schahriar ging nach Hause, tötete die Gemahlin und den Sklaven. Dann ließ er sich eine Jungfrau bringen und ließ sie nach der Brautnacht hinrichten; und so verfuhr er drei Jahre lang.

Wir haben also in dieser Dichtung vor uns: eine Frau, die mit jedem ihr nur erreichbaren Manne in Geschlechtsverkehr tritt, und einen Mann, der jede Nacht mit einem andern Mädchen schläft. Weder der Frau, noch dem Manne ist das Objekt der Liebesbetätigung individuell bedeutsam. Man kann überhaupt nicht von Liebesobjekt reden, sondern höchstens von Mitteln, Lust und Haß und seine Rachsucht zu befriedigen. Und an jedem derartigen Haßinstrument wird sie auf höchst gewalttätige Weise befriedigt. Es wird zur Geschlechtsleistung gezwungen, dann werden die Mädchen umgebracht, die Männer ihrer Siegelringe beraubt, die in einem Beutel geborgen werden. In jener märchenhaften Welt ist der Siegelring bewußtermaßen (gleich der Krone und dem Szepter) der Ausdruck und das Mittel der Macht über Leben und Tod. In der Symbolsprache des Traumes ist er auch das Symbol des Geschlechtsteils, dessen die Männer nach und durch den Geschlechtsverkehr verlustig gehen, den ihnen das Weib genommen hat.

Bei dem Erlebnis der Könige und namentlich des Schahriar spielt die Beobachtung eines Geschlechtsaktes für das Zustandekommen der feindlichen Einstellung zur Umwelt, namentlich der Frau gegenüber eine bedeutsame Rolle. Zuerst sieht Schahriar, durch den Bruder veranlaßt, die Untreue seiner Gemahlin. Später erlebt er eine ähnliche Szene mit der Frau des Ifrit. Da aber fällt uns als merkwürdige Überschichtung auf: Zuerst ist er zweimal Zuschauer von Geschlechtsakten, und dann wird er selbsttätig. Das erinnert uns lebhaft an manche Träume, namentlich Pollutionsträume. Und diese Ähnlichkeit läßt uns darnach suchen, ob es sich vielleicht in diesem Teil der Dichtung um einen Traum handeln könnte, den wir ähnlich verstehen können, wie die Träume von Gesunden und Kranken. Und in der Tat ist die Szene mit der Frau des Ifrit durch

folgenden Passus eingeleitet: „Sie tranken dort (nach einer Wanderung, die Tag und Nacht gedauert hatte) von der Quelle und ließen sich nieder, um sich auszuruhen." Es handelt sich also um den Zustand einer Erschöpfung oder Ermüdung, in dem sich beide befanden, als plötzlich das Meer zu toben beginnt, und die schwarze Säule sich erhebt und zum Himmel aufsteigt, um allmählich die Gestalt des Ifrit anzunehmen, also eine Situation, wie sie beinahe jeder ähnlich in Träumen erlebt hat. Doch wer ist nun dieser Ifrit und seine Frau, wenn wir die Regeln der Traumdeutung zu Hilfe nehmen: ein riesenhafter Mann, kaum absehbar groß, dessen Kommen uns erschreckt, der uns unheimlich ist und uns in tausend Ängste versetzt, mit dem die Frau droht, um ihren Willen durchzusetzen? Es ist der Erwachsene, vom Kinde aus gesehen, der übermächtig erscheinende Vater. Dessen Geschlechtsverkehr mit seiner Frau, der Mutter also, sieht König Schahriar im Traume. Wir sind wieder bei jenem typischen Erlebnis des Kindes, bei der „Urszene", an der der Ödipuskomplex so oft zerschellte, der Ödipuskomplex, zu dem wir bei all unseren bisherigen Untersuchungen des Gemeinschaftslebens und seiner Störungen gelangt sind.

Er hat auch im Leben der Dirne, deren Geschichte uns beschäftigt, denselben unheilvollen Effekt ausgelöst. Es war allerdings nicht die tatsächliche Beobachtung eines elterlichen Beischlafes. Ich unterstelle das. Denn mein Material gibt mir keinen Beleg dafür, wobei ich außer Betracht lasse, daß es aus Gründen, die ich später noch erwähnen werde, unvollständig ist. An seiner Stelle steht die Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs in der Vorstellung, ausgelöst einmal durch die Geburt der Schwester, den offenkundigen Beweis der Untreue des Vaters an dem Kinde, und anderseits die wiederholte Beobachtung des Geschlechtsverkehrs an Tieren und das Wissen um seine Folgen.

*

Das, was uns am meisten interessiert, ist die Frage, wie ein derartiger Mensch in die Gemeinschaft wieder eingegliedert werden kann, der er zwar körperlich, aber nicht seelisch angehört. Dazu wollen wir zunächst berichten, auf welche Weise

Schahriar von seinem Frauenhaß geheilt wurde. (Seinen Bruder heilt die Schadenfreude.) Ist es nur die Tatsache, daß Schehersad durch 1001 Nacht hindurch ihm Geschichten erzählt, die immer dann abbrechen, wenn sie am spannendsten sind? Hat sie sich nur durch die Neugierde, das immer erneute Hervorrufen einer Spannungs- oder Angstlust gerettet? Wir wollen diese Tatsache nicht gering einschätzen. Denken wir doch daran, daß auch unsere Haltlose in ständiger Spannung lebte, daß sie sich immer wieder in Angstsituationen versetzte, durch die immer wiederholte spielerische Gefährdung der Existenz, nicht nur durch ihre sozialen, sondern auch ihre leiblichen Klettereien aus dem Fenster und über Mauern, an die Spielsucht, an die Giftsucht — Opium und Kokain, die immer wieder körperlich bedingte Angst setzen. Aber ich glaube, daß das nicht genügt. Das, was der König von Schehersad erwartet, ist anderes: er sucht zwar immer Neues, ist nie voll befriedigt. Aber was sucht in ihm? Schehersad selbst bleibt immer neu ein Rätsel: sie ist nie auszuschöpfen, denn er will sie nicht nur leibhaft, sondern auch, daß sie sich mit ihm befasse. Es ist nicht wie bei den anderen Frauen, die er nimmt und wegwirft, nur zu geschlechtlichem Genuß. Ihr Zeitaufwand für ihn ist es, der sie am Leben erhält und sein Leben bedeutet. So wie einstmals dem Kind der Zeitaufwand der Mutter alles war, insbesondere: die Mutter selbst. Und so sitzen sie Nacht für Nacht Stunden beieinander und reden und erleben unendlich viel gemeinsames in der Phantasie, in einem gemeinsamen Tagträume-Reich, zu dem niemand Zutritt hat außer den beiden[3]. Das übrige Leben ist nur ein Anhang zu dem. Man erledigt es so nebenbei, den ganzen Königsberuf, aber auch den Geschlechtsverkehr im engeren Sinne, der vor und nach der Erzählung stattfindet. Nur wenn ein Kind geboren wird, dann wird für eine einzige Nacht diese gemeinsame Welt zur Seite geschoben.

Wer also einen solchen Haltlosen aus seinem Hohn gegen die Gesellschaft herausholen will, der muß Zeit und Liebe haben, um mit diesem Haltlosen eine Gemeinschaft Mutter-Kind oder Vater-

---

3) Die Schwester von Schehersad, die auch anwesend ist, ist nur eine dichterische Abspaltung, eine Verdoppelung der Hauptfigur, wie dies in Traum und Dichtung häufig, ein Pendant zu der Verdoppelung des Schahriar zum königlichen Brüderpaar.

Kind zu gründen, die zunächst abseits der großen Gemeinschaft ist und die allmählich erst mit der Gesellschaft zusammenwachsen kann. Für ihn gilt das Lied, das die Frau des Ifrit singt: „Enthalte Dich des Tadels, der morgen den Getadelten gestärkt hat und nur die Sehnsucht zur heftigsten Liebe entflammt.“ Mit Tadel, mit Recht-haben-Wollen (sagt uns diese Dirne, diese Mutterdirne, deren Genese Freud einen seiner schönsten Aufsätze gewidmet hat), werden wir sie nur noch ärger in ihren Hohn hineintreiben, der sich scheinbar in heftigster Liebe äußert, auch letzten Endes Sehnsucht nach Liebe verdeckt. Wir werden ihre Wut damit erhöhen, die uns alle mit Liebe umstricken soll, damit wir in den Armen der Frau entmannt werden können.

Doch nun zum weiteren Verlauf der Behandlung: Ich hatte mit der Negierung des Verbotes zu rauchen, mit der Anerkennung der Gleichberechtigung des Mädchens mit mir, den Vorgang des Rauchens, den Hohn und die Auflehnung darin wertlos, ja verwerflich gemacht. Zunächst innerhalb meiner vier Wände hatte es also keinen Sinn mehr zu trotzen. Im Gegenteil, nunmehr war sie weich, war der Trotz verdrängt, übernahm sie selbst die Rolle der Strafenden. Mein Interesse für sie sollte gelohnt werden. Sie wollte werden wie ich, und ihr höchstes Ideal war nun, dereinst mit mir zusammen zum Wohle anderer zu arbeiten, andere zu retten. Aus sich heraus verzichtete sie auf eine ganze Menge Dinge, die bisher (so weit sie bekannt waren) Anstoß erregt hatten. Durch zwei Monate hatte sie keine Beziehungen zu einem Mann oder einer Frau, spielte sie nicht mehr, nahm sie kein Rauschgift. Mir zu Liebe, um auf diese Weise sich die Möglichkeit der Behandlung zu Hause durchzusetzen. Denn nunmehr, da sie weicher wurde, schlug die Haltung der Familie völlig um. Auf einmal hatte es gar keinen Sinn, für die Behandlung dieser Person Geld aufzuwenden; man wollte sie nach Amerika abschieben. Ein Vierteljahr früher noch wäre sie mit Freuden darauf eingegangen; jetzt sträubte sie sich. Sie, die bisher so sehr auf ihre Freiheit gehalten, ließ es zu, daß sie ins Geschäft gebracht und von dort abgeholt wurde. Sie begann ihren Gehalt zu Hause abzugeben, verließ auch unter Tags das Haus nicht mehr allein. In alles wollte sie sich fügen. Aber eine mehrnächtliche Abwesenheit von

Zuhause, die der dringend notwendigen Bereinigung einer früheren Angelegenheit diente, gab den erwünschten Vorwand, die Behandlung abzubrechen, sie über See zu schicken.

Dies Ereignis ist fast typisch: Der Kranke, der zu uns kommt, steht, von sich aus gesehen, außerhalb der familiären, schulischen, beruflichen oder sonstigen sozialen Gemeinschaft. Vor dem Unbewußten der anderen Mitglieder der Gemeinschaft sieht die Sache ganz anders aus: Da steht er nicht außerhalb der Gemeinschaft, sondern in ihr als Kämpfender, als Stein des Anstoßes, als nötiger Blitzableiter für die innerhalb der Gemeinschaft mit Notwendigkeit entstehenden Spannungen. Der Herrschende und die sich mit ihm eins fühlende Gemeinschaft hat ihn nötig als Objekt gewalttätiger Antriebe, zu deren Bewußtmachung und Rechtfertigung. Er dient dem Bedürfnis nach Selbstquälerei, Selbstbestrafung. Das ist die Funktion der trotzigen Kinder innerhalb der Schule, daß an ihnen der Lehrer seine Macht erprobe, daß die artigen Kinder jemanden hassen und verachten dürfen. Das ist die Funktion des Armen und Arbeitsunfähigen der berufstätigen Gesellschaft, daß jeder seine eigene Leistung bewundern kann und sich wegen seiner Mühen bedauern darf und moralisch seine Gewalttätigkeit bemäntle. Das ist die praktisch in ihrer Bedeutung gar nicht zu überschätzende Aufgabe des Kampfes zwischen Mann und Frau in den Strindberg-Ehen. Das — und daß man sich durch diese Qual das Himmelreich erkaufe, seine Sünden büße. Darum also ist regelmäßig die Eingliederung eines Patienten in seine Gemeinschaft durch die Umgebung gefährdet, die damit des Objektes und Mittels ihrer eigenen Triebwelt beraubt wäre. Es gibt wenige tief greifende analytische Behandlungen, wo nicht an einem wichtigen Punkte dieselbe Umwelt des Patienten, die bisher am meisten unter den Leiden des Kranken gelitten hat, deren Krankheit diese Leiden waren, gefährdet, und ein großer Teil der Behandlungen leidet hieran Schiffbruch. Und so sagt denn Freud auch ziemlich resigniert in seinen technischen Ratschlägen, er könne zwar den Psychoanalytiker in der Behandlung des Kranken beraten; für die Behandlung der Angehörigen aber wisse er keinen Rat.

Träume und Halluzinationen der Asketen

Von

Kristian Schjelderup

Aus dem im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin, erschienenen Buche „D i e A s k e s e" von Kristian S c h j e l d e r u p, das die Askese und die damit zusammenhängenden religions-psychologischen Probleme auf psychoanalytischer Grundlage behandelt, geben wir (mit Genehmigung des Verlags und des Verfassers) mit einigen Kürzungen einen Abschnitt des Kapitels über die „Wirkungen der Askese" wieder. Dr. Schjelderup ist Dozent der Theologie an der Universität Oslo; seine Untersuchung stützt sich nicht allein auf die asketische Literatur, sondern auch auf persönliche Beobachtungen in katholischen Klöstern Mitteleuropas, in Brahmanen- und Buddhistenklöstern in Indien, China, Japan usw. und auch auf die von ihm vorgenommene Analyse eines Einsiedlermönches aus dem Orden der Augustiner. Die (protestantischen) kirchlichen Vorgesetzten Schjelderups in Norwegen haben ihm wegen seiner Beschäftigung mit der Psychoanalyse die Ausübung des Seelsorgerberufes untersagt. (Man vgl. auch das Referat „Askese und Sadomasochismus" in „Die psychoanalytische Bewegung", I. Jg. 1929, S. 193 ff.)

Im Leben der meisten Asketen scheinen Träume und Visionen einen breiten Raum einzunehmen. Man erzählt von visionären Erlebnissen fast sämtlicher großen heiligen Asketen der altchristlichen Kirche; ebenso von zahlreichen anderen zu den verschiedensten Zeiten innerhalb des Christentums wie auch in anderen Religionen. Die Asketen glauben selbst, daß in solchen Erlebnissen „übernatürliche" Wesen ihnen erscheinen: teils göttliche (wenn sie den bewußten religiösen Wünschen des Asketen entsprechen, wie z. B. bei A n n a v o n K l i n g n a u, die das liebliche kleine Jesuskind sieht, wie es kommt und sich zu ihr setzt), teils teuflische (wenn sie im Gegensatz zum bewußten Frömmigkeitsleben stehen, wie z. B. bei H i e r o n y m u s, der mitten in der Wüste in Roms Wollust schwelgt). Indessen wurde es den Asketen nicht immer leicht, zu unterscheiden, ob das Erlebnis von Gott oder vom Teufel kam. Sie wußten ja, daß der Teufel ihnen oft in Engelsgestalt nahte und suchten deshalb nach sicheren Kriterien. Berühmt ist die Unterscheidung der K a t h a r i n a v o n S i e n a in „Dialogo": die dämonische Vision bringt zuerst Freude, darnach Ekelgefühl, Verwirrung; die göttliche Vision zuerst heilige

Furcht, darnach muntere Sicherheit, süße Klugheit. Jene treibt nur zu Genuß, diese dagegen zu Tugend.

Aus einer dynamisch-psychologischen Auffassung heraus ist es unsere Aufgabe, ein Verständnis für die visionären Erlebnisse als im eigenen Seelenleben der Asketen selbst begründete Vorgänge zu suchen. Zwar wird das religiöse Gefühl selbst gegen eine solche Betrachtung reagieren. Besonders bei Erlebnissen von Personen anerkannter religiöser Bedeutung wird man geneigt sein, mit einer unerklärlichen Einwirkung transzendenter Kräfte zu rechnen und die Erlebnisse selbst als übernatürlich zu betrachten. Und doch muß die Wissenschaft hier — wie bei allen Phänomenen der Wirklichkeit — suchen, die Erlebnisse auf Kräfte und Gesetze, die wir als wirklichkeitskonstituierend kennen, zurückzuführen. Auch das visionäre Erlebnis, wie fremdartig und seltsam und religiös wertvoll es auch sein mag, ist eine Wirklichkeitserscheinung. Es ist ein seelischer Zustand, dessen wissenschaftliche Erklärung auf der Grundlage psychologischer Gesetze gesucht werden muß.

Zum besseren Verständnis der asketischen Visionen ist es zweckdienlich, einige orientierende Bemerkungen über die visionären Erlebnisse als solche vorauszuschicken.

Die Visionen[1] gehören zu der großen Klasse der Sinnestäuschungen. Sie sind Gesichtshalluzinationen. Während eine Illusion durch falsche Ausfüllung oder Umbildung einer Sinneserfahrung entsteht, entstehen die Halluzinationen ohne konstatierbare Wahrnehmungsgrundlage: sie sind bloße „Vorstellungsbilder", die Wahrnehmungscharakter angenommen haben. Physiologisch haben sie ihre Ursache im Gehirn selbst, ohne einen von außen kommenden Sinnesreiz. Gewisse Halluzinationen haben wohl alle Menschen, nämlich in den Traumerlebnissen. Von solchen Traumhalluzinationen unterscheiden sich die sogenannten echten Halluzinationen dadurch, daß sie neben und

1) Ich gehe in dieser Schrift nicht näher auf das Verhältnis zwischen Visionen im eigentlichen Sinne und Auditionen usw. ein. Vision wird oft als Sammelbezeichnung gebraucht für alle verwandten Erscheinungen. Die Gesichtserscheinungen scheinen indessen die häufigsten zu sein und diese sind es auch, die ich in meiner Darstellung besonders berücksichtige.

gleichzeitig mit realen Wahrnehmungen auftreten können. Man redet auch von Pseudohalluzinationen (oder psychischen Halluzinationen), nämlich da, wo der Halluzinierende mit dem „inneren Auge" sieht.

Von einer Reihe von Faktoren weiß man, daß sie die Entstehung der Halluzinationen begünstigen: Affektzustände, Müdigkeit, Einwirkung gewisser Giftstoffe (Opium, Morphium, Haschisch, Mescalin usw.), gewisse Krankheitsprozesse (bei Geisteskrankheiten sind Halluzinationen sehr häufig) usw. Auch durch hypnotische Einwirkung können echte Halluzinationen mit Leichtigkeit hervorgerufen werden, oft auch durch das sogenannte Krystallschauen. Die Erfahrung zeigt, daß Fasten und Kontemplation auch einen für die Entstehung von Halluzinationen günstigen Zustand erzeugen können[2].

Alles dies gibt indessen keine genügende Erklärung für die Halluzinationen. Es zeigt nur, unter welchen Bedingungen Halluzinationen vorkommen können, erklärt aber nichts von ihrem eigentlichen Inhalt (abgesehen von Fällen, wo dieser direkt suggeriert wurde). Warum sieht der Halluzinierende in einer bestimmten Situation eben dies eine und nicht etwas anderes? Wenn die Bedingungen einer Halluzination vorhanden sind, ist es dann nur ein Zufall, welchen Inhalt die Halluzination bekommt, welches von den zahllosen verschiedenen Gesichten, die möglich sein könnten, zur Wirklichkeit wird? Warum sieht Teresa di Jesu Jesu schöne Hände, Passidea von Siena dagegen den blutigen Jesus mit den schweren Wunden?

Da muß das psychologische Verständnis der Halluzination sich anderswo Aufklärung verschaffen. Wieder — wie bei so vielen anderen psychologischen Erscheinungen — scheint hier durch die Untersuchungen der letzten Jahre über das unbewußte Seelenleben ein Weg zum tieferen Verständnis gebahnt zu sein. Die psychopathologische Forschung hat klar dargelegt, daß außerordentlich viele Halluzinationen zu verstehen sind als Ausdruck unbewußter Seelenregungen, von diesen selbst geschaffen, und zwar sozusagen

---

2) In der Religionsgeschichte finden wir viele Beispiele, die zeigen, daß Fasten halluzinatorische Erlebnisse bewirken kann. Vgl. die Darstellung bei Stoll, Suggestion und Hypnotismus, S. 142. Vgl. auch die Versuchungsgeschichte Jesu in Math., Kap. 4.

trotz des bewußten Seelenlebens. Als Ausdruck solcher unbewußter Zusammenhänge im Seelenleben haben die Halluzinationen ihren Sinn. Sie geben oft dem Tiefsten und Stärksten in der Seele des Betreffenden Ausdruck, ohne daß der Halluzinierende sich dessen bewußt ist. „Für die Halluzinationen der Hysterie, der Paranoia, die Visionen geistesnormaler Personen, kann ich die Aufklärung geben, daß sie tatsächlich Regressionen entsprechen, d. h. in Bilder verwandelte Gedanken sind, und daß nur solche Gedanken diese Verwandlung erfahren, die mit unterdrückten oder unbewußt gebliebenen Erinnerungen in intimem Zusammenhange stehen"[3].

Vor allen Dingen sind es verdrängte Wünsche, die den psychologischen Hintergrund der Halluzinationen bilden. Die Halluzinationen gehören eben zu dem großen Kapitel der Psychologie, das wir Wunsch und Erlebnis nennen können. Wie die psychoanalytische Forschung zeigt, gehört auch schon der Traum in dieses Gebiet: der Traum gibt eine halluzinatorische Befriedigung von Wünschen, die im realen Leben keine Befriedigung finden konnten. Besonders die Träume des Kindes zeigen diesen Charakter oft unverhüllt[4]. Aber auch die Träume der Erwachsenen können als Wunscherfüllungen gedeutet werden, da es sich regelmäßig herausstellt, daß ein unbewußter Wunsch dahintersteckt, der die psychische Energie für die Traumbildung abgibt[5]. In genau derselben Weise haben auch die Halluzinationen ihre psychologische Grundlage in Wünschen und Begierden, die keine reale Befriedigung finden konnten. Und wie die einzelnen Elemente eines Traumes sich durch Assoziationen analytisch zurückführen lassen auf ganz bestimmte Eindrücke, Erlebnisse usw. im Leben des Träumers — von Kindheit an bis zu dem Augenblicke des Einschlafens —, so enthalten auch die Halluzinationen in der Regel[6] nichts, was sich nicht psychologisch zurückführen ließe auf bestimmte Gedanken,

---

3) Freud, Die Traumdeutung (Ges. Schriften, Bd. II, 465 ff.).

4) Charakteristische Beispiele gibt Freud, Vorlesungen z. Einf. (VIII. Vorl.).

5) Vgl. Freud, Vorlesungen z. Einf. (XIV. Vorl.)

6) Man darf nicht die Möglichkeit ausschließen, daß der Inhalt einzelner Visionen durch telepathische Einwirkung von anderen bestimmt sein kann.

Gefühle und Bilder in dem eigenen bewußten oder unbewußten Seelenleben des Halluzinierenden. Die verdrängten Wünsche bilden das eigentliche Motiv zur Halluzinationsbildung und geben die psychische Energie her. Aber auch alle möglichen anderen Eindrücke können mit hineinspielen und auf die Gestaltung der Halluzination mitbestimmend einwirken. Daher wird es nur in wenig Fällen glücken, die Genesis einer Halluzination psychologisch ganz klarzulegen. Wie im Traume Erinnerungsbilder, die längst unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken waren und lange Zeit nicht reproduziert worden sind, oft plötzlich sich wieder melden können, so brechen ja auch in der Halluzination verschiedene unbewußte — besonders infantil bedingte — Seeleninhalte durch[7].

Im Zusammenhang mit dem Wunschmotiv muß auch das Trostmotiv erwähnt werden. Die Halluzinationen haben nachweisbar oft einen tröstlichen und erhebenden Sinn[8]. In einer Zeit und unter Umständen, wo ein Mensch von Sorgen, Bekümmerungen und starken seelischen Konflikten bedrückt ist, wird er für halluzinatorischen Trost besonders disponiert sein: aus der peinlichen Lage, voll von Enttäuschungen, Spannungen, Erschütterungen, vollzieht er die Flucht ins „Jenseits der Halluzination".

Indem wir so die Halluzinationen als Auswirkungen unbewußter Seelenzusammenhänge auffassen, läßt sich auch eine ganz bestimmte und wesentliche Seite der Halluzinationen erklären: die Sicherheit und Objektivität, mit der sie auftreten[9]. Wenn wir bedenken, daß die Halluzinationen ihren Ursprung in der eigenen Seele des Halluzinierenden haben, scheint es ja eigentlich sonderbar, daß dieser dennoch die Halluzination als einen von außen gegebenen Inhalt fühlt, dem gegenüber seine Seele sich ebenso rezeptiv und abhängig fühlt, wie den gewöhnlichen Wahrnehmungen gegenüber. Woher kommt dies Realitätsbewußtsein, das mit den halluzinatorischen Erlebnissen verbunden ist? Die Antwort liegt auf der Hand: In der Halluzination äußert sich

7) Interessante und sehr instruktive Analysen von religiös gefärbten Halluzinationen bei Pfister, Die psychan. Meth., S. 38 ff.

8) Gute Beispiele bei Morton Prince, The Unconscious. 2. ed. S. 188 ff.

9) Vgl. K. Weidel, Zur Psychologie der Ekstase. Zeitschr. für Rel.-Psych. II, S. 203.

ein unabweisbarer unbewußter psychischer Zwang. Gerade weil sie einer Region des Seelenlebens entstammt, über die der bewußte Wille keine Kontrolle hat, wird der Halluzinierende ihr gegenüber stets ein subjektives Gefühl von Passivität haben. Er erlebt sie als etwas, was „anderswoher" kommt, und muß ihr daher Objektivität zuerkennen.

Nach dieser allgemeinen Orientierung kehren wir zu den Asketen zurück. Nicht nur werden wir jetzt besser begreifen, warum halluzinatorische Erlebnisse so häufig in Verbindung mit der Askese vorkommen. Wir haben nun auch Mittel, den psychologischen Hintergrund der Halluzinationen der Asketen zu erkennen und dadurch ihren Inhalt zu deuten.

Daß das Leben des Asketen für Halluzinationen disponieren muß, ist ganz natürlich. Die Unterminierung der körperlichen Kräfte, langwieriges Fasten und Wachen, ein Leben oft in Einsamkeit, von allen isoliert, der ewige Kampf gegen die Versuchungen des Fleisches, muß notwendig sein ganzes Wesen in einen Zustand geistiger Erregung und starker Bewegung versetzen. Er sucht in Gebet und Meditation alles Gewicht auf das innere Leben zu legen. Und eben diese Überbetonung der inneren Welt disponiert für eine Derealisation der äußeren Welt. Die zu einem großen Teil unbewußt motivierten Gedanken und Wünsche des Asketen selbst werden in sinnlich-anschaulichen Bildern verdichtet, die einen der Außenwelt entnommenen Realitätscharakter erhalten: in den Seelenkämpfen, die in seinem eigenen Inneren toben, erlebt er äußere Begebenheiten, die ihm entgegentreten und ihn in ihr Spiel verwickeln. Mit einem Ausdruck von James können wir den Gemütszustand der Asketen als theopathisch charakterisieren. Dieser theopathische Zustand[10] steht in nahem Zusammenhang mit mehreren der Faktoren, die wir schon als für die Halluzinationsbildung günstig kennen lernten.

Und nun der Inhalt der Halluzinationen. Wie wir gesehen haben, scheinen Trost und Wunscherfüllung zwei der wesentlichsten Motive zu sein. Es ist zu erwarten, daß sich gerade diese beiden Motive im Leben der Asketen stark geltend machen werden.

---

10) Einen interessanten Einblick in die Seelenzustände der altkirchlichen Asketen hat Chrysostomys gegeben in *„ad Stagirum ascetam a daemonibus vexatum"*

Angesichts der Versuchungen und Anfechtungen der Asketen, ihrer Weltflucht und Leiden, ihres Schuldgefühls und ihrer Angst, ihrer Zweifel und Kämpfe, werden wir begreifen, welche Rolle das Bedürfnis nach „dem Trost, den die Welt nicht geben kann" bei ihnen spielen muß. Und halluzinatorisch bricht der Trost „aus der anderen Welt" durch in Gestalt des Ideals, auf welches ihre Sehnsucht gerichtet war, in dem Bild, das in ihrer eigenen Seele lebte. — Wesentlicher ist indessen das Wunschmotiv. Und hier sind es zunächst nicht die bewußten Wünsche, die in Betracht kommen, z. B. der Wunsch, Jesus zu sehen, oder die Jungfrau, oder Kwanyin. Entscheidend sind die unbewußten Wünsche, die mit dem unterdrückten Triebleben zusammenhängen. Diese unbewußten Wünsche geben die wesentliche psychische Energie zur Halluzinationsbildung ab und verleihen der Halluzination ihr charakteristisches Gepräge. In der Halluzination manifestieren sich die verdrängten Triebe und die unterdrückten Wünsche der Asketen. Was die Wirklichkeit diesen Menschen verweigert, das gibt ihnen die Halluzination. Hier wird das zur Wirklichkeit, was ihr ganzes Triebleben lange inbrünstig ersehnt hat. Selbstverständlich wünscht der Asket auch bewußt, Jesus zu sehen, immer aber sieht er ihn so, wie sein Trieb, ihn zu sehen, wünscht[11].

Schon im Traumleben der Asketen sehen wir die verdrängten Wünsche und Bedürfnisse durchbrechen und sich eine Art Befriedigung verschaffen. Wie ich schon erwähnte, erzählte mir Frater D., wie ihm seine Träume Befriedigung aller bösen Lüste gaben. Zur näheren Beleuchtung sei hier auch ein Beispiel aus Margareta Ebners Traumleben angeführt, das den Wunscherfüllungscharakter des Traumes zeigt. Margareta hatte ein Kruzifix, mit dem sie sehr intim verkehrte. Oft drückte sie es mit aller Macht ans Herz, so daß sie glaubte von „süezkait" (Süßigkeit) sterben zu müssen. Im Chor der Kirche war ein

---

11) Natürlich kommen hier die Triebe nicht unverhüllt zum Ausdruck. Dieselben Maskierungsmechanismen, die sich im Traum und in den neurotischen Symptombildungen geltend machen (vgl. z. B. H. Schjelderup, Psykologi, S. 267 ff.), gewinnen auch auf die Halluzinationen der Asketen Einfluß, so daß man erst durch eine psychologische Deutung von den Halluzinationen zu der dahinterliegenden Triebgrundlage durchfinden kann.

etwas größeres Kreuz, das sie auch oft auf ihr Herz legte: „und da lag ich dann gedruket uf biz daz ich enschlief in grozzer gnad.“ Einmal bekam sie indessen Lust, ein noch größeres Kreuz, das im Chor hing, an ihre Brust zu drücken. Es hing aber so hoch, daß sie es aufgeben mußte: nachts darauf sieht sie sich im Traume vor dem Bilde stehen. Und der Heiland selbst steigt vom Kreuz hinab und läßt sie das offene Herz küssen und sein Blut trinken, wobei sie wieder große „süezkait“ fühlt[12]. In seiner Struktur erinnert der Traum oberflächlich an die typischen Kinderträume: am Tage sieht z. B. das Kind im Schaufenster die schönsten Kuchen, nachts ißt es sie! Aber Margaretas Traum bedeutet zugleich etwas mehr, als nur die Erfüllung des Wunsches, Jesus möchte von einem hoch hängenden Kreuz zu ihr herabsteigen. Offenbar bezeichnet er auch eine Befriedigung ihres stark sadistisch ausgeprägten sexuellen Bedürfnisses. — Und entsprechende Befriedigung unterdrückter Triebe und Wünsche finden wir im Traumleben anderer Asketen. Wenn der junge Hilarion Psalmen singt und gleichzeitig von Gladiatorenkämpfern träumt und erschlagene Gladiatoren ihm zu Füßen fallen, so ist es nicht schwer, den Traum zu deuten als den Ausdruck eines unterdrückten Wunsches, selbst zu glänzen, in Verbindung mit unbewußten sadistischen Tendenzen. Oder wenn die 24jährige Christina Ebner träumt, sie sei von unserem Herrn schwanger geworden, so macht sich hier deutlich ein unbefriedigter Mutterinstinkt geltend.

Wie im Traume, so ist es auch in der Halluzination das Triebleben, das sich manifestiert. Und in vielen Fällen müssen wir wohl damit rechnen, daß gerade durch die Phantasiebefriedigung, die das Traumleben — sowohl die Tagträume wie die Nachtträume — dem Asketen in so reichem Maße gibt, dem halluzinatorischen Durchbruch der Boden bereitet wird. Eine nähere Feststellung der Zusammenhänge aller der zahlreichen aus der Asketengeschichte bekannten Visionen würde über den Rahmen der vorliegenden Schrift hinausführen. Ich begrenze die Aufgabe dahin, die prinzipielle Auffassung von den Halluzinationen der Asketen als Triebbefriedigung durch einige charakteristische

12) Strauch, loc. cit. S. 20 f. Vgl. Pfister, Hysterie und Religiosität. S. 220 ff.

Beispiele zu beleuchten. Der Zusammenhang mit der verdrängten Sexualität tritt besonders deutlich bei den Frauen hervor. Ich führe deshalb wesentlich solche Beispiele vor.

Zunächst ein krasser, aber sehr lehrreicher Fall, den Steingießer mitgeteilt hat: Therese M., das Kind einfacher Eltern, ging nach dem Tode ihrer Mutter ins Kloster und widmete sich vollständig der Anbetung Jesu. „Ich wollte" — sagte sie — „Jesus mehr lieben als irgendeine der Nonnen, und ich glaubte sogar, daß er eine Vorliebe für mich hat... Es war meine fixe Idee während zweier Jahre, meine Seele immer reiner werden zu lassen, damit ich ihm angenehm sei; der Geliebte ist wohl befriedigt unter den Lilien." Therese spürte in dieser Zeit indessen oft sexuelle Wünsche, trotz ihres Versuches, alles derartige zu unterdrücken. Einmal machte sie sogar einen Annäherungsversuch an den Beichtvater, wurde indessen streng abgewiesen und ermahnt, ihr Begehren allein auf das geistige Leben zu richten. Ihre religiösen Übungen wurden nun noch intensiver. Und zuletzt kommt dann das halluzinatorische Erlebnis: „Eines Abends, als ich daran dachte, daß Jesus, den ich sehr liebte, nichts mit mir zu tun haben wollte, schrie ich auf: Mutter, was muß ich tun, um deinen Sohn zu gewinnen? Meine Augen waren nach dem Himmel gerichtet und ich blieb in einem Zustand wahnsinniger Erwartung. Es war lächerlich. Ich sollte die Mutter der Welt werden! Mein Herz schrie unaufhörlich: Ja, er kommt, Jesus kommt!"... Kurz darauf fühlte sie sich nicht mehr allein: „Zum ersten Male ging ich zu Bette und war nicht allein. Sobald ich die Berührung fühlte, hörte ich die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin es. — Ich ging auf in Ihm, den ich liebte. Viele Tage lang wiegte ich mich in einer Welt von Wonne. Ich sah Ihn überall, mich überwältigend mit seinen reinen Zärtlichkeiten"[13].

Dies Beispiel zeigt erstens die vollständige Sexualisierung der Religion, die eine Folge der Askese sein kann und die unten eingehender behandelt werden soll. Zweitens aber demonstriert das Beispiel den Triebbefriedigungscharakter der Halluzination:

---

13) Ferd. Steingießer, Das Geschlechtsleben der Heiligen. Ein Beitrag zur Psychopathia der Asketen und Religiosen. Leipzig 1912. S. 59 ff. — Vgl. das interessante Beispiel, das Pfister anführt in „Ein neuer Weg zum alten Evangelium", S. 81 ff.

die halluzinierte Anwesenheit des religiösen Objekts, auf das Thereses bewußte geistige Einstellung gerichtet war, erfüllt zugleich den sexuellen Wunsch, der in der realen Welt keine Befriedigung hatte finden können.

So unverhüllt wie in obigem Fall tritt die Befriedigung des Sexualtriebes in den Halluzinationen der Asketen gewöhnlich nicht hervor. In der Regel läßt sich der sexuelle Hintergrund jedoch unschwer erkennen. Eine der bekanntesten visionären Nonnen ist Katharina von Siena. Ich führe daher einige ihrer Erlebnisse als weitere Beispiele an. Besonders bekannt und von großer Bedeutung für Katharinas eigene religiöse Entwicklung war das visionäre Erlebnis ihrer „Verlobung mit Jesus": Am Ende der Karnevalszeit, wo sie die Versuchungen des Weltlebens kennen gelernt zu haben scheint, kommt Jesus zu ihr und gibt ihr den Lohn für ihre Entsagung. Auch Jesu Mutter ist dabei, nimmt ihre Hand und legt sie in die Hand Jesu, der ihr einen goldenen Ring mit Diamanten und Perlen auf den Finger setzt: Siehe, ich verlobe dich mir, deinem Schöpfer und Erlöser! — Um diese Vision zu verstehen, müssen wir folgendes aufmerksam beachten: 1. Schon als ganz kleines Mädchen legte Katharina, um Jesu Braut werden zu können, das Virginitätsgelübde ab. 2. Ihre Eltern hatten sich lebhaft bemüht, sie mit einem bestimmten jungen Mann zu verheiraten. 3. Lange Zeit quälten Katharina heftige sexuelle Versuchungen. Sowohl im Schlaf wie im wachen Zustand hörte sie schamlose Worte und sah verführerische Bilder, vor denen sie vergebens die Augen zu schließen versuchte: *effigiebat (Inimicus) imaginem mulierum et hominum, turpissime se invicem commiscentium, actusque foedos et verba inhonestissima tam visui quam auditui ejus objicientium.* 4. Ausdrücklich wird erwähnt, daß der vertrauliche Verkehr mit Jesus erst anfing, nachdem es ihr gelungen war, die wilden Triebe zu bezwingen: *ex illa ergo hora coepit supersanctissimus sponsus cum ea familiariter conversari.* 5. Das leidenschaftliche Element ihrer Liebe zu Jesus ersehen wir aus den Ausdrücken, mit denen sie ihn anruft: *„Oh dolce e amoroso cavaliere!"*, wie es überhaupt nicht schwer ist, ihre Vision und deren sexuellen Unterton zu verstehen: In der halluzinierten Verlobungsszene wird ihr Wunsch erfüllt: sie

erringt das Anrecht, Jesu Braut zu sein, und zwar in der Form, nach der jede liebende Frau sich sehnt. Sicher ist es auch nicht ohne Bedeutung, daß in der Vision Jesu Mutter anwesend ist: Katharina erhält den Geliebten von der Person, die den eigentlichen Anspruch auf ihn hat. — In einer anderen Vision mit dem bekannten „Vertauschen der Herzen“ erscheint Jesus, öffnet ihre Seite, nimmt ihr Herz heraus und entfernt sich damit. Einige Tage lebt sie ohne Herz, dann kommt aber Jesus wieder in einer Vision zu ihr, und jetzt hat er ein rotes leuchtendes Herz in der Hand. Er öffnet wieder ihre linke Seite, setzt das Herz an seinen Platz und sagt: „Siehe, liebste Tochter, wie ich neulich dein Herz dir weggenommen habe, so übergebe ich dir jetzt mein Herz, auf daß du immer mit demselben lebest“. Diese Vision bezeichnet im Verhältnis zur ersten eine Steigerung in dem Wunsch einer vollständigen Identifikation mit dem Geliebten. „Die Herzen vertauschen“ ist der symbolische Ausdruck der innigsten Liebesgemeinschaft[14].

Wenn wir die Halluzinationen der weiblichen Asketen untersuchen, werden wir besonders zwei Wunschmotive bemerken, die sich oft geltend machen. Auf der einen Seite den Wunsch, Mutter zu werden, und auf der anderen Seite den Wunsch, mit einem Manne Verkehr zu haben.

Mutterphantasien sind sehr häufig und finden — auch abgesehen von den halluzinatorischen Erlebnissen — in sehr verschiedenen Formen Ausdruck. Margareta Ebner hatte ein holzgeschnitztes Jesuskindlein in einer Wiege. Diesem Kind gab sie sogar die Brust. An Halluzination grenzt folgende Eingebung, die sie eines Tages hatte: Sie hörte die Stimme des Herrn: „Säugest du mich nicht, so werde ich mich dir entziehen, wenn du mich am allerliebsten hat.“ Gehorsam nimmt dann Margareta ein Bild des Jesuskindes, legt es an die nackte Brust und fühlt große Lust dabei. Verdrängte Mutterwünsche liegen auch folgen-

14) In entsprechender Weise wird von Marguerite Marie Alacoque berichtet: Jesus, der die Flammen seiner Liebe zu den Menschen nicht länger zurückhalten konnte und sie deshalb so wunderbar zu seiner Geliebten erkürte, nahm ihr sterbliches Herz, legte es in sein eigenes, entzündete es, legte es wieder in ihre Brust und sprach: Bis jetzt warst du meine Sklavin, von jetzt ab sollst du die geliebte Jüngerin meines heiligen Herzens heißen. (Vgl. Bougaud, loc. cit. S. 145).

dem halluzinatorischen Erlebnis offensichtlich zugrunde: Als Margret von Zürich „einst mit herzlicher Andacht weinte, da erschien ihr unser Herr ganz minniglich, wie er als Kindlein war, und saß in seinem Badewännlein vor ihr; und als sie eine Träne vergoß, ward diese alsbald zu einem schönen Goldknöpflein und fiel in das Bad und das zarte Kindlein klatschte in die Hände und schlug Wellen in das Wasser, und das war so ganz minniglich schön anzusehen, daß sie großen Trost dadurch empfing." Dieselbe Freude am Spiel und Liebkosen mit dem kleinen Kinde finden wir bei Anna von Klingnau und Elisabeth Becklin. Bei dieser letzten ist auch die sexuelle Seite des Mutterwunsches merkbar: Als kleines Kind kommt Jesus „gar heimlich" zu ihr und setzt sich auf die Bank, die vor ihr stand. „Da sprang sie voll Begier auf, wie ein Mensch, der außer sich gekommen, und riß ihn an sich und nahm ihn auf ihren Schoß und setzte sich an die Stelle, wo er gesessen war, und tat ihm immer mehr Gütlichstes kund, nur daß sie sich nicht getraute, ihn zu küssen. Da sprach sie in herzlicher Minne: „Ach, Herztraut, wag' ich's, dich zu küssen?" Da sprach er: „Ja, nach deines Herzens Gierd, so viel du willst."

Verdrängte heterosexuelle Wünsche kommen zum Ausdruck in den Halluzinationen, wo die Nonnen Jesus als einen schönen Jüngling ansehen, der vertraulich mit ihnen verkehrt. Else von Neustadt, die sowohl „äußere" als „innere" Visionen hatte, sieht mit dem äußeren Gesicht Jesus: „Er erscheint wie ein schöner liebreicher Jüngling ... Er sitzt bei mir und sieht mich gar gütig an". Und die heilige Gertrud hört eines Tages in der Kapelle von überirdischen Stimmen die Worte „*Sanctus, Sanctus, Sanctus*" singen. Der Sohn Gottes beugte sich wie ein Liebender über sie, gab ihrer Seele einen sanften Kuß und sagte bei dem zweiten Sanctus: „Empfange in diesem *Sanctus*, das mir gilt, mit meinem Kuß zugleich die ganze Heiligkeit meiner Gottheit und Menschheit, und dies sei deine Vorbereitung zur Feier des Abendmahles." Sehr lehrreich in diesem Zusammenhange ist auch eine Halluzination, die Anna Vetter hatte. Zehn Jahre war sie mit einem „stürmischen und fluchenden Manne" unglücklich verheiratet und litt an starken

Verdrängungen. Sie erzählt: „Ich sah ferner ein Gesicht, als ob ich an meiner Hochzeit mit meinen Gästen auf das Tanzhaus ginge, und ein fremder Mann kam zu meiner Hochzeit und sprach auf dem Tanzhaus überlaut: Wo ist die, die so wohl tanzen kann? Und ich gedachte, ich weiß wohl, daß ich's bin, wenn er mich nur sähe vor den Leuten und nähme keine andere; da er sich aber unter den Hochzeitsgästen umgeschaut, da griff er nach mir und tanzte mit mir einen Reigen und verschwand vor unser aller Augen; da weiß ich gewiß, daß Jesus Christus schon an meinem Hochzeitstag zu mir gekommen und auf mich gesehen hat, sich aus Liebe und Verbündnis zu mir gemacht vor allen Hochzeitsgästen ...". Darin zeigt sich nicht nur der natürliche weibliche Wunsch, die schöne Auserwählte zu sein, sondern wir sehen hier auch, wie die in der Ehe unbefriedigte Libido ihr Objekt in Jesus sucht und findet, der ihr, recht bezeichnend, innerhalb des Rahmens des Hochzeitsfestes halluziniert wird.

Aber auch in den Halluzinationen, wo Jesus in blutiger und leidender Verfassung erschaut wird, scheinen oft unbewußte sexuelle Wünsche im Untergrund zu schlummern, nämlich verdrängter Sadismus. Deutlich tritt dies bei Margret Willin hervor, die halluziniert, daß Jesus in brutaler Weise durch ihr Schlafzimmer geschleppt wird. Umgekehrt können wir für andere Halluzinationen einen masochistischen Hintergrund finden, wie wenn z. B. Teresa di Jesu erzählt: „Der Herr wollte, daß ich zuweilen folgende Vision hatte: Ich erblickte zur Linken neben mir einen Engel in leiblicher Gestalt... Er war nicht groß, sondern klein, sehr schön, sein Angesicht so feurig, daß es schien, als gehörte er zu den erhabensten Engeln, welche, wie es scheint, ganz glühen... In seiner Hand erblickte ich einen langen Wurfpfeil von Gold, und an der Spitze desselben ward mir eine kleine Flamme sichtbar. Es schien, als ob er mir den Pfeil mehrmals durch das Herz stieße; derselbe drang bis ins Innerste, das er beim Herausziehen gleichsam mit sich nahm; er ließ mich alsdann in großer Liebe Gottes ganz entzündet. Der Schmerz war so heftig, daß ich Seufzer ausstoßen mußte. Die Süßigkeit, welche dieser überaus große Schmerz erzeugt, ist so überschwenglich, daß

man nicht wünschen kann, denselben los zu sein... Es ist kein leiblicher, sondern ein geistiger Schmerz, obwohl der Leib davon vielfach ergriffen wird, und zwar zuweilen sehr stark."

Während wir in den Halluzinationen der weiblichen Asketen vorherrschend ein männliches Element finden, müssen wir umgekehrt erwarten, bei den männlichen Asketen das weibliche Element stärker zu finden. Hier treten nun an die Stelle der Jesus-Visionen der Madonnen-Kult und die Madonnen-Visionen der christlichen Mönchswelt. Und in den Buddhistenklöstern des fernen Ostens erfahren wir ganz analog von Kwanyin-Visionen. Auf Putoshan zeigte man mir die heilige Felsenschlucht Ch'ao-Yin-tung, wo im Jahre 847 die Liebesgöttin sich in leuchtender Gestalt einem Asketen offenbarte, der sich in religiöser Begeisterung die zehn Finger hatte absengen lassen. Und die Mönche wußten zu erzählen, daß die Göttin ihnen noch am heutigen Tage an dieser Stelle oder in der Fan-yin-Schlucht erschiene.

Andererseits sehen wir jedoch, daß auch die männlichen Asketen des Christentums Jesus-Visionen haben. Und dementsprechend kommen auch gar nicht selten Madonna-Visionen bei Nonnen vor. Die Bedeutung des Trostmotivs für die Halluzinationsbildung kann uns diese seltsame Verschiebung erklären — daneben aber müssen wir eben in jedem einzelnen Fall herauszufinden suchen, was an der halluzinierten Gestalt der charakteristische Zug gewesen ist. Auch dürfen wir nicht die Bedeutung der Inversionstendenzen vergessen, die ich im folgenden noch näher beleuchten werde. Bemerkenswert ist, was von den Asketen der alten Kirche erzählt wird: nicht nur in der Gestalt eines Weibes kam der Teufel zu ihnen. Es konnte auch geschehen, daß er in Gestalt eines schönen Jünglings erschien und sie zur Unzucht verleitete.

Übrigens ist es nicht richtig, das ausschließliche Gewicht auf verdrängte Sexualität als Wunschmotiv für halluzinatorische Erlebnisse der Asketen zu legen. Eine große Rolle spielt auch der Ichtrieb, die Selbstbehauptung, die in Visionen nach Ausdruck ringt, wo der Asket sich auf einen Sockel gehoben sieht und eine viel strahlendere Rolle spielt, als in dem Leben der

Selbstentsagung, das ihm seine Askese vorschreibt. Wir erinnern an die wohlbekannten Halluzinationen aus der Asketengeschichte der alten Kirche, in denen der Asket auf Kirchenversammlungen das große Wort führt, in den Sälen des Kaisers umherwandelt und vieles andere. Die Überzeugung von eigener Größe sehen wir auch in einer Vision der Teresa di Jesu kühn aufwallen: Sie sah die Jungfrau Maria sie mit Hilfe des heiligen Joseph in blendend weiße Gewänder kleiden, sie mit unschätzbaren Juwelen schmücken und sie ihrer Sündlosigkeit versichern.

Donjuanismus und Dirnentum

Von

Oskar Pfister

Aus dem Buche „Die Liebe vor der Ehe und ihre Fehlentwicklungen — Tiefenpsychologische Untersuchungen im Reiche des Eros“ von Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich, geben wir hier — mit der Genehmigung des Verfassers und des Verlages Hans Huber in Bern — einen Abschnitt wieder. Das Buch — es ist „gewidmet denen, die nicht lieben können und ihren Freunden“ — beschäftigt sich auf psychoanalytischer Grundlage mit den „Vorstudien der Liebe“, mit den einzelnen „Liebestatsachen“, den Objekten der Liebe und den Funktionen des Liebens, mit den Liebesentwicklungen und klingt in einem Hohelied der Liebe aus. Der hier folgende Abschnitt ist dem Kapitel entnommen, das sich mit den verschiedenen Arten abnormer Stereotypie in der Liebesobjektwahl beschäftigt.

In den Augen der großen Masse ist der Don Juan ein Mensch von außerordentlicher sinnlicher Kräftigkeit, die als angeboren betrachtet wird. Als Sexualheld verwirklicht er ein zwar unkultiviertes, aber gesundes Naturburschentum. Man stellt ihn und den gierigen Neger auf eine Linie.

Diese Auffassung trifft jedoch entweder gar nicht oder doch nur auf einen kleinen Teil der Mädchenjäger zu. So oft ich Gelegenheit hatte, Don Juans zu durchforschen, fand ich schädliche Kindheitseinflüsse, Verführungen durch Kindermädchen, Geschwister, Gespielen, sogar Elternfehler (Aufenthalt in ihrem

Schlafzimmer) usw. Die vorzeitige Reizung führte zu einer übermäßigen Entwicklung der Geschlechtlichkeit. In weitaus den meisten Fällen aber stößt man auf eine unterschwellige Triebverwicklung, die ich gleich an einem Beispiel zeigen werde.

Ein 18jähriger Bursche leidet an Schwermut, Schmerzen im Arm, die ihm das Schreiben oft verunmöglichen, ferner an heftigem Reißen im Oberschenkel, besonders aber an erotischen Obsessionen. Er verliebt sich nämlich mit lodernder Leidenschaft in eine Menge von Mädchen, um sehr bald augenblicklich seine Liebe zu verlieren, wenn er eine Gunst erhaschte. Zum Äußersten ließ er es nicht kommen. Doch alsbald treibt es ihn unwiderstehlich zu einer andern Schönen, so heftige Vorwürfe er sich auch wegen seines perfiden Benehmens macht. Die Armbeschwerden brachen aus, als er dem Vater ein Eigentumsdelikt gestehen sollte und ihn eine faule Liebesgeschichte quälte: Er hatte sich vorgenommen, ein neues ganz besonders wertvolles, sittlich gediegenes Mädchen aufs Korn zu nehmen. Wie er das Zimmer verlassen und sich in den Tanzkurs begeben wollte, um sein Vorhaben auszuführen, brach der Schmerz im Schenkel aus und bewirkte eine Lähmung, die den Plan vereitelte (hysterischer Selbstschutz). Die Beinschmerzen bildeten eine Schutzvorkehr gegen neue Liebesaffären. Der beginnende Donjuanismus geht auf die Mutter zurück: Sie litt nämlich seit seinem dritten Lebensjahr bis zu ihrem Tode, sieben Jahre lang, an Lungentuberkulose und mußte sich in verschiedene Sanatorien und an manche Kurorte begeben. Oft kehrte sie zu den Ihrigen zurück; dann wurde das Kindermädchen entlassen. Sobald die Mutter abreiste, mietete man ein anderes. Das Kind übertrug daher seine Liebe auf eine Menge weiblicher Objekte, suchte dabei aber im Grunde stets seine Mutter. Das nämliche wiederholt nun der Jüngling. Er sucht mit heißer Sehnsucht die Mutter und glaubt sie oft gefunden zu haben, um dann enttäuscht seinen Irrtum einzusehen.

Der Bursche war frei von Masturbation und besaß gute Grundsätze. Die sexuelle Wurzel, die hinter seiner Erotik steckt, kam aber doch bald zum Vorschein. Eines Tages, als er die Treppe hinaufstieg, befiel ihn entsetzliches Asthma mit Herzklopfen, dazu ein Stich im Rücken. Hierauf eingestellt, berichtet er, der Vater

habe ihm kurz zuvor seinen Besuch brieflich angekündigt. Weiter fällt ihm ein, daß er ein Jahr zuvor ein gleichlautendes Schreiben erhalten, aber die Visite telegraphisch abbestellt hatte, was diesmal nicht so leicht anging. Der Schmerz im Rücken mahnte daran, daß an jenem Nachmittag ein Rendezvous im Wald stattgefunden hatte. Während der Liebkosungen neigte sich der Jüngling gegen sein Mädchen, wobei ihm ein Baumstrunk empfindlich in jene Stelle des Rückens stach. Das hysterische Symptom versetzt ihn somit wunschweise in die damals so angenehme Situation, in die er sich bei des Vaters Anmeldung geflüchtet hatte. Natürlich konnte er diese Bedeutung seines Rückenstiches nicht erraten. Erst als ich ihn scharf auf das Symptom einstellte, kam die Reminiszenz. Das Asthma führt uns in die ersten Kinderjahre zurück. Als kleines Kind hatte unser Patient häufig Halluzinationen („Sexualgespenster"[1]), bei deren Auftreten er sich angstvoll ins Bett des älteren Bruders flüchtete. Er sah nämlich zwei keuchende Gestalten: Einen mit Messer oder Revolver bewaffneten Mann und eine gewöhnlich den Besen tragende Frau. Der Knabe hatte die Eltern im Ehebett beobachtet und damit eine der häufigsten Verursachungen der Neurose erlitten. Ohne Analyse wäre dieser Sachverhalt unmöglich aufzudecken gewesen.

Alle Symptome, mit Ausnahme des Reißens im Oberschenkel, schwanden rasch, leider zu rasch. Auch der übrig gebliebene Schmerz sank auf ein Minimum, damit auch das Interesse an der Analyse. Die Stellung zum Vater und ebenso die Einstellung auf die Menschheit war noch nicht normal. Nach einem geringfügigen Konflikt mit einem wohlgesinnten und achtbaren Mann schloß er sich dem Bruder, der in einen fernen Weltteil auswanderte, an.

Später verlor ich ihn aus den Augen.

Jeder sieht auf den ersten Blick, daß wir es mit einem k r a n k e n Menschen zu tun haben, und er selbst sieht es auch deutlich genug ein. Dieser Lüstling, der nach seinem eigenen Geständnis die Menschen als Gegenstand des Amüsements annimmt und wegwirft, der die Liebe nur als unmoralisch kennt, der die Menschen lediglich als Mittel für sein Schaffen braucht, wiewohl er es für grausam und brutal ansieht, mildert das Urteil über

1) Vgl. Häberlin, Sexualprobleme, Bd. VIII, 96 ff. (1912).

ihn nur dadurch, daß er sich selbst als unglückliche pathologische Existenz erkannt hat.

Sehr oft ist der Donjuanismus verbunden mit der bewußten oder unbewußten Absicht, das Liebesobjekt und sich selbst zu quälen, wie es beim eben erwähnten Jüngling der Fall war. Als weiteren Beleg führe ich folgendes Fragment an:

Ein zirka 23jähriger Jüngling erbittet meine Hilfe, da er seinem Leben keinen befriedigenden Inhalt abgewinnen kann. Seine Zeit vertrödelt er mit Liebesgeschichten, die ihm nur Enttäuschungen eintragen. Deshalb klagt er sich der Charakterlosigkeit und Willensschwäche an. Aus Verzweiflung hatte er sich in Alkohol-, Morphium-, Kokain- und Haschischexzesse geworfen, sich dann unter schweren Anstrengungen von seinen Lastern befreit. Gleich nachher geriet er in homosexuelle Verirrungen, bis er in neuem unbändigen Jagen nach Weibern, besonders Tänzerinnen und Sängerinnen der Varietéstufe, einen Ausweg aus seinen Stauungen, aber auch neue innere Not fand. Es blieb das Gefühl innerer Leere, zugleich die Einsicht, daß die eigene Kraft zum Gewinn eines gehaltvollen Lebens nicht ausreiche. Die Vorgeschichte dieser Symptomgruppe ist folgende:

Wir haben es mit dem ältesten Sohn eines sehr begüterten Mannes zu tun. Die Großmutter war eine bekannte Wohltäterin, die nach dem Tode ihres Gatten ihre Zeit und einen ansehnlichen Teil ihres beträchtlichen Vermögens für gemeinnützige Zwecke verwendete. Ihr Enkel, von dem wir hier reden, verehrte sie sehr, geriet aber oft mit ihr in Streit, da sie ihn zu tatkräftigem Pflichternst erziehen wollte. Die schwachen Eltern ließen ihm vollkommene Freiheit, kümmerten sich nicht im geringsten um seine Arbeiten, verschafften ihm aber eine Menge von Vergnügungen. In Liebesangelegenheiten herrschte im Hause ein ernster, tief religiöser Geist. Es wäre undenkbar gewesen, daß irgend etwas passiert wäre, das gegen die gute Sitte verstieß. Allein wiewohl die Eltern Vorbilder eines rechtschaffenen, arbeitsreichen Lebens waren, lebte sich der Sohn doch nicht in ihren Lebensstil ein. Er ging nur seinem Vergnügen nach und sehnte sich, wie der verlorene Sohn des Gleichnisses, nach einem unabhängigen Leben.

Eine Erkrankung der Lunge half ihm, seinen Wunsch zu er-

füllen. Er begab sich zur Kur in ein anderes Land und lebte zuerst ganz seiner Gesundheit. Unterdessen brach der Krieg aus, und er wurde interniert. Ein Erbe, das er rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte, stellte ihm allzu reichliche Geldmittel zur Verfügung. Nach seiner Genesung dachte er nicht daran, sich nach einem nützlichen und seinen nicht geringen Fähigkeiten angemessenen Berufe umzusehen. Vielmehr ließ er sich in unsaubere Weibergeschichten ein, wobei es ihm besonderes Vergnügen bereitete, die Mätressen seiner Bekannten für sich zu gewinnen. Daß er dabei Untreue an seinen Freunden beging, sah er genau ein; aber seine rasende Leidenschaft zwang ihn zu Treulosigkeiten, die wenigstens eine gewisse Spannung in sein ödes Dasein trugen.

Aber auch die unzähligen Frauen, mit denen er Verhältnisse einging, behandelte er schlecht. Einerseits fesselte er sie durch größte Liebenswürdigkeit, anderseits aber schikanierte er sie, bis sie sich von ihm abkehren wollten. Dann aber umschmeichelte er sie, bis sie ihn wieder liebten und sich aufs neue brutalisieren ließen. Gelegentlich, wenn er es gar zu toll getrieben hatte, bestrafte er sich durch Impotenz.

Leider konnte die Analyse nicht tief eindringen. Nach sieben Besprechungen erklärte der Jüngling, er habe nun eine Arbeit gefunden, die ihn sehr befriedige und stelle sich zur Liebe anders, als zuvor, bedürfe daher nicht länger meiner Hilfe.

An der Liebe lag ihm, wie er selbst sagt, viel weniger, als an der Anhänglichkeit. Was er selbst nicht besaß, suchte er bei den Frauen. Dabei suchte er sie, wie er bekennt, möglichst auszunutzen.

Die Liebe zu den Eltern, die ihn mit Güte überhäuft hatten, ging gänzlich in die Brüche. Einesteils schämte er sich vor ihnen, anderseits trug er ihnen nach, daß sie ihm kein Pflichtbewußtsein auf den Lebensweg mitgegeben hatten. Unerfreulich klingt sein Geständnis: „Sie überhäuften mich mit Güte, aber dennoch unterscheiden sie sich für mich von anderen Menschen nur dadurch, daß sie Voraussetzungen meines Daseins bilden.“ Pflichten anerkannte er überhaupt nicht, höchstens gegen sich selbst. Dabei quälte ihn die Leere seines Daseins. Früher hatte er auf Wunsch des Vaters für gemeinnützige Werke Korrespondenzen geführt,

was ihm nicht unlieb war. Jetzt war alles altruistische Gefühl versiegt.

Zur Umgebung stand er querköpfig. Und doch wußte er genau, wie unfrei er war, indem er stets das Gegenteil dessen tat, was die andern erwarteten und wünschten.

Als Kind und Knabe lebte er in der strengen Religiosität seiner Eltern. Jetzt spottete er über jene Inbrunst, mit der er gebetet hatte, wenn er die Aufgaben versäumt oder in peinlicher Lage Orakel eingeholt hatte. Jeder Rest von Religion war anscheinend verschwunden.

Etwa 2½ Jahre nach der Trennung vom Elternhause, im Alter von ungefähr 21 Jahren, verlor er eine Mätresse durch polizeilichen Eingriff und geriet nun in maßlose Erbitterung. Der Zustand seiner Lunge zwang ihn, ein Sanatorium aufzusuchen. Während die Tuberkulose ausheilte, litt er seelisch immer mehr und schlug sich unaufhörlich mit Selbstmordgedanken herum. Geheilt entlassen, suchte er in narkotischen Genußmitteln Betäubung. Gin und Whisky trank er in solchen Mengen, daß er eine Alkoholvergiftung erlitt. Von früh bis abends ergab er sich dem Trunk. Daneben betäubte er sich mit Kokain, Morphium, Opium und Äther. Ein Freund machte ihm wegen dieses Lebenswandels heftige Vorwürfe und drohte, sich von ihm zurückzuziehen. Der Angeschuldigte wies ihn heftig zurück und brach mit ihm alle Beziehungen ab, begann aber unmittelbar homosexuelle Betätigungen, die ihn in bedenkliche Umgebung brachten. Als er erkannte, daß er finanziell ausgebeutet und durch Erpressungen vernichtet werden sollte, riß er sich auch von diesen Kreisen los. Hatte er in der abgelaufenen Periode die Weiber grimmig gehaßt, so waren sie ihm jetzt als Genußmittel willkommen. Aber der Lebensekel ließ ihm keine Ruhe. Als gebrochener Mensch, fast aller sittlichen Kräfte verlustig, begehrte er meine Hilfe.

Der Donjuanismus hängt hier sicher mit der schwächlichen Erziehung zusammen. Der Vergnügungssucht wurde Vorschub geleistet, auf Sublimierung dagegen nicht gedrungen. So mußte die Sinnlichkeit überbetont werden. Dies erklärt aber nicht alles. Daß mit Vorliebe Freunde ihrer Geliebten beraubt werden, muß ich nach der Analogie anderer derartiger Fälle als eine Hand-

lungsweise betrachten, die eigentlich den Vater seiner Gattin berauben soll (Ödipusbindung). Wer diesen Erscheinungen nicht näher trat, könnte sich wundern, daß hinter den dirnenähnlichen Objekten eigentlich die Mutter stecken soll. Allein wir werden bald zeigen, daß gerade die streng moralische Mutter in liederliche Personen hineingesehen werden kann. Das andere Mutterbild, das sich der Heiligen annähert, war für einen zum bloßen Sinnengenuß erzogenen Jüngling ausgeschlossen.

Mit nicht geringem psychologischen Scharfblick hat Wedekind einen jugendlichen Don Juan geschildert. Es geschieht dies in der Novelle „Der Brandstifter von Egliswyl". Ein junger Bauernknecht verführt mit leichter Mühe alle Mägde seines Dorfes, stößt aber bei einer einzigen, die sich durch Charakterfestigkeit auszeichnet, auf Widerstand. Erst nachdem er sich mit ihr in aller Form verlobt hat, will sie ihm auch körperlich angehören. Er aber befindet sich zum ersten Male in seinem Leben im Zustand der Impotenz. Aus Wut geht er hin und zündet sein Dorf an[1]). Der Dichter schildert hier einen Mann, der offenbar inzestuös an die Mutter gebunden ist. Wäre er ein gemeiner Lüstling ohne moralische Kräfte, so wäre die Impotenz bei dem nach bäuerlichen Begriffen untadeligen Mädchen unbegreiflich. Sie erklärt sich aber leicht, wenn wir an die so oft direkt beobachtete inzestuöse Bindung an die Mutter denken.

Wenn wir unter einem Don Juan denjenigen verstehen, der nicht nur beliebige Liebes- oder Sexualobjekte, die sich ihm darbieten, seiner niedrigen Lust dienstbar macht, sondern auf den raschen Wechsel des Objektes besonderes Gewicht legt und diese Abwechslung als eine gewisse von der eigenen Natur auferlegte Notwendigkeit ansieht, so stoßen wir bei der großen Mehrheit der Don Juans auf eine unbewußte Sehnsucht nach der Mutter. Es gibt aber auch einzelne, die sich an einem braven Mädchen, das sie verschmähte, rächen möchten, indem sie möglichst viele schlechte gewinnen oder wackere Mädchen der Unsittlichkeit zuführen. Aber auch da vertritt das erste Objekt die Mutter.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Ist die Brandstiftung ein archaischer Sublimierungsversuch?" Internat. Ztschr. f. Psychoanalyse, III. Jahrg. (1915), S. 139—153.

Das weibliche Gegenstück des Don Juan ist schon wegen der dem Weib zugeteilten Rolle wahrscheinlich etwas seltener. Aber doch gibt es nicht wenig Frauen, die sich ein Vergnügen daraus machen, oder es als ihr unabwendbares Geschick betrachten, möglichst viele Männer zu Liebes- oder Sexualverhältnissen mit ihnen zu verleiten, um sie dann sofort oder nach einiger Zeit mit anderen zu vertauschen. Dabei scheinen manche fast wahllos jedes beliebige männliche Wesen, das ihnen in den Weg läuft, mit Behagen ködern zu wollen. Die meisten aber bevorzugen gewisse Typen, die zu ihrer Fixierung an Vater, Mutter, Geschwister oder sich selbst positive oder negative Beziehungen aufweisen.

Oft führt diese Begierde zur Prostitution, die zunächst mit Befriedigung getrieben wird. Die meisten Prostituierten sind moralisch schwachsinnig und ihr elendes Gewerbe ist ihnen selbst ekelhaft. Oft richten sie sich zugrunde, um sich an ihren Eltern (gelegentlich auch am Ehemann!) zu rächen.

Das folgende Beispiel betrifft eine 33jährige geschiedene Frau, die an der Grenze der Prostitution stand und sie dann und wann überschritt. Sie entstammte einer begüterten, kinderreichen Familie, in der viel Streit herrschte. Mehrere Geschwister gerieten auf Abwege. Ein Bruder soll bis zum Bordellhalter hinuntergesunken sein. Siebzehnjährig brannte sie mit einer Nackttänzerin durch und verlebte mit ihr einige Zeit in homosexueller Beziehung, während sie bisher von sexuellen Regungen an sich angeblich nichts verspürt hatte. Dann aber knüpfte sie auch mit Männern Verhältnisse an und kam bald in andere Umstände. Um der Schande zu entgehen, heiratete sie einen Kaufmann, der über hohe Einnahmen verfügte. Ihre Behauptung, daß er der Vater ihres Kindes sei, stieß bei ihren Bekannten auf starke Zweifel. Jedenfalls wurde das Kind niemals in die Familie aufgenommen.

Die Ehe nahm einen unglücklichen Verlauf. Die Frau, die höchst luxuriös auftrat, ruinierte ihren Mann und verführte ihn zu betrügerischen Machenschaften, die ihn ins Gefängnis brachten. Früher blühend aussehend, welkte er bald dahin, während seine Frau sich dem frivolsten Flirt ergab. Einzelheiten sind mir nicht bekannt. Doch ist es sicher, daß sie ein homosexuelles Verhältnis unterhielt und mit der Freundin zusammen einer Sekte beitrat,

die Vegetarismus und geschlechtliche Abstinenz auferlegte. Die Freundin versichert, sie habe in dieser Zeit Liebschaften mit Männern unterhalten, während sie selbst es in Abrede stellt.

Noch als Ehefrau lernte sie in einem Tanzkurs einen Mann kennen, der uns im folgenden Abschnitt einläßlich beschäftigen wird. Die beiden verliebten sich ineinander und vereinbarten, daß die Ehe der Frau geschieden werden solle. Ohne daß der Ehemann es verhindern konnte, pflogen sie intime Beziehungen. Dabei wußte die Frau den neuen Geliebten ebenso ins Unglück zu reißen, wie den Gatten, von dem sie bald geschieden wurde. Allerdings liegt die Schuld ebenso sehr auf seiner, wie auf ihrer Seite. Sein Geschäft verblutete an den unerhörten Forderungen der anspruchsvollen Person, worauf sie den verarmten Mann im Stiche ließ und mit anderen reichen Männern Verhältnisse anfing. Mittellos wohnte sie in einem der vornehmsten Gasthöfe und gewann sofort einen begüterten Partner, der eine Geschlechtskrankheit auf sie übertrug. Unterdessen fand der frühere Liebhaber im Ausland eine sehr einträgliche Stelle. Auf seine Bitten begab sie sich zu ihm und infizierte ihn ebenfalls. Als sich herausstellte, daß die Mittel für ihre luxuriösen Ansprüche nicht ausreichten, verließ sie ihn bald wieder und knüpfte neue Verhältnisse an. Der Liebhaber konnte es nicht ohne sie aushalten. Sobald sein neugegründetes Geschäft ein wenig aufblühte, nahm er das Weib, das ihn so schwer geschädigt hatte, in sein Haus auf. Und nun begann ein Treiben, das nur die Psychologie des Sadismus und Masochismus verständlich machen kann. Die Zänkereien wollten nicht aufhören. Um nach außen zu glänzen, verlangte das Weib, daß der Liebhaber ihren Juwelenschmuck auslöse, obwohl (oder besser gesagt: weil) sie einsah, daß das schwache Unternehmen des Mannes diesen Aderlaß nicht ertragen konnte. Als er Widerstand leistete, zerkratzte sie ihm das Gesicht, so daß er bedenklich aussah. Alle möglichen Gegenstände warf sie ihm ins Gesicht; Tassen, Vasen zerschlug sie in der Wut. Als ein Freund des Gequälten ihr deshalb Vorstellungen machte, fuhr sie auch ihm an den Hals und schnitt sich in die Pulsadern, so daß sie ohne ärztliche Hilfe verblutet wäre. Ihr Liebhaber fürchtete sich so sehr vor ihr, teils wegen seines eigenen, teils wegen ihres Lebens. Aber immer

kam es sofort wieder zu äußerlichen Versöhnungen. Vier Tage, nachdem ihm das Gesicht übel zerkratzt worden war, äußerte er: „Jetzt geht es glänzend; wenn es so bliebe, wäre ich der glücklichste Mensch.“ Ihrem Wunsche, eine Peitsche anzuschaffen, um sie damit zu schlagen, leistete er keine Folge. Da schaffte sie sich selbst eine an und trieb mit einer ebenfalls perversen Bekannten Flagellismus. Eines Tages berichtete sie entzückt, die Peitsche sei schon ganz schlimm zugerichtet. Aber immer noch hoffte der Liebhaber, sie werde ihre Fehler ablegen und eine tüchtige Ehefrau für ihn abgeben. Erst infolge der Analyse kam es zum endgültigen Bruch. Ich konnte den willensschwachen und moralisch ungefestigten Mann, der sich selbst für pathologisch ansah, so weit stärken, daß er die Hilfe eines Rechtsanwaltes anrief, um die Entfernung der liederlichen Person, die tagsüber in eleganten Konditoreien auf die Männerjagd ging, durchzusetzen. Nach Erlegung einer für seine Verhältnisse bedeutenden Summe wurde er ihrer ledig. Der merkwürdige Brief, in welcher er nach fünf Wochen erklärte, die Geliebte dennoch heiraten zu wollen, wird uns später beschäftigen.

Leider sah ich die Frau, von der die Rede ist, nur selten. Was ich mitteilte, vernahm ich zum großen Teil aus dem Munde ihres Liebhabers und Opfers. Ich kann daher nicht für die Richtigkeit aller Einzelheiten einstehen. Doch dürfte das Bild im großen und ganzen zutreffend sein. Wenigstens schließe ich dies aus einzelnen Stichproben, die ich anstellen konnte. Auch hätten die Einzelheiten, die im folgenden berichtet werden, nicht erfunden werden können. Genau untersuchte ich daher den Freund der bedauernswerten Entgleisten und vernahm durch ihn eine Anzahl von Träumen, die auf den Zustand ihres Unbewußten schließen lassen.

Einige bezeugen starke Eingenommenheit für ihre Figur. Mehrere Jahre, und zwar monatelang, allnächtlich, kehrte wieder die Schlafphantasie: „*Mein Vater zwingt mich, mit Affen, Hunden und allen möglichen anderen Tieren zu verkehren.*“ Einfälle waren nicht erhältlich. Doch scheint eine Deutung nicht unmöglich: Die Tochter stellte ihr Leben auf Haß gegen den Vater ein. Insofern zwingt sie der Vater (besser: das Vaterbild), sich minderwertigen Menschen vom Schlage des verkommenen Bruders hin-

zugeben. Man erkennt aber auch, daß dieses Treiben ihren eigenen niedrigen Wünschen entspricht.

Einmal träumt sie: *„Mein Bruder hat mich, wie ich betrunken war, vergewaltigt."* Dieser Bruder warf sie nach ihrer Versicherung als 9—10jähriges Kind zu Boden und hielt ihr die Kehle zu. Da er aber einige Jahre jünger als sie ist, drückt diese Phantasie lediglich einen unbewußten Wunsch aus.

Einige Zeit verfolgte sie, während sie ihr Konkubinat unterhielt, die Angstvorstellung, dem Bruder passiere etwas, er ermorde jemand mit einem Messer. Die Angst darauf läßt schließen, daß sie sich selbst bedroht phantasiert. Was die Symbolik des Messers und des Todes bedeuten, ist dem Kenner der Traumpsychologie leicht ersichtlich: Der Inzestwunsch herrscht vor.

Häufig trat ein Angsttraum auf: Es erscheint ein bleiches Gesicht, dazu Messer und Blut. Einfälle erhielt ich nicht.

Daß eine starke Bindung an den Bruder bestand, ergibt sich aus folgender Einzelheit: Es bereitete der Masochistin ein besonderes Vergnügen, am Rücken gekratzt zu werden, bis sie blutig war. Diese Lusterzeugung will sie als Kind im Bette von ihrem Bruder erlernt haben. Aber auch die Mutter habe beim Waschen frottiert, bis die Haut durchgerieben war, was angenehmen Kitzel hervorrief.

So kann die gesunkene Frau Liebe und aktive oder passive Grausamkeit nicht voneinander trennen. Und diese Quälsucht erstreckt sich nicht nur auf den Körper, sondern auch auf die wirtschaftliche und besonders die moralische Existenz. Darum sucht sie so viele Männer in ihre Netze zu ziehen, sie geschlechtskrank zu machen, ihrer ökonomischen Existenz zu berauben und so lange an sich zu ketten, bis nichts mehr an ihnen zu verderben ist. Dann bleibt ihr nur noch ein Vergnügen übrig: das des geräuschvollen, mit einer besonders ausgiebigen Ausbeutung verbundenen Abschiedes.

Daß alle geistigen Interessen bei einem so verdorbenen Menschen versickert waren, wird niemand wundern. Das Leben bot außer einer Kette von Betäubungen nur Jammer und Elend.

Und hierin decken sich Don Juanismus und Dirnentum.

Über den Weiblichkeitskomplex des Mannes

Von

Felix Boehm

Aus der von Sigm. Freud herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse". — (Jährlich 4 Hefte in Großoktavformat, im Gesamtumfang von etwa 600 Seiten. Jahresabonnement Mark 28·—.)

Schon in der 1915 erschienenen dritten Auflage der „Drei Abhandlungen" sagt Freud in einer Anmerkung:[1] „Diese (d. h. die Beobachtung) ergibt für den Menschen, daß weder im psychologischen[2] noch im biologischen Sinne eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gefunden wird. Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechs und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf, sowohl insofern diese psychischen[2] Charakterzüge von den biologischen abhängen, als auch insoweit sie unabhängig von ihnen sind."

In seiner Arbeit: „Das Ich und das Es"[3] sagt er: „Man gewinnt nämlich den Eindruck, daß der einfache Ödipuskomplex überhaupt nicht das häufigste ist, sondern einer Vereinfachung oder Schematisierung entspricht, die allerdings oft genug praktisch gerechtfertigt bleibt. Eingehendere Untersuchung deckt zumeist den vollständigeren Ödipuskomplex auf, der ein zweifacher ist, ein positiver und negativer, abhängig von der ursprünglichen Bisexualität des Kindes, d. h. der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter. Dieses Eingreifen der Bisexuali-

---

1) Ges. Schriften, Bd. V, S. 95.

2) Von mir gesperrt.

3) Ges. Schriften, Bd. VI, S. 377.

tät macht es so schwer, die Verhältnisse der primitiven Objektwahlen und Identifizierungen zu durchschauen, und noch schwieriger, sie faßlich zu beschreiben. Es könnte auch sein, daß die im Elternverhältnis konstatierte Ambivalenz durchaus auf die Bisexualität zu beziehen wäre."[4]

Die große Bedeutung dieser Aufstellungen Freuds ist m. E. bisher in der analytischen Literatur nicht genügend gewürdigt worden. Ich will deshalb versuchen, das Augenmerk auf verschiedene Tatsachen zu lenken, deren Kenntnis für die Durchführung der Analyse eines Mannes wichtig ist. Auch meine Erfahrungen haben mich immer wieder gelehrt, daß Knaben in der negativen Ödipuseinstellung ihre Mutter nicht bloß hassen, sondern auch auf deren Rolle beim Vater neidisch und eifersüchtig sind. Der Neid auf Mädchen und Frauen, deren Bevorzugung im Leben und in der Familie in vielen Beziehungen, besonders durch den Vater, wird vielen Knaben und Jünglingen bewußt, ebenso der daraus entstehende Wunsch, sich zu rächen; der Haß auf einen langen, starken Zopf ist in früheren Jahren vielen Knaben bewußt geworden. Ebenso sind Männer in jedem Fall, in welchem sich bei ihnen latente oder manifeste homosexuelle Regungen geltend machen, auf eine Rivalin eifersüchtig; es stellt sich immer Haß, Neid und Eifersucht auf die Frauen ein, welche den von den Männern begehrten männlichen Liebesobjekten nahestehen. Sehr gut beobachten kann man die Regungen der Eifersucht auf eine Frau bei einem Manne, dessen guter Freund soeben geheiratet hat; sicher sind diese Regungen gegen die Frau in jeder Analyse eines Mannes aufzudecken.

Für diese Eifersucht ein Beispiel aus meiner Praxis: Bei einem Patienten ist ein Stück latenter Homosexualität bewußt gemacht worden, wobei auffallend starke Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle aufgetreten sind; er berichtet von einer homosexuellen

---

4) An anderer Stelle („Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes", Ges. Schriften, Bd. XI, S. 10) sagt Freud: „Eine Erschwerung des Verständnisses ergibt sich aus der Komplikation, daß der Ödipuskomplex selbst beim Knaben doppelsinnig angelegt ist, aktiv und passiv, der bisexuellen Anlage entsprechend. Der Knabe will auch als Liebesobjekt des Vaters die Mutter ersetzen, was wir als feminine Einstellung bezeichnen."

Periode seines Lebens im Alter von ungefähr neun bis elf Jahren: „Kriegsschiffe besuchten den Hafen meiner Heimatstadt; ich faßte eine schwärmerische Zuneigung zu den Matrosen, insbesondere zu einem, mit welchem ich noch längere Zeit korrespondierte; die Matrosen luden Damen aus unserer Stadt zu Festlichkeiten auf ihre Kriegsschiffe; ich war eifersüchtig auf die Damen, weil sie in Beziehungen zu den Matrosen treten durften; ich erinnere mich ganz deutlich des Gefühles des Neides und der Eifersucht auf die Mädchen." — Ich teile gleich weitere Einzelheiten aus der Analyse dieses Mannes mit: Er hatte in seiner Ausbildung und in seinem Beruf als Arzt allen an ihn gestellten Anforderungen durchaus genügt, aber an gelegentlichen Potenzstörungen gelitten. Er sagt: „In meinen Leistungen zeigt sich eine große Variabilität; eine Schlaffheit und Passivität wechselt mit einer Fähigkeit, mich aufzuraffen und viel zu leisten; bedeutend mehr, als jemand erwarten konnte. Ich erscheine häufig zimperlich, imponiere aber plötzlich durch eine unerwartete Männlichkeit. Es gefällt mir, in meinem Verhalten Kollegen gegenüber längere Zeit hindurch unintelligent zu erscheinen, um sie dann durch eine gänzlich unerwartete geistige Leistung zu überraschen." Ich sage: Wie eine Frau längere Zeit einen unsichtbaren Embryo in sich trägt und die Umwelt durch das plötzliche Erscheinen eines laut schreienden Kindes überrascht.

Patient zeigt erhebliche Widerstände gegen die Aufdeckung des Wunsches, einen großen Helden oder den Heiland der Welt zu erzeugen. Statt dessen treten feminine Tendenzen zutage: „Nach einer Operation fand bei einem Kollegen im Krankenhause eine kleine Gesellschaft statt. Ich war noch im weißen Mantel mit weiten, offenen Ärmeln und überlegte, ob ich Gummibänder über dieselben ziehen sollte, und dachte: Nein, das tue ich nicht; ich habe feminine Arme, das könnte pikant wirken; Mädchen könnten froh sein, wenn sie solche Arme hätten; ich ging dann in weiten, offenen Ärmeln in die Gesellschaft der Kollegen. Das Rauchen wirkte wie eine Mischung von Maskulinität und Femininität; zugleich fiel mir ein, daß ich wie ein Pascha wirke. Ich dachte *an eine Mischung von Femininität und Paschaismus* bei mir." — „Ich habe kleine, feminine Hände, auf die ich stolz bin."

„Gestern hatte ich Schmerzen in einem Oberschenkel und in der Glutäalregion; ich konnte mich von meiner leichten, kurzen Sommer-Unterwäsche noch nicht trennen und habe mich wahrscheinlich dabei erkältet; sie sah so kokett aus, erinnerte mich an die zarte Unterwäsche von Frauen." — „Heute nacht habe ich geträumt: *‚In meinem Zimmer sah ich in einem Spiegel nur meinen Kopf; ich hatte eine weibliche Kopfbedeckung auf, etwa einen Hut oder eher ein Kopftuch, wie es die alten Frauen bei uns zu Hause tragen; ich hatte ein rundes, hübsches Gesicht und gefiel mir gut; ich hatte dunkle Haare, aber kein so leidenschaftliches Gesicht wie meine Großmutter. Das Bild im Spiegel lächelte.'* " — „Dazu fällt mir ein: Man sagt, daß ich meiner Mutter so ähnlich sähe; eine Tochter und die Frau eines Vorgesetzten meines Vaters sehen dem Spiegelbild ähnlich." — „Im Alter von neun Jahren habe ich meinen Penis an den Knien meiner vor mir sitzenden, etwa zwanzigjährigen Stiefschwester gerieben. Als ich in späteren Jahren etwas über Onanie las, erinnerte ich mich an diese Szene und bekam starke Schuldgefühle." — Ich weise Patient auf den Zusammenhang zwischen den sicher schon damals aufgetretenen Schuldgefühlen und seiner femininen Haltung den Matrosen gegenüber in demselben Alter hin. Patient erzählt dazu eine „ganz neue" Erinnerung: „Schon beim ersten Besuch der Stiefschwester im Hause meiner Eltern ein Jahr früher war ich in das damals neunzehnjährige Mädchen ausgesprochen verliebt. — Schon damals habe ich die Verliebtheit meines Vaters in das Mädchen bemerkt; ich glaube auch bemerkt zu haben, daß er sie küßte. — Es wäre mir daher sehr peinlich gewesen, wenn mein Vater im Jahre darauf erfahren hätte, daß ich mich an den Knien meiner Stiefschwester gerieben habe. — Bei dem ersten Besuch meiner Stiefschwester schenkte mein Vater ihr ein Paar neue, durchaus moderne und komplette Schneeschuhe, während ich nur ein Paar alte, schlechte besaß. Ich empfand einen starken Neid gegen meine Stiefschwester und verstand nicht, warum sie von meinem Vater bevorzugt wurde." Die Besuche seiner Stiefschwester riefen sowohl feminine als auch maskuline Tendenzen hervor. Der folgende Traum lautet: *„Ich sehe eine rasierte Stelle, dort, wo gewöhnlich Haare sind, und den Ansatz eines weiblichen Genitales."* Seine Einfälle lauten: „Wenn

ein Mann frisch rasiert ist, sagt man von ihm, er sieht aus wie ein Ferkel oder wie ein Kinderpopo; vor einer Operation am Unterleib werden Frauen in der Genitalzone rasiert. — In den ersten Monaten meiner Analyse habe ich mir bewußt die größte Mühe gegeben, dieselbe zu fördern; seit längerer Zeit verhalte ich mich in der Analyse wie eine Frau, welche ein Kind in sich wachsen fühlt." — „Zum Traum fällt mir noch ein: Vielleicht habe ich auch eine leise Empfindung gehabt, die rasierte Stelle sei ein Stück meines eigenen Körpers." Patient klagt über ein neu aufgetretenes Symptom: ein krampfartiges Sichzusammenziehen der Magen- und Darmwände. Einfälle dazu: „Mit acht Jahren war ich in dem Sommer, in welchem mich ein älterer Junge sexuell aufgeklärt hat, an einem Seeufer; dort waren Pfützen, in welchen kleine, etwa zwei Zentimeter lange Fische schwammen. — Gestern haben Sie mein Verhalten mit dem einer schwangeren Frau verglichen; heute klagte meine Geliebte über Kopfschmerzen; ich fragte sie, ob sie auch an Übelkeit leide. Sie sagte: Nein, das kommt später. Jetzt habe ich auch leichte Kopfschmerzen." — „Es ist richtig, daß die kleinen Fische, von denen ich sprach, gestaltmäßig an Spermatozoen erinnern." Mit anderen Worten: Die krampfartigen Zusammenziehungen des Magens bedeuten Schwangerschaftssymptome, bzw. Wehen. Ich deute Patient seine Träume und Einfälle so, daß sich bei ihm hinter einer zur Schau getragenen Männlichkeit ausgesprochen feminine Tendenzen verbergen.

Ein anderer, etwa dreißigjähriger Patient, welcher wegen seiner Potenzschwäche und einer häufig auftretenden Ejaculatio praecox in meine Behandlung gekommen war, hatte sich überall recht erfolgreich im Leben durchgesetzt, machte also auf niemand den Eindruck eines Kranken; von einer besonderen Passivität konnte keine Rede sein, nur im Liebesleben hatte er noch nie eine Frau für sich errungen. Er brachte spontan folgende Einfälle: „Als Knabe und wohl auch noch als Jüngling habe ich in der Wanne meine Genitalien zwischen den Beinen eingeklemmt, meine Oberarme zusammengedrückt, auf diese Weise einen Busen vorgetäuscht und mir dabei gedacht: Wenn jetzt jemand hereinkommt, kann er nicht wissen, ob er einen Mann oder eine Frau vor sich hat." — „Als Kind habe ich oft versucht, meine Hoden in den Körper hineinzudrücken,

so daß sie weg waren; das war ein übliches Spiel." — „Ebenso habe ich verschiedentlich versucht, den Penis bis zum Nabel hochzuziehen". (D. h. er hat versucht, sich selbst zu koitieren.) „Schlangenmenschen habe ich beneidet, weil sie mit ihrem Gesicht bis zu ihrem eigenen Genitale kommen können." — „Wenn ich keine Erektionen bekomme, habe ich das Gefühl, das Kreuz nach oben durchbiegen zu müssen" (er macht eine Koitusbewegung wie eine Frau); „das ist doch eine feminine Bewegung." — „In einem früheren Traum *stieß mir meine Großmutter einen Dolch ins Herz. Das Blut floß in Strömen, ich schrie so laut, daß ich davon wach wurde.* — Sie haben mir doch einmal gesagt, daß dies ein typischer Frauentraum sei." — „Mein erster Koitus mit einer jungen Dame gelang nicht, weil ich meine Beine auseinander tat, d. h., mich wie eine Frau im Koitus verhielt."

Ich schalte hier zwei Bemerkungen ein: Versuche, die Hoden zwischen den Oberschenkeln zu verstecken, sie in den Unterleib hineinzudrücken, die Thoraxmuskulatur zusammenzudrücken, um Mammae vorzutäuschen, ebenso die Versuche, mit dem Penis in den eigenen Mund oder Nabel zu kommen, d. h. sich selbst zu koitieren, kommen bei Knaben so häufig vor, daß ich keine Analyse eines Mannes kenne, in der mir nicht von solchen oder ähnlichen Versuchen im Knabenalter berichtet worden ist; sie sind aber auch bei Männern nicht selten.[5] — Ein — allerdings manifest homosexueller Mann — berichtete mir, daß er bei seinen verschiedenen Koitusversuchen nur unter größten Schwierigkeiten den introitus vaginae finden konnte, weil er immer die Beine auseinanderspreizen mußte, „weil ich so eine Erregbarkeit der Innenseite meiner Oberschenkel habe".

Ich bringe jetzt einige Einzelheiten aus der Analyse eines jungen Mannes, dessen hervorstechendstes Symptom außer einer völligen Unfähigkeit, sich einer begehrten Frau zu nähern (er hatte bis zum Beginn der Behandlung nur Umgang mit Dirnen gehabt), seine starke Unentschlossenheit war; immerhin war er äußerlich im Leben soweit vorwärts gekommen, daß der Laie ihn nicht für krank gehalten hätte. Wir hatten einmal das Thema Gold = Kot erörtert;

---

5) Vergl. die 1899 erschienene Arbeit von P. Näcke über Narzißmus.

am nächsten Tage brachte er folgenden Traum: *„Links vorne war mir ein Zahn ausgefallen; vom Zahn nebenbei eine goldene Ecke; ich hatte beides verschluckt.“* Seine Einfälle lauteten: „Geiz des Stiefvaters mir gegenüber; mein eigener Geiz; ich bin zu geizig, Betriebskapital anzulegen; ich verbiete mir die notwendigsten Anschaffungen und gönne meinem Prinzipal auch nichts. Denken Sie an meinen Dämmerzustand vor der Analyse: ich sollte Geschäfte machen, lief aber statt dessen die ganze Nacht in der Stadt umher, um ein Klosett zu suchen, d. h. ich wollte meinen Kot nicht loswerden. — Ich onaniere lieber, anstatt zu koitieren.“ — Ich sage: In der Onanie sind Sie Mann und Frau zugleich. Im Traume schlucken Sie Samen (den weißen Zahn) und Kot (das Gold des Zahnes) hinunter; befruchten sich auf diese Weise selber. — Darauf kamen sofort folgende Einfälle: „Mit ungefähr fünf bis sieben Jahren habe ich wiederholt meine Knabenspielzeuge gegen Puppen eingetauscht und viel mit ihnen gespielt. — Mit vier bis sechs Jahren sah ich bei einer Tante ein sehr schönes seidenes Kleid und wollte versuchen, ein Stück für mich herauszuschneiden. — Mit acht bis neun Jahren habe ich versucht zu stricken, wie meine Mutter es tat; mit zehn Jahren eine Tante beim Häkeln beobachtet und es auch versucht, was mir ziemlich gut gelungen ist. Schriften für Backfische habe ich mit ungefähr zehn Jahren eifrigst gelesen. Hosen mit einer Hosenklappe wie bei früheren Frauenhosen habe ich sehr gern getragen, so daß ich im Hocken urinieren mußte, — was mir angenehm war. — In einem Heilbad habe ich zuerst im Frauenbad Bäder bekommen; als ich älter war, mußte ich mit meinem Vater zusammen im Männerbad baden. Ich habe mich sehr nach dem Frauenbad zurückgesehnt und bedauert, groß zu werden.“

„Am Telephon werde ich häufig ‚Fräulein‘ angeredet, weil ich plötzlich mit hoher Stimme spreche.“ — „Ich möchte von Ihnen ernährt werden, d. h. ich möchte von Ihnen genährt werden, wie von meiner Mutter.“ — „In der ‚Frau als Hausärztin‘ habe ich gelesen, daß viele Männer ihre Frauen dauernd mit sexuellen Wünschen quälen; in Gedanken habe ich sehr auf diese Männer geschimpft und die Frauen bedauert. Auch bedauert, daß ich ein Knabe war und ein Mann werden sollte. — Wäre ich ein Mädchen

gewesen, so hätte mein Vater mich nicht geschlagen, weil ich meine Mutter haben wollte. — In meiner Jugend habe ich von einem Indianeraufstand gelesen; die Indianer spießten alle Knaben auf, ließen die Mädchen leben: ich wäre gerne ein Mädchen gewesen."

„Mein Penis sollte abfaulen, hatte meine Mutter mir wegen meiner Onanie gedroht; die Mädchen hingegen haben einen Schlitz, da kann ja nichts abfaulen. Wenn ich erregt war, konnte man die Erektion bei mir sehen; eine Erregung der Mädchen aber konnte nicht bemerkt werden. — Ich verlor bei der Onanie Samen, Mädchen können keinen Samen verlieren."

Ich schalte hier gleich eine Mitteilung eines anderen Patienten ein: „Wenn ich als Knabe weinte, wurde mir gesagt, Knaben dürfen nicht weinen; ich müsse später auch Soldat werden, wie mein Onkel, und ein Soldat weine selbst dann nicht, wenn ihm der Kopf abgeschlagen werde. Dabei habe ich mir gedacht: Dann will ich lieber kein Knabe sein und kein Soldat werden; warum muß ich überhaupt ein Knabe sein?!" — Ein anderer Patient bespricht eine häufig bei ihm aufgetretene, ihn beunruhigende Frage: „Wie könnte ich in verschiedenen Situationen, z. B. auf Kostümfesten, eine Erektion verbergen?"

Trotzdem die Analyse in den eben skizzierten drei Fällen mühelos eine Reihe femininer Züge aufgedeckt hat, handelt es sich hier keineswegs um Vertreter des von Ferenczi[6] beschriebenen Typus der sog. „Subjekthomoerotiker", sondern um Männer, deren gemeinsamer Zug eine Potenzschwäche ist. Aber vielleicht ist das kein Zufall.

Ich will nun einige im Leben und in den Analysen häufig zu beobachtende Vorgänge schildern.

Anläßlich eines Todesfalles wurde der ältesten Schwester einer Familie und anderen Familienmitgliedern in einem gemeinsamen Schreiben kondoliert, dem jüngeren Bruder aber nicht besonders. Alle Angehörigen fanden dies ganz in Ordnung, weil zwingende Gründe ein direktes Schreiben an ihn ausschlossen; der Bruder jedoch fühlte seine Schwester ungerechtfertigterweise bevorzugt und war wütend; es war ein Mann, der in seinem ganzen Leben

6) „Zur Nosologie der männlichen Homosexualität (Homoerotik)". Int. Zeitschrift f. PsA., Bd. II, 1914, S. 135. (S. auch in „Bausteine der Psychoanalyse", Int. PsA. Verlag.)

eine betonte Männlichkeit zu zeigen und die Frauen immer zu unterdrücken versucht hatte.

Eine Patientin, welche in ihrem Leben nie zu einem vollen sexuellen Genuß gekommen war, nur ihre Klitoris als Sexualorgan kennengelernt hatte, in deren Analyse sich ein ausgeprägter Penisneid gezeigt hatte, konnte nicht oft genug auf die Männer schimpfen, besonders auf ausgesprochen männliche Typen; wie die Analyse ergab, deswegen, weil ihr der Wunsch, selbst ein Mann zu sein, versagt worden war. Umgekehrt entspricht m. E. das Schimpfen der Männer auf Frauen häufig dem Ärger, daß ihnen die Möglichkeit genommen ist, auch Frau zu sein. Der oben erwähnte Patient, welcher den introitus vaginae nie finden konnte, weil er selbst im Koitus die Beine spreizen mußte, konnte in der Analyse die Worte „Frau" oder „Mädchen" nie aussprechen, sondern benutzte statt derselben haßerfüllt eine derbe volkstümliche Bezeichnung für die Vagina.

Knaben pflegen in einem Alter, in dem ihnen der Sexualverkehr noch nicht möglich ist, offenbar unter dem Druck ihres Sexualdranges den Verkehr in obszönen Zeichnungen darzustellen. Häufig zeichnen Knaben ein weibliches Genitale, offenbar, weil sie eins zum Verkehr haben möchten:[7] oder — mehr narzißtisch — an ihrem eigenen Körper. Diese letztere Idee wirkt befremdend, weil wir zu sehr gewohnt sind, die Vagina nur als das Genitale des Weibes anzusehen. Für die verwandte Darstellung einer Kloake ist dies aber beinahe eine Selbstverständlichkeit; die beiden entgegengesetzten Gedankenreihen: ein Mann fällt in eine Kloake und er hat eine solche am eigenen Körper, um große Massen zu entleeren (ich erinnere an die Wasserspeier am Freiburger Münster und anderen Domen), muten durchaus nicht befremdend an.

Viele Männer spielen beim Auskleiden mit den Fingern zwischen ihren Zehen und berichten in der Analyse von dieser Angewohnheit mit starken Schuldgefühlen. — Das ist m. E. eine Art Onanie, ebenso wie das Daumenlutschen, Nasen- und Ohrenbohren. Bei

---

7) Ähnlich werden neuerdings in den Wandzeichnungen, welche in den südfranzösischen Höhlen gefunden worden sind, die sogenannten „tektiformen" Gebilde auf den Körpern der Jagdtiere als Tierfallen gedeutet, die den Wunsch ausdrücken: Möchten diese Tiere in unseren Fallen sein!

Knaben ersetzten Zehenzwischenräume, Mund, Nase, Ohren und der Nabel das weibliche Genitale. Manche Knaben kratzen ihre Nasenschleimhäute blutig, d. h. sie schaffen sich künstlich eine Wunde am eigenen Körper (ich erinnere daran, daß die Vagina für das Unbewußte eine blutende Wunde ist.) Ein etwa dreißigjähriger Patient sagte einmal zu mir: „Es ärgert mich, daß die Frau zwei Öffnungen am Unterleib, der Mann aber nur eine hat; darauf bin ich neidisch." Bekanntlich übernimmt häufig der After bei Männern die Rolle einer Vagina. Van Ophuijsen sagt in seinen „Beiträgen zum Männlichkeitskomplex der Frau":[8] „Es bestehen dann auch Phantasien von einem autoerotischen Koitus, wobei das Rektum die Vagina, der Kot den Penis ersetzen"; dasselbe gilt auch für Männer, aber nicht nur in ihren Phantasien, sondern auch in ihrem Verhalten; wir alle wissen, wie obstipierte Männer ihren Kot als Penis, ihr Rektum als Vagina in der analen Onanie benutzen. Bei manchen obstipierten Männern findet während der Kotentleerung ein Samenerguß (nicht bloß ein Erguß von Prostatasekret) statt.

Wir empfinden es als ein Zeichen besonderer Männlichkeit, wenn ein Mann eine große, schwere Zigarre raucht, und sind gewohnt, die Zigarre als Symbol des Penis anzusprechen; wir vergessen dabei aber, daß auch der Raucher sich die Zigarre immer wieder in den Mund steckt und dabei seinen Mund als aufnehmendes erogenes Organ verwendet. Freud führt ein starkes Rauchbedürfnis auf ein lustbetontes Saugen des Kindes an der Mutterbrust zurück.

Vielleicht hat bei der so überaus häufigen Affektentladung der Männer, wenn sie sich vergeblich abquälen, den Kragenknopf durch die Knopflöcher des Hemdes und des Kragens zu pressen, die passive Rolle der Knopflöcher eine gewisse Bedeutung.

Ein Patient berichtet mir: „Mein Vater hat sich als jüngerer Mann täglich mit einem kleinen Hornlöffel die Ohren gereinigt; als er älter wurde und meine Mutter keine Kinder mehr bekommen wollte, begann er zu trinken, wie viele Männer, deren Sexualverkehr bei ihren Frauen auf Schwierigkeiten stößt. Im Greisenalter hat er sich daran gewöhnt, seine Ohren jeden Tag auszuspülen." (D. h. er hatte seine Ohren zur erogenen Zone ausgebildet).

8) Int. Zeitschrift f. PsA. Bd. IV, 1916/17, S. 249.

In Phantasien von Trinkern spielt der Mund die Rolle einer Vagina; das Trinken ist häufig ein Ersatz für das Gestilltwerden, d. h. für eine hauptsächlich passive Betätigung; der Trinker kann sich auch in Phantasien mit der Frau identifizieren, der in den Mund uriniert wird. In diesem Zusammenhange scheint es mir von besonderer Bedeutung zu sein, wie oft Männer, denen der Sexualgenuß versagt wird, zu Trinkern werden, d. h. anfangen, sich feminin zu betätigen. Wir erinnern uns der eindrucksvollen Schilderung, welche Freud uns in seinen „Drei Abhandlungen"[9] über das Ludeln (Wonnesaugen) der Säuglinge gegeben hat; er spricht von einer Art von Orgasmus nach dem Stillakt.[10] Wir gehen nicht fehl, wenn wir behaupten, ein gestillter Knabe liege selig da wie eine Frau nach dem Koitus. Beim Akt des Gestilltwerdens verhält sich der Knabe insofern passiv-weiblich, als er empfängt und die penisähnliche Brustwarze ihm in ein Empfangsorgan, in den Mund, hineingepreßt wird. Daß Knaben dabei kräftig mit den Kiefern zubeißen und auch häufig an der Brustwarze Wunden erzeugen, d. h. daß beim Gestilltwerden die oralkannibalistische Entwicklungstufe eine Rolle spielt, ist uns bekannt, aber andererseits hat das Gestilltwerden doch große Ähnlichkeit mit einem in den Mund ausgeführten Koitus.

In einer gründlich durchgeführten Analyse eines Potators konnte ich mich davon überzeugen, daß das Trinken für ihn eine feminine Betätigung war, welche regelmäßig nach einem unbefriedigenden Verkehr mit seiner verheirateten Geliebten auftreten mußte. Es scheint mir nun kein Zufall zu sein, daß gerade dieser Patient, welcher, nebenbei bemerkt, während des ganzen Krieges seine Kompagnie als Offizier ruhig und sicher geführt hatte, eine ungewöhnliche Menge femininer Empfindungen aufwies, von denen ich einige in zwangsloser Anordnung anführe: „Ich bin ein Weib, ein angesehener Vorgesetzter von mir liegt über mir; wie würde er sich wohl dabei gerieren?" — „Gestern habe ich beim Baden in der

9) Ges. Schriften, Bd. V, S. 54ff.

10) Vergl. Radós Ausführungen über den „Alimentären Orgasmus" in seiner Arbeit „Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte"; Int. Zeitschrift f. PsA., Bd. XII, 1926, S. 552.

Wanne eine Bewegung gemacht, eine durchaus weibliche Koitusbewegung." — „Neulich habe ich im Bett versucht, mich in die Empfindungen meiner Freundin beim Verkehr zu versetzen, und dabei hübsche Drehbewegungen (er meint sexuelle) gemacht." — „Ich spüre gelegentlich in meinem Unterleib ein unangenehmes Gefühl und kann dasselbe auch selbst hervorrufen." — „Heute habe ich einen Bericht über eine Hämorrhoidenoperation angehört und dabei ein Angstgefühl, eine Empfindung gehabt, wie wenn man mir selber im After weh getan hätte, und verspürte einen Krampf." — „Ich hörte gestern, wie eine Frau von einer ganz schweren Geburt erzählte, und empfand sofort die geschilderten Sensationen im eigenen Unterleib." — „Ich habe plötzlich die Empfindung, wenn ich meine Beine hochschlagen würde, könnte ein weibliches Genitale zum Vorschein kommen." — „Ich hatte heute nacht deutlich ein körperliches Gefühl, als Frau koitiert zu werden, und zwar zwischen After und Genitalien." — Dieser Patient lag in den ersten anderthalb Jahren seiner Analyse fast immer mit gespreizten Beinen da, trotzdem ich ihn wiederholt auf dieses Symptom aufmerksam machte. — Ich möchte gleich bemerken, daß sich viele männliche Patienten in Phantasien ausmalen können, wie angenehm es sein könnte, eine Frau zu sein und als solche koitiert zu werden — auch wenn die femininen Tendenzen in ihrem Leben keine besondere Rolle spielen.

Der eben erwähnte Patient berichtete mir, daß seine Dammregion stark erregbar, seine Glans aber gänzlich unempfindlich sei. Im Laufe der Analyse verpflanzte sich die Erregbarkeit allmählich immer mehr nach vorne auf das Skrotum, schließlich auf die Glans.[11] Diese Erscheinung ist auch im Liebesleben erfahrenen Frauen bekannt: wenn sie bei einem wenig potenten Mann eine Erektion erzielen wollen, reizen sie nicht den Penis, sondern die Dammregion, das Skrotum oder die Innenseiten der Oberschenkel. Nun scheint mir bei kleinen Knaben die Dammregion ganz allgemein eine erogene Zone zu sein; die lustbetonte Erregung am Damm beim „Hopa-Hopa-Reiter"-Spiel wird von vielen Männern erinnert; eine Erregung, welche auf das Skrotum übergreifen kann,

11) Vergl. Abrahams Ausführungen über dieses Thema in seiner Arbeit über „Ejaculatio praecox"; Int. Zeitschrift f. PsA, Bd. IV, 1916, S. 175.

aber nur in seltenen Fällen zur Erektion führt.[12] Die Verhältnisse liegen hier ganz ähnlich wie bei einer Frau: in der Kindheit und bei der neurotischen Frau ist nur das Penisrudiment, die Klitoris, der Träger der Erregung; die Vagina als Sexualorgan ist noch nicht entdeckt; beim Knaben und neurotischen Mann ist zuerst die Region, welche entwicklungsgeschichtlich dem introitus vaginae und seiner Umgebung beim Weibe entspricht, einer höheren Erregung fähig; die Erregbarkeit des Penis, besonders der Glans, bildet sich erst allmählich heraus. Ein neurotischer Patient berichtete mir, daß er im Koitus ein Gefühl der Spannung, ein krampfhaftes Sichzusammenziehen in der ganzen Ausdehnung des Dammes, vom Skrotum bis zum After, spüre, wodurch seiner Meinung nach eine Ejakulation verhindert werde.

Infolge der Verdrängung der Wünsche, eine Frau zu sein, entsteht die Abneigung mancher Männer gegen alles Weibliche. So verabscheut der eine ein breites Becken, ein kräftiges Gesäß oder schlaffe Brüste, weil das weibliche Attribute sind. Hinter dem Haß gegen weibliche Eigenheiten der Frauen steckt der Wunsch, selber diese Eigenheiten zu haben; dahinter auch ein Neid auf den vermeintlich größeren Penis der Frauen.[13] Die hängende Brust der Frau hat im Unbewußten der Männer die Bedeutung eines größeren weiblichen Penis. So ist die Herabsetzung der Frau ebenfalls dem Neid entsprungen; so sagt ein Patient: „An den Frauen, insbesondere an meiner Mutter habe ich mich gerächt, indem ich sie links habe liegen lassen." Ein anderer, an Ejaculatio praecox leidender, sagt: „So wird der Frau wenigstens kein Kind geschenkt." Der Haß gegen die Mutter, besonders gegen eine schwangere Mutter, äußert sich schon oft beim Kinde in eindeutigster Weise. Während einer Spielerei mit einer Halskette, welche die hochschwangere Mutter am Hals trug, wurde von einem fast dreijährigen Knaben der Versuch gemacht, der Mutter den Hals zuzuschnüren, indem er

12) Daß schon Säuglinge eine Erektion bekommen können, ist bekannt; ich habe in einem „Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens" (Int. Zeitschrift f. PsA. Bd. IX, 1923, S. 215) von einem dreizehn Monate alten Knaben berichtet, welcher regelmäßig, wenn er umgewickelt wurde, die Hand seiner Mutter zu seinem Penis zu führen versuchte.

13) „Weil du so groß bist, hast du einen Wiwimacher wie ein Pferd", sagt der kleine Hans zu seiner Mutter. (Freud, „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben". Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 133.)

die Schnalle auf- und niederschob, so daß er die Mutter hätte erwürgen können, d. h. er hatte Tötungs- bzw. Kastrationswünsche gegen die schwangere Mutter; wie die Analyse ergab, nicht bloß aus Wut auf den kommenden Rivalen, sondern auch aus Neid auf die Schwangerschaft der Mutter.

Die Tatsache, daß nur Frauen Kinder gebären können, Männer aber nicht, macht, wie uns unsere Analysen lehren, allen Knaben viel zu schaffen; nur sehr schwer finden sie sich mit dieser unerbittlichen Ordnung der Natur ab. Ein Patient sagte zu mir: „Es ist für das Mädchen ein Trost, wenn auch ein schwacher, daß es sich sagen kann: ‚Später, jetzt nicht, werde ich Brüste haben und Kinder gebären', — während der Knabe einmal einsehen muß, daß er nie Brüste haben und nie Kinder gebären wird." Viele kleine Knaben spielen mit den Mädchen dasselbe Spiel vom Kindergebären; stecken sich ein Kissen oder sonst etwas unter das Kleid, lassen es dann nach einiger Zeit herunterfallen und haben dann ein Kind geboren.[14] Ein Kind geboren zu haben, glaubte auch ein fast dreijähriger Knabe, der immer, wenn er auf dem Topf gewesen war, sagte: „Mutter, komm schnell, ich habe was Schönes gebort." — Phantasien von einer analen Geburt lassen sich in allen Analysen von Männern aufdecken. In welchem Maße Männer ihre Kotwurst wie ein Kind behandeln, ist bekannt.

Ich bringe nun einige Beispiele von anderen unbewußten Phantasien über das Empfangen und Gebären: Ein Patient, welcher von seinem von ihm angeschwärmten Chef in brüsker Weise entlassen worden war, verfiel in ein ausgesprochen depressives Stadium; in demselben berichtete er von einer Phantasie, sich mit einem Revolver in den Mund zu schießen oder sich durch einen Griff mit einem ausgestreckten Finger in den Mund zu töten; darauf fiel ihm eine frühere Phantasie ein, ein Mädchen zu entjungfern und darauf seinen Samen und ihr Blut in sich aufzunehmen; „ein Samenerguß kann mit einem Schuß verglichen werden; ein Schuß zerstört Blutgefäße, das Blut mischt sich mit dem aus der Pistolenmündung herausgeschleuderten Pulver und Pulvergas, mit anderen Worten: auch hier mischt sich Blut mit Samen. Samen ruft eine Schwän-

14) Vergl. Reiks Angaben über die Couvade in seinem Werk: „Das Ritual", Imago-Bücher XI, S. 25 ff.

gerung hervor: diese eine Geburt; eine Geburt kann zum Tode führen". (Wahrscheinlich liegt hier auch ein unbewußter Vergleich zwischen einer Geburt und einer Explosion einerseits und einer Zeugung und einer Explosion anderseits vor.) Hinter den Selbstmordphantasien zeigten sich also deutliche Wünsche, von seinem Chef geschwängert zu werden. — Der Knabe stellt sich (ebenso wie das Mädchen) den Zeugungsakt so vor, daß der Mann bzw. Knabe den Penis verliert, ihn dem Weibe einverleiben muß, das Weib ihn aufbewahrt und das Kind daraus macht; die Penislosigkeit des Weibes wird aber vom Knaben nicht vermutet oder nicht akzeptiert, sondern das Weib bekommt das Kind noch zu ihrem Penis dazu, — indem es den Penis verschluckt (eventuell) mit den Hoden; (die Hoden bilden dann die Brüste, der Penis das Kind) oder die Mutter empfängt den Penis des Vaters durch ihren Hohlpenis und gebärt durch eine Art von Gebärröhre; der Zeugungsakt verstärkt die Kastrationsangst des Knaben, weil er in demselben den Penis verlieren muß, und erhöht den Neid gegen die Frau, welche den Penis empfängt. Ein Patient von zwanzig Jahren berichtete mir, daß er sich den Zeugungsakt so vorstelle: Der Arzt operiert die Hoden heraus und verpflanzt sie der Frau durch den Nabel in den Unterleib; der Mann muß darauf ein Jahr warten, bis die Hoden wieder gewachsen sind; mein Patient war sehr erstaunt, als er erfuhr, daß er sich geirrt hatte. Aus dieser Kastrationsangst entsteht Haß gegen die Frau. — Weil der Knabe sich das Empfangen und Gebären so schwierig und unheimlich vorstellt, es für ihn so voller Rätsel ist, ist sein Wunsch, es auch zu können, brennend, bzw. der Neid auf das Können der Frauen so groß. Freud sagt in „Das ökonomische Problem des Masochismus":[15] „Von der endgültigen Genitalorganisation leiten sich natürlich die für die Weiblichkeit charakteristischen Situationen des Koitiertwerdens und Gebärens ab." — Ich glaube, Gebären wirkt durchaus aktiv; — das Hinausstoßen eines Kindes wirkt in höherem Maße als Bekundung einer Potenz als der Vorgang einer Erektion; auf alle Männer macht es einen überwältigenden Eindruck, wenn sie zum erstenmal sehen, wie der Kopf aus der Scheide hervortritt. Der

15) Ges. Schriften, Bd. V, S. 380.

Neid auf die Gebärfähigkeit der Frauen, kurz Gebärneid genannt, liefert einen wesentlichen Zuschuß zu der Produktivität der Männer.[16]

Einer besonderen Form des Neides des Mannes auf weibliche Attribute muß ich noch gedenken: es ist der Neid auf die Mammae. Ich glaube, daß wir in der Kindheit auf alles neidisch sind, was andere mehr haben als wir. Es kann nicht ausbleiben, daß die Mammae den Neid der Knaben erregen und den Wunsch erzeugen, auch solche Organe zu besitzen; besonders da die Mammae, wie ich schon oben erwähnte, für das Unbewußte der Knaben je einen mächtigen Penis darstellen. — Außerdem aber haben diese weiblichen Organe eine Funktion, welche dem Knaben bei sich fremd ist. Ein sehr gründlich analysierter Patient berichtet mir folgendes: „Mit der Tatsache, daß andere Männer und Knaben einen größeren Penis hatten, weiter und höher urinieren konnten, habe ich mich allmählich abfinden können; aber nie werde ich eine quälende Erinerung los, wenn ich an folgenden Vorfall denke: die Amme meines ungefähr acht Jahre jüngeren Bruders hatte ihn auf den Schoß genommen, um ihn zu stillen. Um die eingetrockneten Milchtropfen zu entfernen, nahm sie ihre Brust in die Hand und drückte dieselbe, so daß ein aus der Brustwarze kommender feiner, aber kräftiger Milchstrahl mein Gesicht bespritzte. Der unerwartete Vorgang löste Verwunderung und Schrecken bei mir aus, — und es setzte sich in mir die Empfindung fest: das wirst du nie können, das haben die Frauen dir voraus."

Ich sagte soeben, daß jedes „Mehr" unseren Neid erregt; wir können auch sagen, jedes „Anders", das wir nicht erreichen können, erzeugt Minderwertigkeitsgefühle; auf die Qualität des „Anders" kommt es dabei nicht so sehr an. Es ist so oft betont worden, und jede Analyse einer Frau beweist es von neuem, wie das kleine Mädchen darauf neidisch ist, daß der Knabe in einem geschlossenen Strahl, weiter und in höherem Bogen urinieren kann. Viele Männer aber erinnern sich an ein Erlebnis in der Kinderstube: ihre kleinen Schwestern konnten in einem breitern Strahl urinieren und

16) Sehr anschaulich und überzeugend behandelt M. Chadwick dieses Thema in ihrer Arbeit: „Über die Wurzel der Wißbegierde." Int. Zeitschrift f. PsA, Bd. XI, 1925, S. 54.

riefen dabei im Töpfchen ein ganz anderes, dumpferes Geräusch hervor. Ein Patient von mir erinnert sich deutlich, wie quälend und beschämend es für ihn war, daß er dieses Geräusch nicht auch erzielen konnte. Im späteren Leben war sein Ideal ein Gartenschlauch, mit dem er abwechselnd mit einem geschlossenen und mit einem feinverteilten Strahl spritzen konnte.

Ich möchte die Gesamtheit der von mir flüchtig geschilderten Erscheinungen vorläufig ganz umfassend „Weiblichkeitskomplex des Mannes“ nennen.

Die Beziehungen zwischen dem Weiblichkeitskomplex und dem Masochismus des Mannes sind naheliegend; ich gehe auf sie nicht näher ein, um mein Thema nicht unübersichtlich zu machen.

*

Jetzt möchte ich an zwei schwer erkrankten männlichen Patienten die große Bedeutung des bei ihnen nur unter Überwindung großer Schwierigkeiten aufgedeckten „Weiblichkeitskomplexes“ im Aufbau ihrer Neurose schildern.

Der Patient, über welchen ich zuerst sprechen will, ist sowohl in seinem Charakter als auch in seinem Symptomkomplex schwer zu charakterisieren, das heißt er hat von allen erdenklichen Leiden und Beschwerden etwas, aber kein Symptomkomplex ist so ausgesprochen, daß man auf Grund desselben eine genaue Diagnose stellen könnte. Unentschieden, wie sein Krankheitsbild, war auch sein Leben; man könnte sagen, er hatte weder den Mut zum Bösen noch zum Guten. Obgeich er sich infolge seines starken Masochismus immer neue Schwierigkeiten bereitet hatte, war er in seinem Beruf gut vorwärtsgekommen und hatte sich eine geachtete Stellung erworben. Trotzdem sah er trübe in die Zukunft, befürchtete immer von außen kommende Unglücksfälle, zum Teil als Bestrafung für kleine Vergehen, und war dauernd von hypochondrischen Ideen in bezug auf seinen Körperzustand geplagt, welche auch durch fortgesetzte Untersuchungen von Spezialisten wenig beeinflußt werden konnten. Durch den Todesfall seiner jüngsten Tochter verstärkte sich seine Hypochondrie in dem Maße, daß das Leben für ihn zur Qual wurde. Während er zuerst glaubte, an krankhaften Veränderungen, Verdickungen im Rachen und Halse

zu leiden, begann er bald nach krankhaften Veränderungen und Neubildungen im Magen, in der Blinddarm- und Nierengegend zu suchen und die Notwendigkeit eines lebensgefährlichen chirurgischen Eingriffes zu befürchten; gleichzeitig erhöhten sich seine Beschwerden beim Stuhlgang. Bei der Schilderung derselben hatte er den Einfall „Mir ist in letzter Zeit der Gedanke gekommen: Vielleicht hängen meine Beschwerden mit einer unbewußten Vorstellung von einer analen Geburt zusammen? Vielleicht verhalte ich mich in bezug auf meine übrigen Beschwerden wie eine Frau, weche ein Kind in sich trägt." — „Ich verhalte mich wie eine Hysterika, weche durchaus hören will, daß sie krank ist, und bin übergücklich, wenn ich das Gegenteil höre." — „In den Pubertätsjahren zeigte ich eine starke Mammaeentwicklung und hatte ein juckendes Gefühl an den Brustwarzen[17]; noch mit zwanzig Jahren hatte ich ein Äußeres wie ein Mädchen." — Ich erinnerte ihn daran, daß sein Gedanke an ein karzinomatöses Unterleibsleiden zum erstenmal bei ihm aufgetreten war, als er von einem Uteruskarzinom bei einer Frau gehört hatte. Die Analyse zeigte in vielen Einfällen deutliche Schwangerschaftswünsche.[18]

Am folgenden Tag erzählte er einen Traum: *Mein Jugendfreund Wilhelm ist im Kriege gefallen; er hat aus militärischen, altruistischen Gründen Selbstmord begangen; zugleich lebt und agiert er auf die verschiedenste Weise.*" Dazu brachte er folgende Einfallsreihe: „In den letzten Tagen habe ich einen in den Tropen spielenden Roman gelesen, in welchem ein in Kriegsgefangenschaft geratener Leutnant eine Rolle spielte; derselbe hatte eine schlecht verheilte Bauchwunde und hatte alle Offiziersabzeichen verloren; er trug eine bunt zusammengewürfelte Uniform, wurde von einem Aufseher schlecht behandelt und geohrfeigt, bis sich herausstellte, daß er wirklich Leutnant war und er um Entschuldigung gebeten wurde. — Wilhelm ist tatsächlich im Kriege (als Leutnant) an unbekannter Stelle gefallen; er hatte in vielen Dingen eine große Ähn-

17) Von diesem Juckreiz in den Pubertätsjahren haben mir auch andere Patienten, in deren Analyse die Aufdeckung verdrängter femininer Tendenzen eine größere Rolle spielte, berichtet.

18) Vergl. Eisler: „Eine unbewußte Schwangerschaftsphantasie bei einem Manne unter dem Bilde einer traumatischen Hysterie." Int. Zeitschrift f. PsA., Bd. VI, 1920, S. 50, 123.

lichkeit mit mir; wir haben in unseren Kinderjahren vieles gemeinsam erlebt und wurden von unseren Eltern nach denselben Prinzipien erzogen. Zu meinen Eltern fällt mir ein, daß ich ihnen in den letzten Tagen einen (in der Analyse längst gebrachten) Traum aus meinem vierten Lebensjahr erzählt habe: „*Ich will mit meiner Mutter zusammen in den Zoologischen Garten gehen; an der Pforte springt uns ein wütender Tiger entgegen, welcher meine Mutter beißen will; ich halte dem Tiger mein Bein hin, damit er meine Mutter nicht beißt; der Tiger beißt mich kräftig ins Bein und gibt den Eingang zum Zoo frei.*" Dazu bringt Patient folgende neue Einzelheit: „*Ich spüre ganz deutlich den brennenden Schmerz.*" Ich mache Patient auf Grund vieler Einfälle auf seine weitgehende Identifizierung mit dem Leutnant im Roman und seinem Jugendfreund Wilhelm aufmerksam und frage, was ihm dazu einfällt, daß Wilhelm gefallen ist. Patient erzählt einen Witz von einem gefallenen Mädchen. Ich mache auf seine Identifizierung mit einem Mädchen aufmerksam; Patient: „Dazu fällt mir der Witz ein: Eine Mutter sagt beim Arzt zu ihrer Tochter: ‚Riekchen, steh' gerade, damit der Herr Doktor sieht, wie schief du bist.'" Ich erkläre dem Patienten, daß in dem Traum der latente Wunsch steckt, sich in ein Mädchen zu verwandeln (siehe die schlechtverheilte Bauchwunde des Leutnants im Roman), als solches zu agieren, zu fallen, d. h. sich koitieren zu lassen, und zwar vom Vater, damit der Vater die Mutter nicht verletzt. Ich füge hinzu, daß er diesen Wunsch schon im vierten Lebensjahr gehabt, ihn aber nicht erfüllt und sich seitdem nicht mehr für die weibliche oder männliche Rolle hat entscheiden können. Ich meinte, daß er seit diesem Traum dauernd Schuldgefühle gehabt haben müsse, weil er den im Traum zum Ausdruck kommenden Wunsch nicht in die Tat umgesetzt hat; vielleicht könnte man hier auch von einer gestellten Aufgabe, wenn nicht gar von einer Lebensaufgabe sprechen, welche er bis jetzt nicht erfüllt hat. — Ich erinnere ihn daran, daß er die verstorbene Tochter besonders heiß geliebt und sich mit ihr identifiziert hatte; weiter, daß er sich in früheren Kindheitsjahren (mit zirka vier bis sechs Jahren) glühend ein Schwesterchen gewünscht, vielleicht auch selbst ein Mädchen zu sein gewünscht hatte. Die Rolle einer Frau zu übernehmen, dränge es

ihn jetzt nach dem Tode seiner jüngsten Tochter besonders stark[19]. — Andererseits lasse sich aus seiner Identifizierung mit dem Leutnant im Roman der Wunsch erschließen, seine Männlichkeit möge doch einmal anerkannt werden.

Von einer „Lebensaufgabe" zu sprechen, erlaubte ich mir auf Grund gewisser Analogien mit einem anderen Patienten, welcher direkt von dieser Lebensaufgabe gesprochen hatte. Auch bei diesem Patienten war es unmöglich, eine Diagnose zu stellen, da er von jeder uns bekannten neurotischen Erkrankung etwas hatte. Der Fall lag so: Der ausgesprochen masochistische Patient war bis zum 30. Lebensjahr fast vollkommen impotent und hatte sich von seiner Kindheit bis zum Beginn der mehrjährigen Behandlung regelmäßig nur unter sadistischen Phantasien, in denen Männer gequält wurden, befriedigt; sein moralischer Masochismus ging so weit, daß er jeden, auch noch so kleinen Erfolg im öffentlichen und privaten Leben mit einer Selbstbeschädigung bezahlen mußte; wollte er, um sein Leben zu fristen, im Beruf vorwärtskommen, so mußte er die Analyse verlangsamen; hatte er in der Analyse einen oder mehrere Tage hintereinander erfolgreich gearbeitet, so mußte er unfehlbar so eine Unvorsichtigkeit in seinem Amt begehen, daß er sich lächerlich machen oder eine Kündigung befürchten mußte. — Während er seit Jahren vergebliche Versuche gemacht hatte, seine Studien zu beenden, wiederholte er in einem gewissen Stadium der Analyse immer dringender die Frage, ob er genial sei und ob seine Genialität durch die Analyse zum Vorschein kommen würde. Eines Tages kamen folgende Einfälle: „Die Onanie ist eine geniale Entdeckung, durch dieselbe habe ich dauernd von meiner Mutter Besitz ergriffen; meine Mutter weiß es, aber mein Vater weiß es nicht." — „Statt ‚meine Frau' sagt man bei uns zu Hause im Spaß ‚meine Seitenrippe'; — wenn Kinder zuviel essen, sagt man zu ihnen: ‚Das wird dir zum Ellenbogen herauswachsen.' — Darauf schildert er lebhafte Phantasien aus den letzten Tagen, seine Freundin vor ihrer Abreise im Koitus oder auf einem Spaziergang zu zerbeißen, oder ihr auf einem Ball einen Finger

---

19) Vergl. Freuds Ausführungen in „Das Ich und das Es" über die Ablösung einer Objektbesetzung durch eine Identifizierung und über die Introjektion eines verloren gegangenen Objektes. Ges. Schriften. Bd. VI, S. 373.

ihrer Hand abbeißen zu wollen, verspricht sich aber, indem er den Ausdruck „fingern" gebraucht, und erläutert das Versprechen, d. h. mit den Fingern das weibliche Genitale berühren, streicheln usw. „Wenn ich onaniere, koitiere ich meine Mutter, welche ich mir einverleibt habe, damit sie von niemanden koitiert werde und niemand bei ihr „fingern" kann. — In den Leib meiner Mutter bin ich von meinem Vater zwangsweise gesetzt worden, meine Mutter habe ich mir aus eigener Machtvollkommenheit einverleibt."

„Seit meiner frühesten Kindheit bin ich unfähig, Milch zu trinken; insbesondere kann ich die Haut von derselben nicht in den Mund nehmen. — In den letzten Tagen habe ich an den Brüsten meiner Freundin gesogen und dabei an deren Erregung konstatiert, daß die Brüste Sexualorgane der Frau sind. — Wenn ich mir meine Mutter einverleibe, kann sie niemand mehr stillen, wie sie meine Geschwister gestillt hat. — Gestern habe ich meine Freundin aufgefordert, meine Hand zu küssen; auf ihre Ablehnung hin habe ich meine eigene Hand wiederholt selbst geküßt. Meine Mutter und ich sind eins; entweder küßt meine Mutter mich oder ich küsse meine Mutter." — Ich erinnere ihn an seine zahlreichen, nur mit großen Widerständen gebrachten Einfälle der letzten Tage über das Vorhandensein eines Penis bei der Frau und deute ihm einen schon zu Anfang der Analyse erzählten Traum aus seinem fünften Lebensjahre: *„Ich gehe mit meiner Mutter zusammen über die höchste Brücke der Welt"* folgendermaßen: In seinen Phantasien ist kein Unterschied zwischen seiner Mutter und ihm, seine Mutter besitzt auch einen Penis, bzw. beide besitzen einen Penis. Durch die Einverleibung seiner Mutter (mit ihrem Penis), und zwar auf oralem Wege, ist seine Muter sein Penis, der größte Penis der Welt geworden. Wenn er onaniert, „fingert" er an dem Penis seiner Mutter. Gleichzeitig hat er sich die Genialität seiner immer von ihm als weise empfundenen Mutter einverleibt und hat seitdem Hemmungen, diese Genialität der Welt zu zeigen.

Nach einiger Zeit fiel uns auf, daß er in seiner Analyse immer nur im letzten Monat vor meinen Sommerferien schneller vorwärts und zu wirklichen Einsichten kam und nur in den folgenden Ferien

therapeutische Erfolge aufweisen konnte. Aus seinen Einfällen ging hervor, daß er sich in der Analyse ganz wie eine gravide Frau verhielt, welche sich bemüht, die stattgehabte Konzeption möglichst lange der Außenwelt zu verbergen, um das dann allen sichtbare Kind plötzlich zur Welt zu bringen. In diesem Stück seiner Analyse brachte er folgende Einfälle: „Gestern morgen hatte ich beim Betreten des Ministeriums, in welchem ich arbeite, folgende Phantasie: ‚Wenn sich herausstellen würde, daß ich ein Mädchen wäre, wie würde das auf die Sekretärinnen und auf die Kollegen wirken? Ich könnte mir ohne Schuldgefühle alle Mädchen nackt ansehen und könnte den Penis der Männer neidlos betrachten'." Wiederholt hatte er geäußert: „Mein Chef favorisiert mich zu meinem Schmerz nicht mehr", woraufhin ich ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er die Favoritin seines Chefs sein wollte; aus seinem Traum wurde ersichtlich, daß er eine ausgesprochen feminine Einstellung zu seinem Chef hatte; zu demselben Traum brachte er folgende Einfälle: „Mein Vater hatte als Erster in der Stadt ein junges Mädchen als weibliche Hilfskraft engagiert, welche eine bevorzugte Stellung im Hause hatte; nach einigen Erwägungen wurde ihr gestattet, das Klosett am Geschäftslokal zu benutzen, welches nur mein Vater, aber nicht die männlichen Angestellten benutzen durften." — Aus weiteren Einfällen ging ganz deutlich der Neid des Patienten auf die Stellung, welche dieses Mädchen bei seinem Vater hatte, hervor.

Ein paar Tage später erinnerte Patient sich, von einer „religiösen Idee" geträumt zu haben. Dazu entwickelte er mit Begeisterung, — und es war das erstemal, daß Patient in seiner langen Analyse lebhafter wurde und aus sich herausging, — ein „ethisches", ein „religiöses" System, ein „neues Glaubensbekenntnis", eine „Weltbeglückungsidee", darin bestehend, daß der Sohn seine aktiven Ödipus- und Kastrationswünsche dem Vater gegenüber aufgibt, sich ihm gegenüber als Weib verhält und auf die Weise die Mutter vor dem Vater schützt. Er selbst fühlte sich als Stifter dieser neuen Weltreligion; — das war der Kern seiner zahlreichen Ideen, ein einziges Mal in seinem Leben auf irgend einem Gebiete eine ganz extraordinäre Leistung zu vollbringen und durch dieselbe auf einmal und über alle Maßen berühmt zu werden. — In den nächsten

Tagen wurden diese Einfälle noch durch Phantasien vervollständigt, in welchen er seine Mutter vor der sexuellen Aggression des Vaters schützte, welche er sich in verschiedenen Phantasien über den Verkehr der Eltern in der Form von kindlichen Sexualtheorien ausgemalt hatte. Bei jeder Möglichkeit, wie der Vater die Mutter angreifen oder verunreinigen könnte, hatte er in der Kindheit die Verpflichtung gefühlt, sich schützend vor die Mutter zu stellen, bzw. dem Vater die Mutter zu ersetzen.

Es entsteht nun die Frage, warum mein Patient diese Aufgabe nicht erfüllen konnte. Eine einfache Antwort würde lauten: Weil die angeborene maskuline Komponente seines Wesens sich gegen diese feminine Betätigung aufgelehnt hätte; doch glaube ich, daß diese Erklärung unvollständig ist. Ich will versuchen, diesen sicher komplizierteren Vorgang zu erläutern, indem ich eine typische Einzelheit des Vorganges der Regression beschreibe. Wir wissen, daß bei der Regression eine Genitalisierung der prägenitalen Entwicklungsstufen stattfindet; ein sehr geläufiges Beispiel dafür dürfte der Geizhals oder ein depressiver Kranker sein, welcher an einer ständigen Verarmungsangst leidet und bei jeder notwendigen Ausgabe Empfindungen hat, wie ein Mann mit genitalem Charakter, wenn ihm ein Sexualobjekt verloren gehen könnte oder wenn ihm eine Kastration drohen würde. Diesen Vorgang der Genitalisierung prägenitaler Entwicklungsstufen hat jeder Analytiker so häufig beobachtet, daß ich von weiteren Beispielen absehen will. — In Bezug auf die Perversion sagt Freud: „Sie wird in Beziehung zur inzestuösen Objektliebe des Kindes, zum Ödipuskomplex gebracht, tritt auf dem Boden dieses Komplexes zuerst hervor, und nachdem er zusammengebrochen ist, bleibt sie oft allein von ihm übrig, als Erbe seiner libidinösen Ladung und belastet mit dem an ihm haftenden Schuldbewußtsein."[20] Bei der Regression auf prägenitale Entwicklungsstufen läßt sich ein ähnlicher Vorgang beobachten; die Betätigung auf einer dieser Entwicklungsstufen wird von denselben Schuldgefühlen begleitet, wie eine genitale Betätigung; das uns geläufige Bild ist: Die Schuldgefühle wandern bei der Regression mit, wie wenn

---

20) „Ein Kind wird geschlagen." Ges. Schriften, Bd. V, S. 359.

ein Eisenbahnwagen von einem Geleis auf das andere verschoben werden würde.

Aber noch eine andere Parallele läßt sich zwischen einer Perversion und einem Regressionsvorgang durchführen. In einer „Kleinen Mitteilung" habe ich im Jahre 1920 in bezug auf die Perversionen ausgeführt, daß bei der Entwicklung der Perversionen aus dem Ödipuskomplex die ursprünglichen Ziele der Ödipuswünsche keineswegs aufgegeben, sondern nur eingekleidet werden. Ich wiederhole ein Beispiel aus dieser Mitteilung: Ein wegen bewußter passiver Homosexualität in meine Behandlung tretender Patient bringt im Laufe der Analyse Phantasien, von einem Manne per anum koitiert zu werden und ihm dabei den Penis abzukneifen oder als Frau per vaginam koitiert zu werden und dabei die Genitalien des Mannes in der mannigfachsten Weise zu beschädigen. In zahlreichen Einfällen hatte er das weibliche Genitale als gefährliches Kastrationsorgan geschildert, auf welches er ausgesprochen neidisch war.[21] Ausführlicher habe ich dieses Thema in meinem Würzburger Vortrag: „Homosexualität und Kastrationskomplex",[22] behandelt. Ich bringe ein Beispiel aus dem dort angeführten Material: Ein homosexueller junger Mann ist stark an seine Schwester fixiert und masturbiert den Freund seiner Schwester, bevor letzterer sie besucht, um ihn impotent zu machen. Hier dient eine homosexuelle Handlung, welche allgemein als Freundschaftsbezeigung unter Männern aufgefaßt wird, dazu, einen aktiven Kastrationsversuch einzukleiden. — Ich will nun an einem Beispiel zu zeigen versuchen, daß auch bei dem Vorgange der Regression die prägenitalen Entwicklungsstufen nicht bloß, allgemein gesprochen, genitalisiert werden und die Schuldgefühle mitwandern, sondern daß auch hierbei keines der aus der Ödipussituation stammenden Ziele aufgegeben wird: Ein Patient erzählte mir, ohne den Zusammenhang zu verstehen, aus dem Leben einer weitläufigen Verwandten folgendes: „ihr Vater gründete größere industrielle Unternehmungen, geriet dabei in Schulden und starb frühzeitig; seitdem hat

21) Da allen Männern der Vorgang der Kontraktion des Afterschließmuskels bekannt ist, kann man die Phantasie von einer als Kastrationsorgan dienenden Vagina, welche Neid und Furcht erregt, immer wieder bei männlichen Patienten aufdecken.

22) Int. Zeitschrift f. PsA., Bd. XII, 1926, Heft 1.

die Tochter, trotzdem sie verheiratet war und eine Reihe von Kindern und Enkeln besitzt, nur ein wirkliches Interesse, nämlich, daß die von dem Vater gegründeten Unternehmungen florieren; unter mehreren Bewerbern heiratete sie den, der am besten geeignet schien, die Unternehmungen des Vaters zu Ehre und Ansehen zu bringen; sie ist sehr sparsam geworden, ist dabei sehr wohltätig, — wobei alle ihre Gedanken und Handlungen von dem einen Motiv geleitet werden: das Ansehen und den ursprünglichen Besitz des Vaters wachsen zu lassen und zu verhindern, daß dieselben durch einen immer von ihr in krankhafter Weise befürchteten Rückschlag leiden oder zugrunde gehen könnten. Trotzdem ihr Mann die Unternehmungen ihres Vaters zu großem Ansehen gebracht hat, hat sie sich mit einer Handlung ihres Mannes nie ganz ausgesöhnt: zu einer Fabrik gehörte ein alter, weithin sichtbarer Schornstein; ohne sie zu fragen, hat der Mann denselben abreißen lassen, um an seiner Stelle ein mächtiges Fabriksgebäude zu errichten." Ich habe den Eindruck, daß die Frau sich auf der analsadistischen Entwicklungsstufe so verhält, wie sie sich in unbewußten Phantasien auf der genitalen Entwicklungsstufe in bezug auf die Einverleibung des Gliedes ihres Vaters verhalten hat: ständig beseelt von dem Wunsche, den einverleibten Körperteil in sich wachsen zu lassen und einmal der Welt in Ehren zu zeigen, und ständig von der Furcht geplagt, das unrechtmäßigerweise angeeignete Kleinod verlieren zu müssen.

Ich glaube, daß diese wichtige Einzelheit des Vorganges der Regression sich in jedem Fall nachweisen läßt. Es ist bei der Regression so, wie wenn der junge Ödipus sich eine Maske vorlegen würde, damit man seine Wünsche nicht erkennt; er in der Maskierung einen möglichst harmlosen Eindruck hervorrufen möchte, wie wenn er sich und anderen sagen wollte: „Sieh, ich habe ja keine genitalen, auf die Mutter gerichteten Wünsche, ich befinde mich ja auf einer prägenitalen Entwicklungsstufe." Aber die Wünsche werden nicht aufgegeben, die Schuldgefühle wandern mit, und die Betätigung auf der früheren Entwicklungsstufe kann nicht erfolgreich durchgeführt werden. Das scheint mir mit ein Grund zu sein, warum meine beiden oben geschilderten Patienten ihre femininen Wünsche nicht konsequent in die Tat umsetzen konnten.

Wenn ich das Gesagte an den beiden geschilderten Fällen erläutern will, so muß ich bemerken, daß mein erster Patient den Tigertraum zuerst in der folgenden Form erzählt hat: *„Ich will mit meiner Mutter zusammen in den Zoologischen Garten gehen; an der Pforte springt uns ein wütender Tiger entgegen, welcher meine Mutter beißen will; ich halte dem Tiger mein Bein hin, damit er meine Mutter nicht beißt; der Tiger beißt mich kräftig ins Bein"*, den Nachsatz: *„und gibt den Eingang zum Zoo frei"*, aber erst viel später ausgesprochen hat; auf diesen aber ist sicher der Nachdruck zu legen; er zeigt, weshalb der Patient sich vom Vater als Frau behandeln lassen wollte, nämlich, damit der Vater den Weg zur Mutter frei gibt. Diesen Sinn haben auch alle angeführten Wünsche meines zweiten Patienten, vom Vater alle perversen Akte, welche der Vater an der Mutter ausführt, an sich vornehmen zu lassen: der Vater soll von der Mutter abgelenkt werden, damit der Weg zur Mutter für den Sohn frei wird. Es ist, wie wenn der Sohn sagen würde: „Ich bediene mich der prägenitalen Mechanismen, in diesem Fall der Regression auf eine feminine Entwicklungsphase, um meine genitalen Ziele zu erreichen, das heißt damit der Vater die Mutter in Ruhe läßt und ich sie haben kann." Deswegen waren diese femininen, den Patienten äußerst peinlichen Wünsche mit Schuldgefühlen belastet, konnten nur durch lange, mühevolle analytische Arbeit bewußt gemacht und durften nicht in die Tat umgesetzt werden. Bei beiden Patienten zeigten sich besonders heftige Widerstände gegen das Bewußtwerden ihrer Kastrationsangst. Die Nichtausführung der femininen Wünsche aber rief ihrerseits wiederum Schuldgefühle hervor, da sie es zuließen, daß der Vater die Mutter weiter quälte. Das Leben meiner beiden Patienten war ein Kampf zwischen maskulinen und femininen Tendenzen, welcher ihre Persönlichkeit brüchig gemacht hatte. Die ungewöhnlich intensiven und im Unbewußten besonders zäh festgehaltenen femininen Tendenzen erlaubten dem Patienten keinen wirklichen Erfolg als Mann im Leben; — ohne ihre allmähliche Aufdeckung wäre die Analyse gescheitert.

Die femininen Wünsche mancher Patienten lassen sich frühzeitig in der Analyse, trotz starker Widerstände gegen ihre Aufdeckung,

aus Reaktionsbildungen und Träumen erschließen, z. B. wenn ein Mann bei dem Gedanken, seine Geliebte könnte ihn im Ohr oder in einer anderen Körperhöhle kitzeln, in helle Wut gerät, oder wenn ein Mann von der Angst geplagt wird, eine Glatze zu bekommen. (Siehe oben den Traum eines Patienten von einer rasierten Stelle am eigenen Körper.)

Ich möchte nun versuchen, aus dem Gesagten einige Schlußfolgerungen abzuleiten:

Es gibt eine frühe feminine Entwicklungsphase, in welcher der Knabe mehr als ein Mädchen empfindet; ein Patient erzählt mir: „In meinen ersten Lebensjahren, in welchen ich laufen lernte, habe ich eine Puppe besessen, von welcher ich mich solange nicht trennen konnte, bis sie nur noch ein Balg war, aus dem Stroh herausguckte." In dieser Phase sind die orale Zone und die Dammregion in höherem Maße als erogene Zonen anzusprechen als der Penis. Eine genügend tief getriebene Analyse zeigt uns den Knaben in einer Entwicklungsphase, in welcher er sich in seinen Beziehungen zum Vater passiv, sich an ihn zärtlich, mädchenhaft anlehnend, bei ihm Schutz suchend, verhält; in welcher die Haßregungen gegen den Vater noch nicht entwickelt sind.

Diese in den allerersten Lebensjahren des Knaben auftretende Entwicklungsphase kann durch den mißglückten Versuch der Erledigung der Ödipussituation eine regressive Verstärkung erfahren und die Trägerin von Schuldgefühlen werden. Sie hört nie ganz auf, im Leben des Mannes eine Rolle zu spielen. Grob schematisiert, ist das männliche Wesen zuerst ein Mädchen, wird allmählich unter Überwindung der Kastrationsangst ein Mann und im späteren Alter wieder eine Frau[23]. Ich folge hiebei dem Sprachgebrauch; man sagt: dieser Knabe hat noch ganz mädchenhafte Züge, ein mädchenhaftes Wesen; wie ich glaube, sagt man nicht bloß in der deutschen Sprache: der Jüngling verliert seine Jungfernschaft im ersten Koitus, wie wenn er vorher eine Jungfrau gewesen und erst durch den ersten Koitus ein Mann geworden wäre. Von einem Greise sagt man: er benimmt sich wie ein altes Weib. — Aber auch in der Blüte der Jahre hören die unbewußten Wünsche,

23) Es drängt sich mir hier eine Parallele zu dem Kampf zwischen Todes- und Lebenstrieben auf.

eine Frau zu sein, nie ganz auf; wir alle kennen Männer, welche von Erfolg zu Erfolg eilen, scheinbar die volle männliche Genitalität erreicht haben, und doch im Umgang schwer zu behandeln sind, wie eine Primadonna.

Die Fixierung der femininen Entwicklungsphase oder die Regression zu derselben kann verschiedene Erscheinungen zeitigen, wie Neid auf die Funktionen der Frau, ihre Fähigkeit, zu gebären, zu stillen, anders zu urinieren; Neid auf ihre körperlichen Eigenheiten, den Besitz der Mammae und insbesondere den Besitz ihrer Vagina; und läßt einen bei Neurotikern häufigen Charakterzug entstehen: die Weiberfeindschaft. Rein deskriptiv betrachtet, imponiert der Vaginaneid des Mannes ebenso wie der Penisneid der Frau; ob aber der Vaginaneid des Mannes dieselben engen Beziehungen zum Narzißmus hat, wie der Penisneid der Frau, oder, — abgesehen von der konstitutionellen Bisexualität, — wesentlich durch die passiv-homosexuelle Einstellung zum Vater beeinflußt wird, kann m. E. auf Grund des in dieser Arbeit vorgebrachten Materials keineswegs entschieden werden.

Freud hat in „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes“[24] gesagt: „Man wird wohl aber bereitwillig zugestehen, daß auch die Mehrzahl der Männer weit hinter dem männlichen Ideal zurückbleibt, und daß alle menschlichen Individuen infolge ihrer bisexuellen Anlage und der gekreuzten Vererbung männliche und weibliche Charaktere in sich vereinigen, so daß reine Männlichkeit und Weiblichkeit theoretische Konstruktionen bleiben mit ungesichertem Inhalt.“

In der Analyse einer Frau erstreben wir aus einem neurotischen Wesen, in welchem sich männliche und weibliche Züge miteinander mischen, eine Frau zu machen, welche ihren Penisneid aufgibt, damit die vorzugsweise an die Klitoris gebundene Erogenität auf die Schleimhäute ihrer Vagina verlagert, — zur vollen Empfindungsfähigkeit an derselben gelangt, über ihr Weibsein stolz und glücklich und dadurch eine volle Frau wird; umgekehrt haben wir in der Analyse eines Mannes alle femininen Züge desselben aufzudecken, ihn von seinen Wünschen, eine Frau sein zu wollen,

---

24) Ges. Schriften, Bd. XI, S. 19.

zu befreien und ihm damit zum ruhigen, stetigen Genuß seiner vollen männlichen Genitalität zu verhelfen.

Die Wechselwirkung zwischen den unbewußten Wünschen, das Dasein eines Mannes oder einer Frau zu führen, suche ich meinen Patienten an dem Beispiel von den beiden Oberflächen einer Flüssigkeit in einer kommunizierenden U-förmigen Röhre zu erläutern; drückt man auf eine Oberfläche, so steigt die andere im anderen Schenkel der Röhre, und umgekehrt. Zur Bestätigung meiner Ansicht will ich die kurze Analyse eines Traumes eines gehemmten, aber keineswegs manifest homosexuellen Patienten mitteilen. Der Traum und die Einfälle zu demselben lauten:

„In Gegenwart eines Mannes lasse ich sehr viel Urin in einen Eimer." — „Ich bin darauf infolge starker Schmerzen am After erwacht; ich denke an Kontrakturen des Schließmuskels. Die Schmerzen treten oft in der Nacht so heftig auf, daß ich aufschreien muß. Auch am Tage werde ich plötzlich von solchen Schmerzen befallen; ich kann aber von denselben abgelenkt werden, z. B. durch eine Begegnung mit einem bekannten Mann; allerdings treten die Schmerzen nachher um so heftiger auf. Als ich vor einiger Zeit ein Mädchen auf der Straße ansprechen wollte, wurde ich durch die heftig auftretenden Schmerzen daran verhindert. Einmal waren diese Schmerzen in einem früheren Traum aufgetreten, in welchem ich von meinem Vater per anum koitiert wurde. Die Schmerzen am After treten nun bei starker Erektion in der Nacht auf, oder bei Schmerzen tritt eine langanhaltende Erektion auf; sicher existieren hier Wechselwirkungen. Ein Gefühl des Behagens kenne ich, wenn eine sehr große Kotwurst meinen Anus passiert. Wenn ich an meine in der Analyse erkannte passive Homosexualität denke, weiß ich nicht, sollen die Schmerzen eine Bereitschaft zum Koitus per anum ausdrücken oder eine Abwehr dagegen sein." Ich: Hier besteht eine Analogie zum Scheidenkrampf der Frau.

„Vor einigen Tagen benutzte ein mir befreundeter Sänger den Eimer des Traumes in meinem Zimmer und urinierte hinein; ich hatte mich sehr gegen seinen Wunsch, bei mir zu übernachten, gesträubt, weil ich befürchtete, meine Wirtin würde mich für homosexuell halten. Der Sänger ist bei Damen sehr beliebt und

hat sehr viele Liebesabenteuer hinter sich. Im Traum will ich ihm wahrscheinlich imponieren; der Koitus gleicht doch auch einem Urinieren in die Frau. — Meine Geliebte ist nicht unwohl geworden; ich bin sehr stolz darauf. Obgleich sie durchaus selbständig und von ihren Eltern schon lange gänzlich unabhängig ist, habe ich ihren Eltern gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen." — Wir sehen hier deutlich die Rolle der latenten Schuldgefühle bei dem Zustandekommen einer reaktiven Femininität, wenn ich mich so ausdrücken darf; in den latenten Traumgedanken finden sich der Wunsch, einen im Liebesleben beneideten Mann zu übertrumpfen, Schuldgefühle wegen einer Schwängerung und der Wunsch, per anum koitiert zu werden, d. h. die Funktionen einer Frau zu übernehmen.

Wenn man einer mit den psychoanalytischen Forschungsergebnissen gut vertrauten Frau mitteilt, daß es bei den Männern einen ebenso bedeutungsvollen Vaginaneid gibt, wie bei den Frauen einen Penisneid, so bekommt man gelegentlich die Antwort, sie könnte sich das nicht vorstellen, da der Penis doch ein so wichtiges und hochwertiges Organ, der Neid der Frau auf denselben selbstverständlich sei, aber nicht die entsprechende Regung beim Manne. Zu so einem Ausspruch fallen mir Freuds[25] Worte ein: „Mit der Anerkennung seiner narzißtischen Wunde stellt sich — gleichsam als Narbe — ein Minderwertigkeitsgefühl beim Weibe her. Nachdem es den ersten Versuch, seinen Penismangel als persönliche Strafe zu erklären, überwunden und die Allgemeinheit dieses Geschlechtscharakters erfaßt hat, beginnt es, die Geringschätzung des Mannes für das in einem entscheidenden Punkt verkürzte Geschlecht zu teilen und hält wenigstens in diesem Urteil an der eigenen Gleichstellung mit dem Manne fest." — Der Mann aber, welcher ja diese narzißtische Wunde nicht an sich trägt, sollte keine Schwierigkeiten haben, zuzugeben, daß für ihn die Vagina ein lustspendendes und begehrenswertes Organ ist, — selbst wenn es seinen Narzißmus kränkt, daß er dieses Organ nicht auch besitzt.

---

25) „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes", Ges. Schriften, Bd. XI, S. 14.

Zur Genese des Kastrationskomplexes

Nach einem Vortrag in der „New York Psychoanalytical Society" am 29. April 1930

Von

Franz Alexander

Aus dem Jahrgang 1930 der von Sigm. Freud herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse". — Hier sei erwähnt, daß Dr. Franz Alexander, bisher in Berlin, dem Rufe der Universität Chicago Folge leistend seit Herbst 1930 dort als Professor der Psychoanalyse tätig ist. Dr. Alexander ist Verfasser des Buches „Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit" und zusammen mit Hugo Staub des Buches „Der Verbrecher und seine Richter. Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen."

Ich will die psychologischen Bedingungen beschreiben, unter denen einer meiner Patienten einen wichtigen Traum aus seiner Kindheit erinnerte, dessen Zusammenhang mit einem bedeutsamen Kindheitserlebnis eine überzeugende Bestätigung unserer Vorstellungen über die Genese der Kastrationsangst liefert.[1] Der Träumer war ein junger Künstler, der an zeitweiliger Impotenz litt. Den Kindheitstraum, der vollständig vergessen worden war, erinnerte er während einer analytischen Behandlungsstunde, in der ein aktueller Traum analysiert wurde. Der rezente Traum, der den Kindheitstraum wieder bewußt machte, hatte folgenden Inhalt:

Ich sehe einen Akrobaten oder Boxer mit einer gelben Weste in der typischen Haltung, die ein Akrobat annehmen würde, um seine körperliche Kraft zu demonstrieren. Seine Beine sind in einer besonderen Weise gespreizt.

Zu „Boxer" fiel ihm der Gymnastikapparat ein, den er am Vortage zur Übung und Stärkung seiner Muskeln gekauft

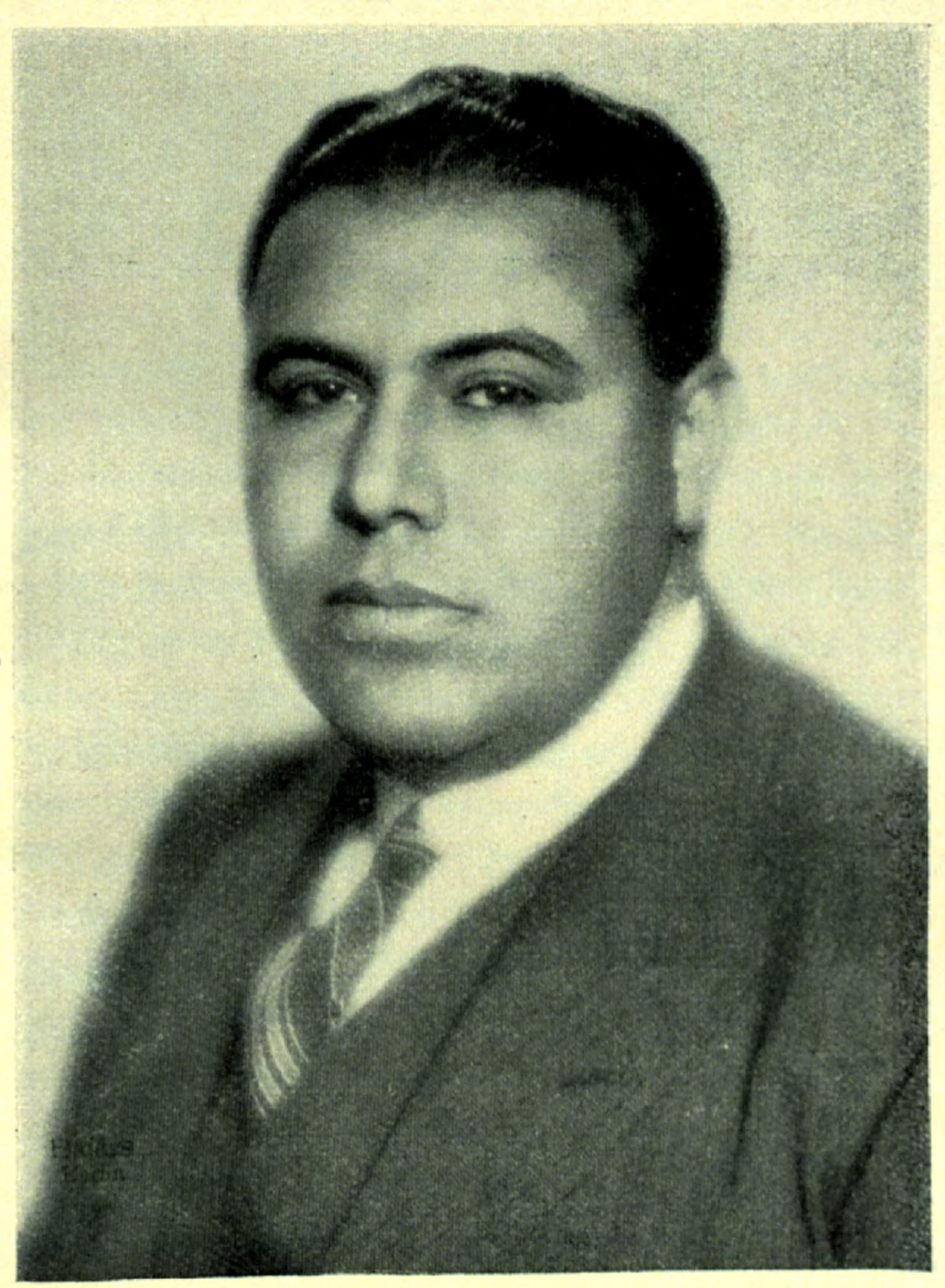
1) Stärcke, Über den Kastrationskomplex. „Internat. Zschr. für PsA.", Bd. VII (1921). — Alexander, Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. Seite 140. Int. PsA. V., Wien 1928.

hatte. Die große Bedeutung, die der Begriff der physischen Kraft für den Patienten hatte, war uns schon in früheren Stunden klar geworden. Der Wunsch, stark zu sein, war ihm ein Ersatz für die fehlende sexuelle Potenz und sollte ihm helfen, über unangenehme Minderwertigkeitsgefühle hinwegzukommen. Die Überschätzung körperlicher Kraft ist besonders häufig bei Patienten, die an Impotenz leiden.

Zu „gelbe Weste" assoziierte er: Gold und Geld. Geld spielte bei ihm eine ähnliche Rolle wie physische Kraft, es war ein Ersatz für genitale Potenz und ein Mittel, die durch die Impotenz verursachten Minderwertigkeitsgefühle zu bewältigen. Auch diese Methode, Minderwertigkeitsgefühle durch Geld zu überkompensieren, ist weit verbreitet, z. B. bei Parvenüs, die versuchen, fehlende persönliche Qualitäten durch unpersönliche auszugleichen, nämlich durch Geld.

Die „gespreizte Beinhaltung" erinnert ihn unmittelbar an die weibliche Koitushaltung. Er fügte hinzu, daß er sich manchmal als Weib fühle, als kastriert, weil er seine Genitalien nicht benützen kann.

Die Deutung des Traumes ist klar. Der Patient tritt in dem Traume als Akrobat auf, als ob er sagen wollte: Trotzdem ich impotent und wie ein Weib bin (die Beine in weiblicher Art spreize), bin ich doch stark wie ein Boxer und habe viel Geld (gelbe Weste). Der Traum soll ihn über seine Impotenz trösten. Der in dem Traume gebrauchte Mechanismus ist die Regression zur Anal- und Muskelerotik, durch die die fehlende Genitalerotik ersetzt werden soll. Der Traum gab mir eine gute Gelegenheit, ihm diese Zusammenhänge zu zeigen und die bis dahin gewonnenen analytischen Aufschlüsse zusammenzufassen. Während ich im Begriffe war, ihm die seelischen Methoden zu zeigen, mit denen er seine Impotenz kompen-



Phot. Balázs, Berlin

Dr. Franz Alexander

sieren wollte, unterbrach er mich mit einer Kindheitserinnerung und einem Traum aus der Kindheit, die plötzlich vor ihm aufgestiegen waren. Als er drei Jahre alt war, hatten die Dienstmädchen einem kleinen fünfjährigen Nachbarsmädchen die Beine auseinandergespreizt und ihn gezwungen, deren Genitale zu beschauen. Diese erste Kenntnisnahme des anatomischen Geschlechtsunterschiedes hatte ihn schrecklich aufgeregt. In der auf diesen Vorfall folgenden Nacht sieht er im Traume

dasselbe kleine Mädchen, dem aus dem Genitale eine ziemlich lange Schnur heraushängt. Er selbst saugt an dieser Schnur.

Die Bedeutung dieses Traumes liegt offenbar in der Verleugnung der Tatsache, die er am Tage zuvor an dem kleinen Mädchen beobachtet hatte: daß sie keinen Penis habe. Außerdem leugnet er die orale Enttäuschung, indem er im Traume an ihrem Genitale saugt wie an einer Brustwarze. Der Anblick des weiblichen Genitales verstärkte seine Kastrationsangst, und er antwortete darauf mit einer Reaktion, die geeignet war, gleichzeitig eine frühere Enttäuschung, den Verlust der Mutterbrust, zunichte zu machen. Die Grundlage seiner Kastrationsangst war also eine frühere Verlusterfahrung, die Trennung von der Mutterbrust. Er hatte Angst, seinen Penis zu verlieren, weil er schon einmal eine Lustquelle real verloren hatte, die Mutterbrust. Der Anblick der Genitalien des kleinen Mädchens hatte diese angstvolle Erwartung noch verstärkt. Der Traum tröstet ihn nun, indem er aussagt, daß das Mädchen doch einen Penis habe; es ist nicht wahr, daß es Menschen ohne Penis gebe, also ist es auch nicht wahr, daß man den Penis verlieren könne. Der Traum geht sogar noch weiter, er sagt: „Nicht nur, daß du deinen Penis nicht verlieren kannst, du hast überhaupt nichts verloren, und so

hast du noch immer die Befriedigung deiner Saugelust, die aufzugeben man dich nie gezwungen hat.“

Das einzige Detail in diesem Traum, das ich nicht deuten konnte, war die Darstellung des weiblichen Genitales — Verdichtung von Brustwarze und Penis — durch eine lange Schnur. Als Kuriosum wäre zu erwähnen, daß der Patient zu dieser Schnur die Nabelschnur assoziierte; da er diese Assoziation aber 30 Jahre nach dem Traum hatte, können wir keinerlei Beziehung zu dem Traume annehmen. Mit drei Jahren hat er sicher keine Kenntnis von der Existenz der Nabelschnur gehabt.

Wenn wir den rezenten Traum mit jenem aus der Kindheit vergleichen, der durch die Analyse des aktuellen Traumes wieder bewußt geworden war, finden wir eine schlagende Ähnlichkeit zwischen beiden. In dem aktuellen Traum versucht er, sich über seine Impotenz, die eine Art Kastration darstellt, durch eine anale Befriedigung — durch Geld — zu trösten, in dem Kindheitstraum beschwichtigt er seine Kastrationsangst durch eine orale Befriedigung. Man kann der Annahme nicht ausweichen, daß diese drei Erlebnisse: die Entwöhnung von der Säugesituation, die Einschränkung der analen Befriedigungen und die Kastrationsangst, gefühlsmäßig miteinander verbunden sind, derselben emotionalen Kategorie angehören. Weiter aber können wir annehmen, daß die zwei prägenitalen Enttäuschungen, die orale und die anale, die affektive Basis bereiten, auf der die Kastrationsangst erwächst. Wenn das Kind während seiner frühen prägenitalen Entwicklung gelernt hat, daß jede Lust ihr Ende findet, dann faßt die Erwartung eines unglücklichen Ausgangs tiefe Wurzeln in ihm, und so lernt es, auch auf genitale Lust mit Kastrationserwartung, als deren Konsequenz, zu reagieren.

Dies erklärt die Allgemeingültigkeit des Kastrationskomplexes, den wir auch in Fällen finden, wo eine eigentliche Kastrationsdrohung fehlt. Die Kastrationsangst wurzelt tief in den typischen prägenitalen Erfahrungen infantiler Enttäuschungen.

Die Bedingungen, unter denen dieser infantile Traum erinnert wurde, haben auch noch eine andere, nämlich technische Bedeutung, und sind geeignet, ein fundamentales Prinzip unserer Behandlungstechnik zu beleuchten. Wir sehen, beide Träume haben dieselbe emotionelle Basis. Nach der Analyse des aktuellen Traumes, nachdem sein latenter Inhalt dem Patienten bewußt geworden war, erinnert er den infantilen Traum. Ich glaube nun, daß dies der typische Weg ist, um zu verdrängtem infantilem Material zu gelangen. Dadurch, daß wir einen in der Gegenwart verdrängten unbewußten Gedankeninhalt ins Bewußtsein bringen, öffnen wir den Weg für ähnliches oder identisches verdrängtes infantiles Material. Nachdem mein Patient den Mechanismus verstanden hatte, durch den er sich über seine Impotenz zu trösten versucht, konnte er den Mechanismus erinnern, durch den er versucht hatte, seine infantile Kastrationsangst zu bewältigen.

Dieser Sachverhalt ist die Grundlage eines allgemeinen technischen Prinzips. Es besagt: Die Analyse der Aktualsituation — in erster Linie natürlich der Übertragung als eines experimentellen Beispiels der aktuellen seelischen Situation — ist der beste Weg, um infantiles Material ins Bewußtsein zu bringen. Eine ökonomische Überlegung mag diese Tatsache erläutern. Die Verdrängungen des Erwachsenenlebens sind durch infantile Verdrängungen bedingt; das heißt, man verdrängt als Erwachsener ähnliches Material (ähnliche Gefühlsqualitäten), wie man als Kind verdrängt hat. Die ent-

scheidende Differenz zwischen den Situationen des Erwachsenenlebens und der Kindheit liegt in der Beziehung zwischen der Stärke des Ich und den verdrängten Impulsen. Das schwache, hilflose infantile Ich muß dieselben Konflikte verdrängen, die das erwachsene Ich leicht lösen könnte. Darum sind die Chancen, verdrängtes rezentes Material bewußt machen zu können, viel größer als jene, das entsprechende Infantilmaterial zu erinnern. In anderen Worten: die Deutung von rezentem unbewußtem Material vergrößert die Durchlässigkeit des Ich für verdrängte Affekte. In der Übertragungssituation wiederholt der Patient seine verdrängte infantile Situation, aber statt eines kindlichen Ich hat ein erwachsenes Ich denselben Affekten zu begegnen. Ferner sind die in der Übertragung wirksamen Affekte weniger intensiv, als die entsprechenden infantilen Affekte, denn sie sind nur experimentelle Beispiele für die letzteren. Nicht alles kann während einer Analyse erinnert werden, aber was erinnert werden kann, bekommen wir am sichersten, nachdem der affektive Gehalt der Übertragung und der Situation des aktuellen Lebens bewußt gemacht worden ist.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

„Der Faden des Gedächtnisses . . .“

„Ich glaubte eine Zeitlang, Wahnsinn sei eigentlich bloß Krankheit des Gedächtnisses; doch ist dies nicht: viel Wahnsinnige haben viel Gedächtnis. Aber der Faden des Gedächtnisses ist zerrissen, der zusammenhängende Fortlauf. Die vergangene einzelne Vorstellung steht auch einzeln und abgerissen in ihrem Gedächtnis, wie meistens die gegenwärtige, und sie füllen die Lücken mit Fiktionen.“

Schopenhauer

Über die Erotisierung der Angst

Von

René Laforgue

Aus dem Jahrgang 1930 (Bd. XVI) der von Sigm. Freud herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" (jährlich 4 Hefte, ca. 600 Seiten Lexikonoktav, Abonnement M. 28·—).

Die Psychoanalyse hat uns mit der merkwürdigen Art bekannt gemacht, mit der die verdrängte Libido eines Individuums infantile Mechanismen und Ersatzorgane zu ihrer Befriedigung benützen kann. So lernten wir erkennen, daß psychische und körperliche Funktionen, die anscheinend nichts mit der Sexualität zu tun haben, sekundär in den Dienst derselben gestellt, d. h. erotisiert werden können, z. B. die Darmtätigkeit oder, wie wir oft die Beobachtung machen können, das Leiden als Ausdruck der zensurierten Befriedigung und Bindung der im Ödipusstadium festgehaltenen Libido.

Schon seit langer Zeit haben wir uns die Frage gestellt, inwieweit in ähnlicher Weise auch die Angst erotisiert werden könnte, dies um so mehr, als vielleicht einige Beziehungen zwischen Angst und Vorlust bestehen, die es der Libido erleichtern dürften, die Angst als Ersatzbefriedigung in ihren Dienst zu ziehen.

Es fällt nicht schwer zu beobachten, daß jemandem Angst machen können oft bewußt, sei es in der Phantasie, sei es in den Spielen oder gar im Beruf, von vielen Individuen als eine Befriedigung erlebt wird. Man braucht sich ja nur der vielen Gespenstergeschichten zu erinnern, die so geeignet sind, Kindern und oft auch Erwachsenen Angst einzuflößen, und deshalb direkt zur Angstentwicklung verwendet werden können. Weiterhin die dramatische Schilderung angsteinflößender Greueltaten, angstauslösender Ereignisse, schrecklicher Unglücke usw.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, wie systematisch die Menschen ihr Benehmen oft darauf eingestellt haben, ihren Nächsten zu ängstigen, um sich ihn durch die Angst gefügig zu machen; ist doch dies ein ganz wesentlicher Bestandteil unserer Erziehungsmethoden, ob es sich nun um das Verhältnis der Eltern oder Lehrer

zum Kinde oder um das des Staates, der Autorität, des Führers zur Masse handelt. Es wäre gewiß interessant, genauer zu untersuchen, inwieweit diese affektiven Beziehungen zwischen den Individuen einer Gesellschaftsordnung sexualisiert werden können, mit anderen Worten, inwieweit die Figur des Entsetzen erregenden Unteroffiziers oder Gendarmen ihr Dasein dem Bedürfnis vieler Menschen verdankt, einerseits „Angst einflößen" und anderseits „Angst haben" als Erotismus zu kultivieren, wobei das erstere natürlich der mehr aktiven, männlichen Rolle, das zweite der mehr passiven, weiblichen entsprechen würde. Diese Beispiele mögen genügen, um uns zu gestatten, die Frage zu stellen, inwieweit die Angst, die psychologisch eine zweckentsprechende Rolle in jeder Gefahrensituation spielt (komme sie von innen oder außen)[1], ihrem eigentlichen Zwecke entzogen und rein in den Dienst erotischer Befriedigung gestellt werden kann.

Was uns vom Standpunkte des Psychotherapeuten hauptsächlich interessiert, ist, wie bekannt, in zahlreichen Fällen von Angst und Zwangsneurose die Ursachen der Angst aufzudecken, und diese Nachforschungen haben uns, den Ausführungen Freuds folgend, dazu geführt, die Angst in gewissen Fällen mit dem Geburtsakte und weiterhin mit Libidostauungen und der Kastrationsgefahr in Beziehung zu bringen.

Wir müssen uns jedoch fragen, ob nicht in einer ganzen Reihe von Fällen von Angstneurosen die Angst so erotisiert ist, daß sie beim Individuum den einzig möglichen Kompromiß zwischen den verschiedenen, nach Befriedigung ringenden Libidotendenzen darstellen kann, und als solche als Ersatz für den normalen Orgasmus herangezogen wird, ja im Vergleich zu diesem sogar als das höchste zu erreichende Ideal behandelt wird.

Einige klinische Beobachtungen ließen es uns als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß der ganze Befriedigungsmechanismus der verdrängten Libido gewisser Neurotiker auf das Ziel der Angstentwicklung eingestellt war, mit anderen Worten, daß die Angstbildung bei gewissen Individuen den eigentlichen Zweck und Gewinn der Neurose darstellt (sekundärer Lustgewinn).

In einem der Fälle, die wir im Auge haben, handelt es sich um

1) Siehe Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr., Bd. XI.

eine sehr komplizierte Neurose, deren ausführliche Schilderung wir zum Verständnis unseres Problems nicht als notwendig erachten und von der wir nur angeben wollen, daß ihre Symptome es in hohem Maße ermöglichen, der Umgebung der Patientin „große Angst" und der Patientin selbst eine richtige Todesangst einzuflößen, um so mehr, als die betreffende Kranke es verstanden hatte, eine organische Krankheit in den Dienst ihrer Neurose zu stellen und ein tödlicher Ausgang der Krankheit als wahrscheinlich erschien, ja wohl eingetreten wäre, wenn es der Analyse nicht noch in letzter Stunde gelungen wäre, Licht auf die verworrenen Verhältnisse zu werfen. Im Laufe der psychoanalytischen Behandlung dieses Falles brachte uns die Patientin folgenden Traum: *„Ich sehe eine schwarze Schlange, die mir großen Schrecken einjagt. Plötzlich fühle ich die Schlange an meinem Halse und habe eine entsetzliche Angst. Aber das Sonderbare dabei war, daß ich mich eigentlich gar nicht ängstlich fühlte und nur so tat, als hätte ich eine furchtbare Angst. Im Grunde genommen war ich nur Zuschauer. Als ich am Morgen aufwachte, war mir gar nicht zumute, als hätte ich Angst gehabt, es war wohl mehr so eine Art Komödie."*

Der Traum ist nicht so einfach zu deuten, wie er aussieht. Die Einfälle und Auskünfte, über die wir verfügten, und dies um so mehr, als uns die Familie der Patientin seit Jahren bekannt ist, gestatteten uns, den Traum mit einer ungefähr im zweiten Lebensjahr erlebten Urszene in Beziehung zu bringen und den durch die „schwarze Schlange" dargestellten Mann mit größter Wahrscheinlichkeit zu identifizieren. Wir können besonderer Verhältnisse wegen hier über das außerordentlich interessante Material dieser Analyse leider nicht berichten. Um es kurz zu fassen: Wir kamen zur folgenden Deutung des Traumes: Die Patientin wiederholt im Traume die Urszene, bei der es ihr darauf ankommt, die damals erlebten Affekte zu reproduzieren, wobei der Orgasmus (als Angst gedeutet) durch Angst ersetzt wird und die Kranke zusieht, wie die „Schlange" Besitz von ihrem Körper nimmt.

Es bleibt natürlich die Frage offen, ob die Angst nicht ebenfalls der in der Kindheit beim Beobachten der Urszene erlittenen Angst entspricht und nur deshalb wiederholt wird, um die mit ihr in Zusammenhang stehenden Erinnerungen wieder zu erleben, ähn-

lich wie in einem von **Freud** zitierten Traume vom Tode eines Verwandten nur deshalb geträumt wird, weil die betreffende Person durch den Traum die Möglichkeit schaffen will, einen bei Gelegenheit eines Begräbnisses gesehenen geliebten Mann wiederzufinden. Aber auf Grund unseres Materials halten wir es für wahrscheinlicher, daß der Orgasmus der in der Urszene beobachteten Frau von unserer Patientin damals als Angst gedeutet wurde und infolgedessen „die Angst" das einzige Vorbild wurde, das der Patientin zur Befriedigung ihrer Libido vorschwebte.

Zur Erhärtung dieser Deutung möchte ich anführen, daß in der französischen Sprache das Wort *„affoler"* ebensogut „verängstigen" als „sexuell erregen" bedeutet, die Wendung *„tu m'affolles"*, „du bringst mich zum Orgasmus". Eine weitere Beziehung ergibt sich noch aus dem Zusammenhang der Angst mit der Todesangst, was im Ausdrucke *„la petite mort"* für Orgasmus zur Geltung kommt. Ganz allgemein mag überhaupt die Frage gestellt werden, ob die erste sexuelle Erregung eines kleinen Kindes nicht eher als Angst empfunden und daher also solche fixiert werden kann.

Falls die Interpretation des Traumes und gewisser Symptome unserer Patientin richtig ist, so dürften wir annehmen, daß das Angsterlebnis, das bei ihr auf verschiedene Art und Weise durch ihre Symptome ausgelöst werden konnte, ein lustbetontes war, und die Angst ebenso Befriedigung wie Strafe für ihre an den Ödipuskomplex fixierte Libido bedeutete.

Ein weiterer, in dieser Hinsicht interessanter Fall ist der eines Mannes: Es handelt sich um die Neurose eines beinahe Fünfzigjährigen, von der wir nur einige Symptome anführen wollen, und dies nur insoweit, als es zur Erläuterung unseres Problems notwendig erscheint.

Ein Hauptzug dieser Neurose ist das Verhältnis des Patienten zur Angst. Seine Symptome stehen auffällig im Dienste der Tendenz, entweder sich oder anderen Angst und Schrecken einzuflößen. Er sucht mit wahrer Wonne nach Krankheitssymptomen „entsetzlicher Natur", die von ihm dramatisiert werden, und dies nicht nur um die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich zu lenken und seine Familie zu ängstigen, sondern ebenfalls um sich selber die größtmögliche Angst einzujagen, sozusagen um im

wahrsten Sinne des Wortes eine richtige Todesangst zu erleiden. Er sucht auch z. B. nach syphilisverdächtigen Flecken an seinem Gliede, um bei der geringsten Entdeckung dieser Art einen Angstanfall zu erleben, von dem er telephonisch sofort seinen Nächsten und auch dem Analytiker Mitteilung machen muß, dies natürlich, um — wie er angibt — über seinen Zustand beruhigt zu werden.

Oder aber er entdeckt „an seinem Rücken" einen „gelben Flecken", der seiner Überzeugung nach nur mit einer Krebserkrankung in Zusammenhang stehen kann, was ihm wieder erlaubt, einen Angstanfall mitzumachen, seinen Puls zu kontrollieren, seine Organe zu betasten, einen Herzschlag zu befürchten usw. und darüber sofort wieder der erreichbaren Umgebung, vor allem seiner Schwester und dem Analytiker, Bericht zu erstatten.

Dies Benehmen begann der Patient erst dann zu reduzieren, nachdem wir ihm außer den allgemein in Betracht kommenden Deutungen noch folgende vorlegten; das in die Analyse gebrachte Material hatte uns erlaubt, mit großer Sicherheit auf eine intensiv erlebte Urszene zurückzuschließen, die dem Patienten die Möglichkeit gab, durch Reproduktion von Angst die damals durchlebte Situation unter dieser Form zu erinnern. Weiterhin hatte er einen vollständigen Ödipuskomplex entwickelt mit dem Bedürfnis, sich durch das „Angst machen" mit dem Vater und durch das „Angst erleben" mit der Mutter zu identifizieren. Das Bedürfnis, jeden Angstanfall mitzuteilen, konnte auch weiterhin dem Geständniszwang dienen und so das durch den Inhalt des Symptoms bedingte Schuldbewußtsein abführen, um so mehr, als die Mitteilung gewöhnlich in einer derartigen Form geschah, daß es dem Patienten schließlich gelang, von seiner Umgebung ganz energisch zurechtgewiesen, d. h. bestraft zu werden, wie für etwas „Obszönes". Wir haben so den Eindruck bekommen, daß die angeführte Deutung der Symptome wesentlich dazu beigetragen hat, die Hypochondrie des Patienten abzubauen, und deshalb haben wir uns auch gefragt, inwieweit bei derartigen Fällen mit hypochondrischen Erscheinungen solche Mechanismen in Frage kommen.

Nehmen wir nun einen Fall von typischer Angstneurose. Es handelt sich hier um eine Frau von 44 Jahren, die an der Phobie leidet, es könnte zerbrochenes Glas in ihre Speisen getan werden,

um sie zu töten, oder auch zerbrochene Nadeln. Sie betont das Wort „zerbrochen" und fügt hinzu, daß nicht so sehr die Idee der Nadel als die der zerbrochenen Nadel die Angst auslöse. Wir wollen darauf hinweisen, daß im Französischen das Wort Glas „*le verre*" heißt und dies Wort infolgedessen erlaubt, die Vorstellung von „*le ver*", der Wurm, und von schneidendem Glas zu verdichten.

Die Krankheit trat unter folgenden Umständen in Erscheinung: Die Frau lebte bis zum 38. Lebensjahre mit einem Freunde, der sie dann verließ, um einer Anderen zu folgen. Von dieser Zeit an lebte die Patientin allein. Vor zwei Jahren wurde sie operiert (Hysterectomie) und ein Jahr später bildeten sich die psychischen Symptome heraus, und zwar war die Angst vor dem Glase so groß, daß die arme Frau sogar das Essen aufgab und anfing, sich verhungern zu lassen. Sie wurde aus diesem Grunde in die Klinik von Professor Claude (Sainte Anne) gebracht, da man sie fast mit Anwendung von Gewalt ernähren mußte.

Die bis jetzt erfolgte, noch oberflächliche, psychoanalytische Erforschung des Falles brachte folgendes aktuelle Material zum Vorschein: Nachdem die Frau von ihrem Freunde verlassen worden war, zog sie es vor, auf Verkehr mit Männern zu verzichten. Sie rationalisierte diesen Entschluß folgendermaßen: einerseits um dem geliebten einzigen Freunde treu zu bleiben und anderseits der Bequemlichkeit wegen. Aber trotzdem sie entschlossen war, dem Freunde nicht böse zu sein, hatte die Patientin gegen eine starke Enttäuschung anzukämpfen und betete viel, wenn sie verzweifelt war. Sie fand Gelegenheit, den geliebten Mann in Begleitung seiner neuen Freundin wieder zu sehen, und meinte ganz merkwürdig, daß, als sie die beiden sich küssen sah, sie gerne an Stelle ihres früheren Freundes getreten wäre, um so zu tun wie er, dies, fügt sie hinzu, um wenigstens etwas von ihm zu haben, ohne dabei mit seiner neuen Freundin in Zwietracht zu geraten. So verstand die Patientin, eine einfache Frau aus dem Volke, sehr rasch, daß sie ihren Freund kastrieren wollte, um mit dessen Gliede seine neue Freundin zu besitzen. Soweit befänden wir uns also vor einer typischen, negativen Ödipusstellung mit Regression auf das oral-anale Stadium. Bemerkenswert ist, daß die Phobie erst

nach der Entfernung eines großen Fibroms ausbrach, das vor der Krankheit fast bewußt als Ersatz für Schwangerschaft betrachtet wurde. Allerdings kam auch der Verlust des Kindes hinzu, das sie mit ihrem Freunde gehabt hatte und das im Laufe seines ersten Lebensjahres gestorben war. Kurzum, die Verhältnisse gestatteten uns die Deutung, daß die Frau auf oralem Wege in den Besitz des Penis ihres früheren Freundes zu kommen wünschte — Erotisierung der Eßfunktion — dieser Wunsch sei verdrängt und käme zum Ausdruck als Angst, „zerbrochenes Glas oder zerbrochene Nadeln“ ins Essen zu bekommen. Wenn sie aß, war es ihr, als ob sie wirklich zerbrochenes Glas im Munde hätte, die Kehle schnürte sich vor Angst zu und sie hatte die allergrößte Mühe, die Speisen hinunterzuschlucken. Sie mußte dann immer „daran denken“, „an diese Angst“ und an das „zerbrochene Glas“ in ihr, andere Gedanken, andere Gefühle sind dann unmöglich, sie ist dann ganz von ihrer Krankheit „besessen“. Sie ist der Ansicht, daß der Arzt nie eine so schreckliche Krankheit gesehen hat und daß er den Fall sicher hoffnungslos finden wird. Sie fragt zweifelnd: „Glauben Sie wirklich, daß Sie das heilen können?“

So mußten wir uns fragen, inwieweit nicht die Angst in diesem Falle eine Wunscherfüllung und Ersatzbefriedigung im Sinne der Strafe bedeutet, ferner inwieweit nicht das ganze Symptom in den Dienst des unbewußten Exhibitionismus gestellt wird mit dem Erfolge, die Umgebung (Arzt und Pflegerin) mit dem angsteinflößenden Symptom von „zerbrochenem Glas und Nadeln“ zu koitieren.

Falls es sich so verhält, so könnte man sich ganz allgemein fragen, inwieweit eine derartige Deutung bei andern Fällen von Angstneurosen ebenfalls in Betracht kommt. Die Angst, das Symptom, könnte somit auch als Wunscherfüllung betrachtet werden und die angstauslösende Vorstellung als der Weg, dieselbe zu erreichen; dies immer mit dem Bedürfnis, bewußt alles zu unterlassen, was zum „sekundär lustbetonten“ Affekt führen könnte und infolgedessen das mit dem Ödipuskomplex in Zusammenhang stehende Schuldbewußtsein aktivieren würde.

Nehmen wir z. B. den von Alexander[2] angeführten Fall

---

2) Alexander, Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit, Seite 99. Int. PsA. Verlag.

einer Axtphobie, die sich später auch auf das Lesen ausstreckte, „weil der Kranke die heftigste Angst hatte, daß ein ‚L' kommen könnte, dessen Form an eine Axt erinnert". Hier bleibt die Deutung offen, ob nicht die heftige Angst die Folge des Wunsches war, eine Axt zu sehen, um die „Angst zu erleben".

Weiterhin ließe sich dann über den Mechanismus der Phobie überhaupt folgende Vermutung aussprechen: Inwieweit sind die Drohungen des Über-Ichs, auf die das Ich mit Angst reagiert, und die es dazu veranlaßten, die angsterregenden Handlungen zu vermeiden, inwieweit ist überhaupt dieser ganze Mechanismus im Dienste der Wunscherfüllung, wobei die Angst dann ebenfalls den Charakter eines Geständnisses bekommen würde und im Dienste des Strafbedürfnisses das Verbieten der angsteinflößenden Handlungen verlangen würde. Allerdings würde das Es gegen diese Verbote des Über-Ichs immer wieder von neuem protestieren und trotz der Strenge des Über-Ichs es verstehen, immer neue Mittel zum Zwecke der Angstentwicklung heranzuziehen, mit andern Worten, die Verbote des Über-Ichs lächerlich zu machen.

Hängt es nun damit zusammen, daß gewisse, an Phobie leidende Patienten von ihrer Phobie manchmal mit einem fast amüsierten Gesichtsausdruck sprechen, gerade als ob alles, um auf den Traum unserer an erster Stelle erwähnten Patientin zurückzukommen, eine große „Komödie" wäre? Vielleicht kommt dieselbe Vermutung auch noch für andere als für die bei Phobien beobachteten Angstmechanismen in Betracht.

Da die angstauslösenden Mittel sehr mannigfach sind, so darf man sich vorstellen, daß in gewissen Fällen von kriminellen Handlungen dieselben nicht nur im Dienste des Strafbedürfnisses stehen, sondern ebenfalls im Dienste der Entbindung von Angst vor der Strafe, wobei die Angst — wie es Reik, allerdings von einem andern Standpunkte ausgehend, angedeutet hat — in Analogie mit der Vorlust, die Strafe in Analogie mit der Endlust stünde[3]. Man könnte so die Vermutung aussprechen, daß diese Art psychischer Reaktionen immer wieder dieselbe Situation wiederholt: das Erleben einer angstbetonten Vorlust und Erleiden einer das Schuld-

---

3) Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis. Int. PsA. Verlag.

bewußtsein neutralisierenden Endlust. Man könnte somit an alle möglichen Varianten dieser Situation denken, vom gewöhnlichen Spiel bis zu den letzten Stadien der Spielleidenschaft im Kasino oder an der Börse oder auf einem andern Gebiete vom „Manöver" bis zum „entsetzlichsten Schlachtenspiel" im Kriege, darf dabei aber nicht vergessen, daß nur die klinische Erfahrung es vermag, unsere Vermutungen zu erhärten.

Ich möchte noch einige mir bekannte Fälle anführen, die unsere Annahme wahrscheinlich machen.

1. Ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren hatte den Zwang, immer wieder ein großes Auge aufs Papier zu zeichnen und es anzusehen, weil es ihm eine „so große Angst machen würde". Es wiederholte das Spiel immer wieder, und jedesmal, wenn es Angst hatte, schrie es entsetzlich, bis es auch die Eltern in Angst versetzte.

2. Eine unserer Patientinnen nahm als Kind eine Schere und stellte sich dann vor, wie man mit derselben jemandem die Augen aussticht. Diese Vorstellung entwickelte Angst, besonders bei der Idee, die eigenen Augen ausgestochen zu haben. Die Patientin kam jedoch immer wieder zu dieser Vorstellung zurück. Sie hatte einige Zeit den Charakter einer wirklichen Zwangsidee angenommen, mit der Angst, sich wirklich die Augen ausstechen zu müssen.

3. Zwangsideen mit schreckenerregendem Inhalt können wir bei vielen Patienten finden, z. B. die Vorstellung, „die Gebeine der Eltern koitieren sich im Grabe, das einzige Kind zu erwürgen" usw.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, könnte man sich überhaupt fragen, inwieweit gewisse Kranke sich nicht beständig den „Grand Guignol" spielen. Bekanntlich werden im Theater des „Grand Guignol" entsetzliche Greueltaten auf der Bühne gezeigt, und das Publikum besucht dieses Theater nur, um Angst und Schrecken zu erleben, die Frauen, um vor Entsetzen ohnmächtig zu werden. Dieses Theater scheint mir der beste Beweis für die bewußte Erotisierung der Angst, und das zahlreiche Publikum, von dem es besucht wird, gibt uns die Gewähr dafür, daß für viele Menschen Angst mit Orgasmus gleichwertig geworden ist, und daß sie keine Mittel scheuen, bewußt oder unbewußt sich das Recht zur Angst zu erkaufen.

Damit streifen wir, wenn wir es richtig überlegen, die Frage,

inwieweit überhaupt Literatur und Kunst in den Dienst dieser Erotik der Angst gestellt werden können und inwieweit die Vorlust überhaupt aus der Angst und deren psychischer Verarbeitung besteht.

4. Weiterhin wird uns interessantes Material durch folgenden Fall geliefert. Einer unserer Patienten hatte immer wieder denselben Angsttraum: *„Er liegt in einem Zimmer; eine Verbrecherin dringt in das Zimmer ein, faßt ihn an der Kehle und würgt ihn."* — Mit einem Angstschrei erwacht der Träumende. Das Material dieses Traumes haben wir im Laufe der Analyse ziemlich vollständig zusammentragen können. Wir durften mit Sicherheit auf folgende Deutung schließen: Der Patient träumt, er sei an Stelle seines Bruders im Leibe seiner Mutter. Die Verbrecherin (Mutter) erwürgt diesen Bruder. Verbrechen und Strafe erlebt so der Patient am eigenen Leib. Es war in dieser Beziehung bemerkenswert, zu sehen, wie vor und während der Analyse sich diese Situation stets wiederholte: Eine ganze Reihe von künstlichen Schwangerschaftsunterbrechungen bei seiner Frau, die vom Unbewußten des Patienten anscheinend provoziert wurden; dann während der Analyse: Versuch, die Frau dazu zu verwenden, die Analyse zu unterbrechen. Nur ganz besonderen Umständen ist es zu verdanken, wenn dieser Versuch mißlungen ist. Das Material erlaubte uns, auf den Tod eines jungen Bruders unseres Patienten zu schließen, der sich ereignet hatte, als der Patient etwa drei Jahre alt war.

Aber dies ist nicht alles. Die Traumsituation entspricht ebenfalls der Idee: „Die Mutter begeht das Verbrechen, das Kind — Glied des Vaters — zu vernichten und an seiner Stelle mein Glied in die Hände zu nehmen (die Verbrecherin würgt den Hals des Patienten.)" Der darauf eintretende Angstaffekt kann an Stelle des Orgasmus stehen und entspricht infolgedessen einer mehrfach determinierten Wunscherfüllung.

In Zusammenhang mit diesem Material mußten wir die Frage aufwerfen, inwieweit derartige Angstträume wie der oben zitierte nicht auch Pollutionsträume sind. Ich habe letztere in dieser Hinsicht noch nicht genauer untersuchen können, was eine Lücke in unserer Arbeit bedeutet. Überhaupt scheint mir das Problem eines eingehenderen Studiums zu bedürfen, als wir es bis jetzt haben tun

können. Es bleibt ebenfalls die Frage offen, inwieweit die anale Angst als Lustbefriedigung im Sinne eines Orgasmus in Betracht gezogen werden kann. Unter analer Angst verstehe ich folgendes: Wir wissen, daß die anale Liebe das Liebesobjekt martern und sogar töten will. Diese sadistischen Wünsche lösen eine große Angst aus, einerseits die Angst, durch die Allmacht der Gedanken das Liebesobjekt zu töten, anderseits die Angst, sich von ihm töten lassen zu müssen und ihm anzugehören. Inwieweit in dieser Angst auch die grausige Erfüllung dieser sado-masochistischen Tendenzen erlebt wird, bleibt dahingestellt. Vielleicht kann uns die Analyse eines Traumes einer unserer Patientinnen im Verständnis dieser Zusammenhänge weiterhelfen. Der Traum hatte folgende Vorgeschichte: Die Patientin hatte während der Analyse das Bedürfnis, Spezialisten zu konsultieren, um sich die Venen ihrer Beine (Varicen) durch Einspritzungen behandeln zu lassen. Wir gaben ihr den Rat, diese Behandlung einstweilen zu unterlassen. Daraufhin reagierte die Patientin mit heftigen „Rheumatismen und Schmerzen im Rücken". Dazu gesellte sich Stuhlverstopfung. Wir legten ihr die Deutung nahe, daß die Reaktionen möglicherweise psychischen Ursprungs sind. Auf das hin brachte die Patientin folgenden Traum: *Sie befindet sich in meinem Konsultationszimmer, genau wie in der Analyse. An meiner Stelle befindet sich ihre Mutter. Auf dem Diwan liegt ein junges Mädchen. Sie jagt dem Mädchen auf alle mögliche Art Angst ein. Sie sagt ihm, im Zimmer wäre ein Gespenst, welches das Mädchen töten werde. Diese Art, Angst zu machen, bereitet ihr große Freude. Schließlich zwingt sie das Mädchen, ein Messer zu nehmen, sich zuerst in die Finger zu schneiden, sich zu martern, um sich dann endlich zu erstechen. Das Mädchen badet in seinem eigenen Blute. In diesem Momente kommt es bei ihr zum Orgasmus und sie hat das Gefühl, als wäre sie selber mit Blut bedeckt. Nachdem das Mädchen tot ist, gibt sie sich mit dem Leichnam ab und sagt zu ihrer Mutter: „All right." Sie schämt sich, dies vor der Mutter getan zu haben.*

Das Material dieser Analyse ist klassisch. Patientin hat bis zu ihrem fünften Altersjahre das Schlafzimmer ihrer Eltern geteilt. Interessant ist zu sehen, daß sie in diesem Masturbationstraum den Orgasmus des Mädchens als Angst erlebt und in der aktiven Rolle

des Vaters auf ihre Fähigkeit des Angstmachens stolz ist. Der Traum spricht für sich und man kann sich weitere Kommentare ersparen.

Die Schlußfolgerung der obigen Ausführungen wäre demnach, daß die Angst nicht nur als Reaktion auf Gefahr bei unseren Kranken zum Ausdruck kommt, sondern daß wir es in einer ganzen Reihe von Fällen sozusagen mit künstlicher Angst zu tun haben, die im Dienste erotischer Befriedigung steht. Es könnte ferner eine intime Beziehung bestehen zwischen dieser erotisierten Angst und dem ebenfalls erotisierten Schuldbewußtsein und damit würde *„l'aiguillon du remords"* zum Range eines mit königlicher Freigebigkeit masochistische Lust spendenden Gewaltherrschers erhoben werden.

Inwieweit die Erotisierung der Angst dazu beitragen kann, schwere Hemmungszustände bei unseren Patienten zu fixieren mit all den daraus sich ergebenden Komplikationen, muß einem genaueren Studium des Problems überlassen werden. Wir hatten nur die Absicht, in großen Zügen diese ganze Problemstellung anzudeuten und auf die komplizierten Verhältnisse, die sich aus der Erotisierung der Angst ergeben können, hinzuweisen. So möchten wir bei dieser Gelegenheit auch nicht vergessen zu erwähnen, daß die genauere Kenntnis des Problems uns wertvolle Fingerzeige zum Verständnis der affektiven Grundlagen der gesellschaftlichen Organisation des Menschen geben könnte. Man kann sich vorstellen, daß die soziale Organisation auf totemistischer Stufe hauptsächlich im Dienste des sado-masochistischen Lustprinzips steht und daß die Erotisierung der Angst eine bedeutende Rolle dabei spielt. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, inwieweit der „schreckenerregende Unteroffizier" so seinem eigentlichen Zwecke entzogen und in den Dienst erotischer Bedürfnisse gestellt werden kann. Es muß ebenfalls einem genaueren Studium überlassen bleiben, zu zeigen, welche Rolle die Erotisierung der Angst im Laufe der Entwicklung in den verschiedenen Kulturen und Religionen spielt, und dies je nach der Stufe der Entwicklung.

Ein mißglücktes Tagebuch

Von

Siegfried Bernfeld

Als „Beiheft der Zeitschrift für angewandte Psychologie" (herausgegeben von William Stern und Otto Liepmann im Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig) erschien soeben: „Trieb und Tradition im Jugendalter, Kulturpsychologische Studien aus Tagebüchern" von Dr. Siegfried Bernfeld. Preis Mark 9·60. Mit Genehmigung des Autors und Verlags geben wir hier einen Abschnitt des Buches wieder.

Maria war eine „schlechte" Tagebüchlerin. Ihr Tagebuch (Fertigtagebuch[1]) mit 58 beschriebenen Seiten) reicht bei recht großer Schrift von ihrem 9;3 Jahr bis zum 12;11. Es endet in feierlicher Schrift mit dem Vorsatz: „Hiermit beschließe ich feierlich mein erstes Tagebuch, mit dem billigen Wunsch, daß das zweite nicht mit Abständen von 3 Jahren geführt werde! Maria." Aber dieser Vorsatz wird nicht eingehalten (Maria ist jetzt 21 Jahre alt). Das Büchlein hat ein von der Mutter gezeichnetes Titelblatt: „Marias Tagebuch von der Mutter. 1. November 1918." Der Inhalt des Tagebuchs weist nichts besonderes auf; nach Hedwig Fuchsens[2]) Ausrechnungen wäre es als frühreif zu erklären. Uns interessiert der kurze Atem der Schreiberin, die viermal mit jahrelangen Pausen ansetzt, ehe sie zu einer regelmäßigen Führung über einige Wochen hin gelangt. Wir möchten gern wissen, was sie veranlaßt, immer wieder anzufangen, was sie hemmt fortzusetzen. Maria vermag keine Auskunft darüber zu geben; sie sagt, sie hätte gern Tagebuch geführt,

---

1) Mit „Fertigtagebuch" bezeichne ich die in Läden verkäuflichen Schreibbücher, die durch Aufschrift, Schließe oder dergleichen für den Gebrauch als Tagebücher produziert sind; im Gegensatz zu neutralen Schreibbüchern, Heften usw., die der Tagebüchler sich zum Gebrauch als Tagebuch selbst einrichtet.

2) Die Sprache der Jugendlichen im Tagebuch. Zeitschr. f. angew. Psych. 1928 (XXIX).

aber es sei ihr „nicht geglückt", sie hätte die Selbstdisziplin nicht aufgebracht; sie ist bereit, dies als frühes Anzeichen der Willensschwäche, unter der sie leide, anzusehen. (Maria steht bei einer Ärztin in psychoanalytischer Behandlung wegen nicht eigentlich neurotischer Charakterschwierigkeiten). Das Tagebuch ist ein Geschenk der Mutter, die dem Kinde Tagebuchführung empfahl als schöne Erinnerung für die Zukunft. Ob Maria je von anderen Tagebüchern gehört oder gelesen habe? Otto Braun kenne sie seit etwa 1919; jedenfalls nach ihrem Tagebuchbeginn. Wir sehen uns also an das Tagebuch selbst gewiesen, dessen manifester Inhalt nichts für unser Problem verrät.

Studieren wir die Häufigkeit der Eintragungen. Wir finden als I. Abschnitt: 1. November 1918 mittag. abend. 2. [Nov.] 3. November. 4. November. 8. November. 10. [korrigiert — 9.] November. 11. November. 12. XI. 13. XI. 14. November. 15. XI. 16. XI. 17. XI. 24. XI. — 10 Seiten.

II. 1921. 18. V. 19. Mai. 21. Mai. — 6 Seiten.

III. 1922. 18. V. 19. V. 21. V. 22. V. 25. V. 28. V. 29. V. 2. Juni, 4. Juni. 5. Juni. 9. 10. 16. 18. 19. 20. 21. 22. 29. — 42 Seiten. Auffallend ist der 18. V., der die beiden spontanen Serien eröffnet. Die erste Vermutung, es könnte Marias Geburtstag sein, geht fehl, ihr Geburtstag fällt in den Juli. Der 18. Mai 1921 beginnt: „Heute ist M's Geburtstag ...", der auf zwei Seiten geschildert wird; aber der 18. Mai 1922, so wenig wie der folgende erwähnen M' oder ihren Geburtstag. Ich frage Maria: Wer hat am 18. Mai Geburtstag? Sie antwortet sofort: Am 17. Mai, die Mutter. — Weitere Fragen ergeben, daß ihr völlig unbewußt war, daß sie zweimal am Tag nach Mutters Geburtstag das Tagebuch begonnen hatte. M' war eine ältere mütterliche Freundin, die sie

eine Zeit lang sehr verehrt hatte. Es heißt demnach kaum die Tatsachen vergewaltigen, wenn wir behaupten, daß Marias Tagebuchführung im Zeichen ihrer Mutter stand; von ihr angeregt, hatte sie begonnen; an ihren Geburtstagen 1921, 1922 ist die Anregung neu erwacht und hat sich als unbestimmter Drang geäußert, zum Muttergeschenk zurückzukehren; als sie von ihm endgültig Abschied nimmt, weil es ausgeschrieben ist, verspricht sie, der mütterlichen Anregung folgsam, dem Tagebuch einen Nachfolger zu schaffen.

Mit dieser Annahme kehren wir zum Inhalt des Tagebuches zurück und beachten noch folgende Tatsachen: Marias Mutter hatte ihre Ehe 1917 geschieden; Maria war bei dem Vater geblieben, dem eine Schwester den Haushalt führte. Maria, einziges Kind, besuchte häufig ihre Mutter, an der sie liebevoll hing, dennoch „war sie begeistert gewesen", allein beim Vater zu bleiben. Aber die Beziehung zum Vater, vor allem vergällt durch steten Streit mit der Tante, wurde mit den Jahren für Maria schwierig. Sie liebte die Mutter, die aber dieser Liebe nicht voll froh werden konnte, weil Maria sich tyrannisch, begehrlich und rücksichtslos benahm, während der Vater, dem sie beträchtlich weniger zugetan war, sich ihrer Rücksicht und Folgsamkeit erfreuen konnte. Die geistige Welt ihres Vaters — Beamter — verachtete sie, während Mutters Lebensauffassungen und geistige Einstellung, die nach der Scheidung als Schauspielerin, später als Schriftstellerin lebte, sie anzog. Maria war begabt und ehrgeizig auf den Arbeitsgebieten ihrer Mutter, hat aber eben hier Schiffbruch erlitten.

Das Tagebuch vermeldet von all dem nichts. Es beginnt: „Mein Tagebuch wird mir in späteren Jahren sehr viel Freude machen. Darum werde ich gleich heute Abend schreiben, wie

es bei den B ... Kindern war." Im übrigen ist von Schule, Theaterbesuch, Spielen usw. die Rede. Mutter und Vater, denen damals heftige Affekte gehörten, werden im Berichtstil behandelt, und zwar folgendermaßen:

„3. Nov. Heute war mein gutes Mutti bei mir, ich habe mich schon eine ganze Woche früher drauf gefreut. Wir haben ..., Lieder gesungen u. meinem guten Mutti haben die Bücher ... herrlich gefallen. Dann hab ich ihr Klavier vorgespielt und zuletzt haben wir Bücher verkauft. Nachmittag ... ich bin erst um ½8 nach Hause gegangen. 4. Nov. ... Bis 7 Uhr gelesen, dann ausgezogen, gewaschen, nachtfrisiert, im Schlafrock mit den Andern um 8 Uhr genachtmahlt, nach dem Nachtmahl noch mit dem Papa fürchterlich gehetzt und getollt; bis ½10 Uhr; ich hab der Tante ihre Schlappen weggenommen, der Papa hat sie erst nach langem Suchen wiedergefunden. Dann hab ich „allein" gebetet, u. bin eingeschlafe."

Es ist als wollte sie sagen, da und dort ist es schön. Ohne Kenntnis der psychischen Situation würden wir nicht beachten, daß der Vater eine Nuance wärmer, freier behandelt wird. Mutter und Vater erscheinen nochmals in dieser ersten Periode: „16. XI.. [schildert einen Konflikt mit der Tante, endend]: ... trotzdem ich Nein gesagt hab, hat sie mich gezwungen zum Turnen u. mir hat das Knie so weh getan. Ich hab die [Tante] garnicht gern; sie ist so sekant. 17. XI. Heute war ich bei meinem besten Mutti. Ich hab mir meine Aufgaben mitgenommen. Meine Malerei ist sehr schön geworden. Leider hat die Mutti schon wegen dem dummen Theater um 5 Uhr wegmüssen. Wie ich hingekommen bin hab ich so kalte Füße gehabt, daß ich mir garnicht zu helfen gewußt hab. Wie ich mich gefreut hab, daß ich wieder einmal einen Tag dort sein können hab! Wie ich auch fein gegessen habe? Karottensuppe, Erdäpfelknödeln mit Zwiebel, passierter Spinat, schweinernes u. Marmeladeflecken. Wie die Mutter weg war, hab ich die Aufgabe gemacht."

Unmittelbar schließt an: „24. XI. Vormittag war ich mit Papa in der Bildergalerie. Und wir haben sehr schöne Bilder gesehen. Die schönsten waren von Waldmüller. Nachmittag war ich im

Freischütz; ich bin sehr stolz, daß ich schon im „Freischütz" war, das ist doch schon ein erwachsenes Stück!..."

Sagt nicht auch dieser Bericht, „es ist schön bei beiden"; aber ein Wermutstropfen ist doch das „dumme Theater", bei der Mutter, während der Tag mit Vater pure Harmonie bringt. Mit der Tante freilich ist Mutter nicht zu vergleichen. Man beachte das wehe Knie, die kalten Füße und dagegen das feine Essen!

Die zweite Tagebuchperiode erwähnt Mutter überhaupt nicht, sondern die verehrte Frau M., Freunde, Bekannte. Der Vater wird zweimal kurz erwähnt, ich bringe die beiden Aufschriebe als Stilprobe:

19. Mai. Heute war ich im Prater mit einer Bekannten von Papa,... und ihrem kleinen Mäderl. Sie haben mir sehr gut gefallen, alle zwei. Nächstens soll ich mit ihnen nach H. kommen, dort wird ein Picnic sein. Wir waren fast an der Donau,... aber da ist es schon finster geworden und kamen erst nach 9 Uhr nach Hause. Das kleine Mäderl ist 10 Jahre alt sie spricht ganz Schwizer Dütsch. 21. Mai. Wir waren eingeladen bei... einer bekannten von Papa... ich war... hingefahren und Papa erwartete uns dort. — Es waren noch viele andere Leute dort. Vor allem...

1922 ist durch ein leeres Blatt von 1921 getrennt, auf ihm hat Maria Kritzeleien in Spiegelschrift geübt, z. B.: Wie war es; wunderbar, reizend. Darunter heißt eine „Liebe Mutter!" Die Aufschriebe selbst beginnen mit einer Unwichtigkeit:

18. V. Beim Papa gewesen. Sehr viel Flieder im Garten. Schon Goldregen. P. gab mir ein Buquet für... mit. Wir spielten Ball im Garten, ein Ägypter schaute uns ununterbrochen zu. Wir mußten natürlich furchtbar lachen durftens nicht zeigen. Dann setzte er sich auf die Bank. Beinahe flog ihm einige Mal der Ball auf den Kopf, weil wir wollten, daß er weggeht. Umsonst gewesen.

19. V. [Schulsachen; endend:] Morgen zur Mutter. 20. V. War bei der Mutter. Sehr nett. Aber Mutters Geburtstag war eigentlich so wenig schön. Kaum was hat sie gekriegt. 21. V. Es war einfach

fabelhaft. Es war schön, daß man lieber nicht viel davon schreiben soll, aus Angst es dadurch zu verschandeln. Die Anny ist so schön und so lieb und die andern auch alle... Aber die Anny übertrifft doch alles andere, ich fürchte, daß ich ganz aber total verliebt bin. Einen ganz schaurigen Gegensatz hat der A.. geboten... er hat auch mit mir getanzt. Er tanzt aber herrlich... aber das ist mir ziemlich Wurst. — Ich find es so ekelhaft, daß, wenn man jemanden furchtbar gern hat, man dann so bald wieder damit aufhört. Aber ich glaub, wenn ich sie wiedersehen würde, dann würd nie aufhören; beim Essen wie sie herumserviert hat ums Zelt, hats von allen Seiten her geschrien: Anny, Anny, A a a a nnyy! Es ist Theater gespielt worden, furchtbar lustig eigentlich war nicht viel zu unterhalten da. Aber es war doch so schön. —... Die Baronin... ist reizend... Ich glaube, es ist Hoffnung, daß ich einmal ins Schloß muß, dann kann ich mehr von der Anny haben, aber dann hab ich immer Angst aufdringlich zu sein. Na hoffentlich.

Mit aller wünschenswerten Klarheit ergibt sich aus dieser III. Periode, wie die Beziehung zu Vater und Mutter zu Konfliktsituationen führt, wie Maria bemüht ist, sich nicht zwischen ihnen zu entscheiden. Aber so lebhaft ihre Liebesbeteuerungen zur Mutter sind, so gewinnt man doch den Eindruck, als wäre ihre Bindung an den Vater stärker. Dieser Eindruck läßt sich zahlenmäßig belegen. Die Mutter wird im ganzen Tagebuch nur in 5 Aufschrieben genannt; der Vater in 11 Aufschrieben. Bemerkenswert ist, daß die Erwähnung des Vaters nie von einer Erwähnung der Mutter gefolgt ist; während in 3 von den 5 Erwähnungen der Mutter wenige Zeilen später der Vater genannt wird. Die 2 Aufschriebe, die die Mutter allein erwähnen, sind ganz kurz und besagen, 1. „Morgen zur Mutter“ und 2. Tags darauf — als Bericht von diesem Besuch bei der Mutter — daß Mutter diesmal wenig Geburtstagsgeschenke bekommen hatte.

Wir haben hier den seelischen Tatbestand, den Freud

„so düster"[3] Ödipuskomplex nennt, vor uns, Maria unbewußt und für den oberflächlichen Leser nicht sichtbar, bevorzugt Maria im Tagebuch manifest den Vater. Bestätigt wird dies durch die auffällige Tatsache, daß im Tagebuch zwar homoerotische Beziehungen zahlreich, heteroerotische jedoch gar nicht erscheinen. Die Zärtlichkeit zum männlichen Geschlecht ist an den Vater gebunden, so fest, daß für andere Männer nichts frei ist; die zur Mutter ist leichter ablösbar, ja die Konflikte um die Mutter drängen zu einer neuen Objektwahl. (Über die sexuelle Libido im engeren Sinne können wir nichts aussagen, weil Marias Tagebuch darüber völlig schweigt.) Mitte Mai 1920 erscheint für Maria das erste Objekt dieser Art, Frau M. Mitte Mai 1921 steigert sich die Schwärmerei für Anny zur Verliebtheit, Beatrice wird geliebt. Zugleich mit Frau M. beginnt das Tagebuch II, zugleich mit Anny Tagebuch III. Auf dem Höhepunkt der Liebe zu Beatrice wird Tagebuch IV beschlossen — ich glaube die Annahme, daß Marias Tagebuch im Zeichen der Mutter steht, läßt sich nun präziser formulieren. Frau M., Anny und Beatrice sind Liebesverminderungen für die Mutter (im Tagebuch II wird sie kaum erwähnt), aber Marias Überich verlangt unverminderte Liebe zur Mutter, insbesondere Mutters Geburtstag mag hier entscheidend die Ansprüche der Mutter vertreten. Immer, wenn sie andere Frauen der Mutter bevorzugt, entsteht das Bedürfnis, sich doch irgendwo der Mutter anhänglich zu erweisen; Maria kehrt zu Mutters Geschenk und Anregung zurück, beginnt wieder Tagebuch zu führen.

Von diesem Konflikt, um die Liebe zur Mutter, sagt das Tagebuch nichts; aber — falls mein Deutungsversuch richtig ist — Marias Bemühen, Tagebuch zu führen, ihr Drang, sich

---

3) Bühler, Die Krise der Psychologie, Jena 1927.

immer wieder der Mutter und deren Anregung folgsam zu erweisen, einerseits, das Faktum anderseits, daß sie gerade in diesem Tagebuch von den Konkurrentinnen der Mutter und vom geliebten Vater so unvergleichlich mehr schreibt als von ihr, ist der Ausdruck ihrer Gefühlsambivalenz zur Mutter.

Warum mißglückt aber ihr Vorhaben, „ordentlich Tagebuch zu führen" immer wieder? Wahrscheinlich überwiegt Marias unbewußte Feindseligkeit gegen die Mutter so sehr, daß sie gerade an diesen Folgsamkeitsbemühungen scheitert. So zu sein, wie die geliebte Mutter ist, so zu sein, wie die — unbewußt gehaßte — Mutter von ihr verlangt, kann ihr nicht gelingen. Das Tagebuch mißglückt ebenso wie ihre Bemühungen, der Mutter im Beruf, in geistiger und sozialer Hinsicht gleich und recht zu werden.

Wir lernen hier ein gewiß nicht unwichtiges Motiv der Tagebuchführung kennen: F o l g s a m k e i t gegenüber der Anregung von geliebten oder geehrten Personen. Bei Elsie mochte dies Motiv mitwirken; bei Maria scheint es entscheidend zu sein. Sie schreibt unter dem Wunsch, folgsam zu sein, einer A n r e g u n g der Mutter zu folgen. Ihre Tagebuchführung hat aber infolgedessen unter all den Schwierigkeiten zu leiden, denen ihre Beziehung zur Mutter, die Folgsamkeit gegenüber der Mutter, oder die Folgsamkeit überhaupt ausgesetzt war. Dieses Motiv unterscheidet Maria von vielen anderen Tagebüchlern. Sie übernimmt den Brauch und die Form nicht ganz freiwillig. Eine wichtige Autoritätsperson legt ihr die Übernahme nahe, wünscht sie, lehrt sie und schenkt ihr die Mittel. Gewiß gibt es eine kontinuierliche Reihe von Nuancen zwischen solcher Anregung und voller Freiheit. Aber es gibt ebenso eine Reihe von Übergängen von solcher Anregung zum eigentlichen Zwang. Ein Beispiel für ein er-

zwungenes Tagebuch ist das des kleinen G a u d y[4]. Heute wird wohl selten Zwang auf Tagebüchler ausgeübt; aber wie Kapitel 12 zeigt, erfolgte die Tradierung des Tagebuchs vor Zeiten häufig durch Zwang. Wer ein erzwungenes Tagebuch führt, folgt gewiß dem Motiv der Folgsamkeit. Aber auch mancher völlig freiwillige Tagebüchler hat Folgsamkeitsmotive den andern in verschiedenem Maße beigemengt.

Vom Zwang und der Anregung wäre der Anreiz zur Übernahme zu sondern. Solcher Anreiz geht für Elsie wohl vom Tagebuch „der Verlorenen" aus, ging für Hedwig von Klaras Tagebuch aus. Offenbar muß Zwang, Anregung oder Anreiz auf den Tagebüchler gewirkt haben, sollen in ihm die Motive der Folgsamkeit oder der Identifizierung entstehen, den Normangleich zu vollziehen. Wir werden also die Anregungskräfte und die Anreizwerte zu studieren haben, die von Tagebüchern ausgehen, d. h. die Geschichte des Tagebuchs und seiner Tradierung.

Die Entwicklung eines Vagabunden

Von

Hans Kalischer

Unter dem Titel „Aus der heilpädagogischen Anstaltspraxis" berichtet Hans Kalischer im IV. Jahrgang (1930) der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" über eine Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen an jugendlichen Verbrechern, schwer erziehbaren Kindern usw. Den Bericht über einen dieser Fälle geben wir hier wieder.

Ein schwer verwahrloster junger Mann kam als Achtzehnjähriger zu uns in die Anstalt. B o r i s ist von wildem ungezügeltem Temperament, durchaus intelligent, wenn auch

4) F. v. Z o b e l t i z, Aus Franz Gaudys Jugendtagen, Zeitschr. f. Bücherfreunde 1900 (IV.)

sprunghaft im Denken und in der Wahl seiner Interessen. Bei der ersten Begegnung mit ihm ist man erstaunt, einen so höflichen, ja liebenswürdigen, verständigen und interessanten jungen Mann vor sich zu haben. Obwohl im Ausland geboren und erzogen, spricht er gewandt deutsch und blendet im Gespräch durch rhetorischen Schwung und eine farbenreiche Phantasie. Kennt man ihn länger, so wird hinter der dünnschichtigen brillierenden Oberfläche bald das Dumpf-Triebhafte, Unberechenbare seines Wesen sichtbar. Er, wie der größte Teil der Kriminellen dieser Gruppe, hat sich durch Eigentumsvergehen zu Hause und an anderen Orten unmöglich gemacht. Um mit seiner Geschichte vertraut zu machen und ihn gleichzeitig selbst reden zu lassen, zitiere ich einige wesentliche Teile aus seiner autobiographischen Beschreibung. Sie ist trotz seiner sonst üblichen Phantastereien im Kern wahrheitsgetreu.

Aus der Autobiographie

„Das erste, an was ich mich erinnern kann, ist das Leben mit meinem ersten Vater. Das war so. Wir lebten in B... Mein Vater war Journalist bei einer Zeitung. Er war sehr leichtlebig und ein Säufer. Das Geld, das er für seine Werke bekam, verbrauchte er auf unsinnige Weise. Wir bekamen des öftern nichts davon zu sehen. Natürlich war so ein Leben für meine Mutter eine kolossale Plage. Sie wußte manchmal nicht, von wo sie für mich und meine beiden Brüder das Brot herschaffen sollte. Mein Vater war öfters auch über Nacht nicht zu Hause. Er soll die schrecklichsten Dinge getrieben haben, so erzählte mir meine Mutter später.

Eines Tages waren mein Vater, meine Mutter und ich im Kaffeehaus, wo wir öfters hingingen. Wie wir uns so unterhielten, steht meine Mutter plötzlich auf und bittet die beiden Herren, die am Nebentische saßen, um ein Buch, das sie sich ansehen wollte. Die Herren gaben es ihr, und so kam man bald in ein Gespräch. Ich war damals erst sechseinhalb Jahre alt und kann mich nicht mehr

erinnern, über was man sprach. Ich weiß nur, daß die beiden Herren am nächsten Tage zu uns zum Tee kamen. Einer davon ist mein jetziger Vater. Ich weiß nicht, ob das mit dem Buche Zufall war oder nicht, ich jedenfalls glaube und bin davon überzeugt, daß es keiner war. Die beiden Herren kamen von da ab öfters zu uns, besonders der eine. Eines Abends, als mein Vater nicht da war, kam dieser Herr, er hieß (Name des jetzigen Vaters), wieder zu uns und unterhielt sich mit meiner Mutter. Ich weiß nicht, was weiter war, aber als ich am nächsten Tag in die Schule ging, ging er auch ins Büro. Ich glaube ihn aber bestimmt vorher in Papas Bett gesehen zu haben. Von da an kam er fast jeden Tag zu uns, und eines Tages sagte uns unsere Mutter, daß wir zu ihm Onkel sagen sollten.

Eine Nacht ging es bei uns sehr bewegt her, nämlich mein Vater und meine Mutter zankten sich wieder. Ich dachte mir nichts, da es öfters vorkam, daß der Vater meine Mutter sogar heftig schlug. Es war dieses Mal eine große Aufregung. Ich hörte einen Wagen vorfahren und wieder wegfahren. In der Frühe war mein Vater nicht da und ließ sich nie wieder blicken. Nachdem mein Vater verschwunden war, übersiedelten wir in ein anderes Haus. Von da an lebte dieser Herr immer bei uns. Er aß bei uns und schlief auch da. Es war in dieser Zeit etwas los, nur konnte ich das mit meinem kindlichen Verstand nicht fassen und nicht begreifen, was los sei. Man war sehr aufgeregt. Meine Mutter ging öfters über den Tag mit diesem Herrn weg und kam sehr spät nach Hause. Auch waren des öfteren bei uns fremde Leute zu sehen. Später erfuhr ich, daß das der Ehescheidungsprozeß zwischen meiner Mutter und meinem Vater gewesen ist. Nämlich meine Mutter hatte meinen Vater verklagt. Dieser war mit der Scheidung einverstanden, aber er verlangte mich. Das heißt ich sollte bei ihm bleiben. Meine Mutter wollte mich aber auch. Der Prozeß wurde zugunsten meiner Mutter entschieden, und ich blieb bei ihr. Nachdem das vorüber war, entstanden andere Sorgen: nämlich meine Mutter sowie mein erster Vater waren beide aus alten jüdischen Familien, mein zweiter Vater war aber ein strenggläubiger Katholik.

Jetzt, damit meine Mutter mit meinem zweiten Vater heiraten konnte, mußte sie in die katholische Kirche eintreten, so wie diese

das vorschreibt. Dazu gehörten aber Religionsunterricht des Neuen Testamentes und Lernen des Katechismus. Darum ging ich mit meiner Mutter des öfteren zu unserem katholischen Geistlichen in B... und lernte da die katholische Religion kennen. Stets werden mir die angenehmen Stunden, die ich mit dem Geistlichen verbracht habe, im Gedächtnis bleiben. Er schenkte mir öfters Bilder und kleine Bücher, und so gewann ich ihn sehr schnell lieb, wie das so Kindesart ist. Und so rückte einer der wichtigsten Tage meines Lebens, einer der vielleicht wie kein anderer auf mich wirken wird, heran. Eines Morgens wurden wir alle drei Brüder schön angezogen. Meine Mutter und der Herr zogen sich auch schön an, und so fuhren wir alle in die katholische Kirche. Dort trafen wir uns mit einer anderen Familie, die unsere Taufpaten werden sollten. Wir wurden da in einer Reihe aufgestellt, und der Pfarrer taufte uns so, wie es die Kirche vorschreibt. Nach der Taufe war aber noch immer keine Ruhe im Hause. Jetzt wurden Vorbereitungen zu der baldigen Hochzeit meiner Mutter mit diesem Herrn gemacht. Und diese waren nicht weniger aufregend. Wir bekamen jetzt neue Möbel und eine schönere Wohnung. Zu dieser Zeit ging ich in die erste Klasse der B...er deutschen Volksschule. Es ist logisch, daß man sich in diesen Zeiten nicht viel um mich gekümmert hatte und ich etwas in die Gesellschaft der sogenannten Straßenkinder gekommen war. Daher führte ich schon in der ersten Klasse ganz tolle Streiche auf. Ich rannte aus der Schule weg, machte meine Aufgabe nicht, trieb mich auf den Straßen herum und anderes. In der Zeit heiratete meine Mutter und ich bekam meinen zweiten Vater. Dieser nahm mich jetzt, nachdem alles erledigt war, etwas strenger in die Zucht, und da ging meine neue Erziehung an, die ich, nebenbei gesagt, niemals verstanden habe und auch nicht verstehen werde. Also ich bekam eine Gouvernante, die mich wie ein Küken unter ihre Flügel nahm. Sie ging mit mir in die Schule, sie holte mich aus der Schule ab, sie machte mit mir meine Aufgaben und ging mit mir spazieren. Kurz zu sagen, sie war immer da, wo ich war. Und so ging es einige Zeit. Ich machte die erste und zweite Klasse der Volksschule fertig und sollte gerade in die dritte kommen, da kam das Ereignis, das meinem ganzen Leben eine Wendung gab, nämlich der Weltkrieg."

Er schildert dann die ersten erregenden Kriegswochen: Die Beschießung der Stadt, die Flucht der Familien in den Keller, in dem sie tagelang vor dem Feuer Deckung suchen mußte, und ihr im Viehwagen vollzogener Abtransport ins Innere des Landes. Die Fahrt führt durch Krankheit, Schmutz und Elend. Schließlich erfolgt ihre Internierung in einem Konzentrationslager, in dem sie gemeinsam mit anderen Deutschen, Österreichern, Bulgaren und Türken untergebracht werden.

„Hier geschah mir etwas Furchtbares. Wir bekamen pro Kopf in der Frühe jeder einen halben Liter Milch. Diese mußten wir uns vom Kessel, in dem sie für alle gekocht wurde, abholen. Eines Tages holte ich wieder unser Quantum, nämlich 3 l, ab. Die Milch war furchtbar heiß, brühend. Als ich in die Lehmhütte, in der wir wohnten, hineinkam, sprang unser Hund mit meinem kleinen Bruder herum. Ich hatte Angst, daß der Hund meinen kleinen Bruder beißen wird, und wollte ihn mit dem einen Fuße wegschieben. Doch da der Lehmboden naß war, rutschte ich aus und schüttete die ganze brühende Milch über mich. Meine ganze linke Körperhälfte war verbrannt. Ich mußte ins Bett, wo ich auch ein halbes Jahr lang liegen blieb. Im Anfang hatte mich der Arzt, der in diesem Städtchen war, aufgegeben, da die Verbrennung furchtbar war. Doch tat er sein Möglichstes, um mir meine Schmerzen zu lindern... Diese Zeit war die schrecklichste in meinem Leben."

Nun folgt eine Beschreibung der weiteren Gefahren, denen er ausgesetzt war. Beschießung des Ortes, Einzug der Österreicher und Deutschen und eine sehr beschwerliche Rückreise durch das verwilderte Land im Schutze der Verbündeten. Dabei bildeten der sich verschlimmernde Zustand der eigenen Brandwunden und die erfrorenen Füße seines Bruders ein weiteres Hindernis. Die Wohnung in B... finden sie zertrümmert und ausgeplündert vor. Nach einem Aufenthalt in Österreich, der sich nach einer nochmaligen Zwischenzeit in der Heimat bis zum Kriegsende erstreckt, zogen sie erst dann

wieder in B... ein, wo der Stiefvater seine frühere Tätigkeit von neuem aufnahm. Dementsprechend besuchte Boris mit Unterbrechungen die dortige Schule weiter. Über die Zwischenzeit schreibt er:

„Ich war vor dem Kriege in die B...er deutsche Schule gegangen und war bis zur dritten Klasse gekommen, das heißt ich habe die zweite Klasse der Volksschule fertig gemacht. Als wir nun wieder in geregelten Verhältnissen waren, ging ich nun in die dritte Klasse der Gouvernementsschule, die, wie der Name schon sagt, von der Militärverwaltung in B... errichtet worden war. Ich machte in dieser Schule die dritte und vierte Klasse in einem Jahre durch. In diese Zeit fällt mein erster Fall von Diebstahl. Ich fing damit an, daß ich Sachen, die ich für meine Mutter besorgte, zu Hause teurer berechnete und das Geld dafür mir behielt. Später nahm ich auch Geld, das herumlag, und verbrauchte es. Eines Tages entdeckte das mein Lehrer und meldete es zu Hause. So merkte man das zu Hause und die Folge war die, daß ich dann jedes Mal, wenn ich so etwas tat, furchtbare Prügel bekam. Ich konnte es aber doch nicht lassen und gewöhnte mir das so langsam an. In der Zeit machte ich die fünfte Volksschulklasse fertig und bestand in zwei Monaten die erste Klasse des Realgymnasiums. Kurz danach kamen die feindlichen Truppen wieder nach B... Wir reisten um diese Zeit nach Wien und blieben acht Monate dort. Nach B... wieder zurückgekehrt, fanden wir unsere Wohnung wieder aufgebrochen und geplündert. Aber an *so etwas gewöhnt* und darauf vorbereitet, siedelten wir wieder um.

...Ich trieb es in der letzten Zeit nicht nur in der Schule sehr toll, sondern auch zu Hause, schwänzte ganze Wochen, stahl zu Hause Geld, verbrauchte es in zweifelhafter Gesellschaft, mit der ich mich abgab, und trieb es sehr weit. Eines Tages, als ich wieder drei Tage geschwänzt hatte, wurde ich aus der Schule herausgeschmissen. Jetzt ging erst zu Hause ein tolles Leben an, ich verbrachte Tage und Nächte mit meinesgleichen. Natürlich, daß ich dadurch *mit meinem Vater immer mehr auseinanderkam.* Ich bestand auch die Prüfung, die ich privat machte, nicht, und so wurde beschlossen, mich nach

Deutschland in eine Anstalt zu geben. Ich wünschte es sehnlichst herbei, damit ich von zu Hause ganz los komme.

Endlich war auch der Tag gekommen und ich schied von Belgrad leichten Herzens, und so schließe ich denn die Geschichte eines ‚Vagabunden', wie mein Vater mich immer nannte."

Wir sehen, daß dieses Leben unter einem Unstern seinen Anfang nahm. Zerrüttete häusliche Verhältnisse und der Krieg, der vor den Augen des Unreifen die primitivsten Moralbegriffe von Eigentum und Recht vernichtete, haben gemeinsam den Grund zu einer Verwahrlosung gelegt, deren nachdauernde Auswirkungen wir später vergeblich zu bekämpfen suchten. Während der mehrjährigen Unterbringung bei uns häuften sich die Delikte, nahm die Neigung zu lügenhaften Verfälschungen und Hochstapeleien zu. Seine Aggressionen wuchsen sich zuweilen zu einer Stärke aus, daß sie eine Gefahr für die Umgebung bedeuteten. Wir waren gezwungen, ihn versuchsweise in einer geschlossenen Anstalt unterzubringen. Der dortige Aufenthalt war ergebnislos. Da man ihn nicht als Irren behandeln konnte, im übrigen seine Anwesenheit als äußerst betriebstörend empfinden mußte, gab man ihn wieder an uns zurück.

Wir versuchten noch einmal alles mit ihm. Boris schien nach der herbeigesehnten Rückkehr zunächst etwas ruhiger und einsichtiger zu sein. Da sich ein Ausgehverbot bei dieser ältesten Gruppe immer als unzweckmäßig, ja undurchführbar erwiesen hatte, erreichten wir es mit seiner Einwilligung, daß er die Stadt mied. Boris arbeitete eine Weile im Garten und wurde mit kleinen Beträgen entlohnt, um ihm, wie wir meinten, den Reiz zu nehmen, der in der Aneignung fremden Eigentums für ihn lag. In der Annahme, daß es nach den vorausgegangenen Ereignissen gut sei, wenn er einmal in die

Hände eines ganz Unbefangenen überginge, nahm ihn statt meiner unser damaliger Assistenzarzt in seine besondere Obhut. Dieser ging auf seine Wünsche, sich der Bühnenlaufbahn zu widmen, ein. Boris' schauspielerisches, besonders gesangliches Talent schien für die Realisierung dieses Berufplanes eine Grundlage zu bieten. Seine Prüfung am Stadttheater war in musikalisch-stimmlicher Richtung erfolgreich, und nun wurde im Einvernehmen mit den Eltern eine eventuelle Ausbildung in der Heimat in Aussicht genommen. Unterdessen, ja schon vor der Bühnenprüfung wiederholten sich die alten Auftritte auch gegenüber dem neuen Erzieher. Dieser wird von Boris bestohlen, hintergangen und schließlich auch körperlich in gefährlicher Weise angegriffen. Die Aussicht auf eine bessere Zukunft, die angekündigte Selbständigkeit im frei gewählten Beruf hatte allen Erwartungen zuwider eine weitere Verschlechterung seines Benehmens zur Folge. Auch das letzte Mittel, die ihm eingeräumte Erlaubnis, bei einer kleinen, durch den Harz ziehenden Wandertruppe von Schauspielern mitzuwirken, versagte. Er war auch dort durch Diebereien und Unredlichkeiten für die Dauer unhaltbar. Da der Vater voll Ungeduld drängte und nach dem Fehlschlag der letzten Bemühungen an eine Internierung dachte, waren wir genötigt, ihm schließlich in einem wenig hoffnungsvollen Zustande nach Hause zu geben.

Meinen chronologischen Aufzeichnungen folgend, schildere ich in Kürze einige seiner Verfehlungen, die er sich bei uns zu Schulden kommen ließ, um daraus eine Art von Querschnitt für sein kriminelles Handeln überhaupt zu gewinnen.

1. Boris hat einen Zigarrendiebstahl begangen. Nachmittags Erregungszustand, ausgehend von einem kleinen harmlosen Scherz eines Kameraden. Ihm sind die Stiefel versteckt worden. Heftige

Ausfälle gegen mich, schließlich gegen die ganze Anstalt. Am Abend gesteht er mir den Zigarrendiebstahl.

2. Boris provoziert einen Auftritt mit einer Hausangestellten, reizt diese durch zudringliche Scherze, bis sie ihn ohrfeigt. Darauf tobt er und läuft aus dem Hause. Am Abend vorher hatte er mir eine größere Geldsumme zur Verwahrung übergeben, die er von seinem Bruder als Geschenk erhalten haben will. In der Nacht erst kehrt er wieder zurück. Als er sieht, daß er ungestraft bleibt, gesteht er, daß er das nur teilweise mir ausgehändigte Geld durch Unterschlagung gewonnen hat.

3. Er hat einem neu eingetretenen Zögling und Zimmergenossen eine Geldtasche mit Inhalt genommen. Von dem Geld kauft er Zigaretten und Leckerbissen. Der auf ihn sich lenkende Verdacht wird energisch abgewiesen. Als man ihn fast überführt hat, rennt er davon, fährt in die Umgebung, kommt erst am Abend wieder, ist dann reumütig und geständig in allem, wünscht sich Prügel und strengere Behandlung.

4. In der Irrenanstalt: Er nimmt einem Patienten derselben Abteilung eine Brieftasche mit Geld. Der Verdacht kann sich nur auf ihn lenken, doch ist man absichtlich zurückhaltend. Drei Tage später wird seine Unruhe größer. Er meldet dem taghabenden Arzte, ihm seien fünf Mark gestohlen worden, die er von einem anderen Kranken einer anderen Station geliehen habe. Dann teilt er später demselben Arzte heimlich mit, er habe das Geld im Garten gefunden. Als ihm darauf auf den Kopf zugesagt wird, daß er von dem Gelde spreche, das er selbst entwendet habe, gibt er es fast weinend zu. Gefragt, warum er zuerst einen so durchsichtigen Schwindel begangen hätte, da man doch wußte, daß er gar kein Geld bei sich trage, meint er, er hätte gewollt, daß sein Diebstahl herauskomme. Er mache das in der Verzweiflung immer so.

Eine sehr beträchtliche Anzahl ähnlicher Vorfälle nahmen einen verwandten Verlauf, wenn auch natürlich der Wert der genommenen Gegenstände ein ganz verschiedener war. Es ist in jedem Fall bezeichnend, daß sich nach dem Delikt ein innerer Druck entwickelt, der sich eigentlich durch Geständ-

nisse zu lösen sucht. Aber die Geständnisse gelingen nur halb, sie werden durch Erzählungen vertreten, die durch plumpe Unglaubwürdigkeit auffallen oder so beschaffen sind, daß sie nahe an das wirklich Geschehene heranführen, oder der Motor des Geständniszwanges, das Strafbedürfnis treibt zu Schlimmheiten (Provokation, Aggression u. dgl.), wie sie von den schuldbewußten Kindern her bekannt sind. Nun setzt ein Kampf ein zwischen dem Wunsche nach der Bestrafung, auf die ja das Gestehen zielt, und der Furcht vor derselben. Meist wird dieser Zwiespalt zunächst zugunsten einer primitiven Fluchtreaktion entschieden. Doch das Ausweichen, wo es in den Sühneweg eingeschaltet wird, hat keine durchgreifende Spannungsänderung zur Folge. Boris muß zurückkehren, um sich durch volles Geständnis zu erleichtern. Die Strafe hat er meist selbst durch die unterwegs ausgestandenen Ängste, Hunger, Schlaflosigkeit usw. vorweg genommen. Einmal kam er ganz erschöpft in der Nacht heim, von Regen durchnäßt, abgerissen und glaubte noch immer von Kriminalisten verfolgt zu sein.

An diesem Zögling, der zu unseren schwersten und dem bisherigen Anscheine nach auch hoffnungslosesten Kriminellen gehörte, ist jene eigenartige Tatsache zu sehen, daß er im tiefsten Grunde moralischer, will sagen sozialer war, als seine manifeste Verwahrlosung es ahnen ließ und er es auch selbst von sich ahnen mochte. Gerade an dissozialen Jugendlichen dieses Typus konnte ich immer wieder bemerken, wie sie in erstaunlichem Maße die Entdeckung Freuds bestätigten, daß der Mensch nicht nur schlechter, sondern auch besser zu sein pflegt, als er es weiß.

Es war also in erster Linie mit allen Mitteln, die uns die Psychologie des Unbewußten bisher geschenkt hat, zu er-

forschen, in welcher Weise so eigenartige Erkrankungen des Gewissens zustande kommen, die letzten Endes ihre Opfer ins Kriminelle hineindrängen. Nur eine schärfere psychologische Durchleuchtung kann auch zu den geeigneten Maßnahmen führen, gleichgültig, ob man sie als pädagogische oder therapeutische bezeichnen will.

Als ich mich rückschauend um eine Klärung der Zusammenhänge in der Fehlentwicklung von Boris bemühte, stieß ich auf eine von ihm mitgeteilte Traumsituation, die mir wie in einem Brennpunkte alle auseinanderfließenden und oft gegensätzlichen Ursächlichkeiten, aus denen heraus dieses Leben zum Scheitern bestimmt war, zu sammeln schien. Der Inhalt der Szene war folgender:

Ein Herr steht vor ihm; Soll ich Ihr Vater sein oder nur Herr F. (der Name dieses wirklichen Vaters)? — Boris läuft entsetzt in die Stadt zur Mutter: Wer ist nun mein Vater — —? Du hast keinen, sagt die Mutter traurig. Vater ist der, der den Menschen schafft und erzieht. Ein Vater hat dich geschaffen, der andere erzogen, du hast nur eine Mutter. — B. ist empört, dann weint er, fühlt, daß er stirbt. Die Mutter erschießt sich. B. wacht entsetzt auf.

Deutlich spricht hier eine unterdrückte, aber nicht erloschene Sehnsucht nach dem wahren Vater, mit dem er sich als mit einem Betrogenen, Geschädigten eins fühlen kann. Die Tatsache, daß er in der Lebensgeschichte diesen Vater als Wüstling, Vagabunden und Durchbrenner, schließlich als einen Menschen hinstellt, „der die schrecklichsten Dinge getrieben hat“, besagt nichts gegen diese Auffassung. Im Gegenteil, sie zeigt, wie vorsichtig man mit dem Begriff der Vererbung umgehen muß. Hat nicht Boris sein eigenes Wesen sichtbar dem Bilde unbewußt nachgeformt, das der von der Mutter verstoßene Schicksalsgenosse in ihm zurückließ und

damit seinem Protest gegen den unerwünschten Nachfolger des Vaters, „diesen Herrn“ wirksamsten Ausdruck gegeben? Die Analyse spricht in solchen Fällen von einer Identifizierung. Derartige körperlich-seelische Angleichungen an die ersten Vorbilder sind ja die Zellen, aus denen sich das Gewissen aufbaut.

Daß er auch der Mutter trotz der Entschuldigungsgründe, die er ihr indirekt in der Charakteristik des Vaters zubilligt, die Trennung und die vom Kinde instinktiv gefühlten Verschleierungen und Unklarheiten vor der Ehescheidung nicht verziehen hat, zeigt deren Tod im Traum. Seine erste phantastische Lüge, die aus dem fünften, sechsten Lebensjahre stammt, wird hiedurch verständlich. Boris erzählte damals seiner Mutter, daß die Mutter eines Mitschülers gestorben sei, daß er aber die Leiche verlassen hätte, um pünktlich in der Schule zu sein. Der Vater dieses Mitschülers befände sich auf Reisen. Boris' Mutter, die mir dieses Lügenmärchen erzählte, sprach von dem Erstaunen, in das sie versetzt worden war, als sie erfuhr, daß die Geschichte vom Anfang bis zum Ende erfunden war. Ist hier nicht die Flocke verborgen, die sich später bei Boris zu einer ungeheuren Lawine phantastisch hochstaplerischer Lügengebilde auswuchs, unter der die echte, wirkliche Existenz dieses Menschen zeitweilig vollkommen verschüttet lag? Auf jeden Fall scheinen Lüge und Diebstahl in den Dienst einer geheimen und grausamen Rache gestellt zu sein, an der sich Boris' Leben schließlich selbst verbluten mußte. Auf die gleichzeitig in ihm arbeitende Tendenz zur Sühne konnte ich bereits aufmerksam machen. Gerade im Hinblick darauf möchte sich der Psychoanalytiker dagegen sträuben, bereits die erste schwere Selbstschädigung durch die Verbrennung als einen bloßen äußeren Zufall anzusehen.

Als Boris schon längere Zeit aus der Anstalt fort war und nach dem eigenen wie nach dem Berichte der Eltern sein Verhalten sogar eine vorübergehende unerwartete Wendung zum Besseren genommen hatte, hat er, der Unrast seiner offenbar unerschütterten Vergeltungssucht folgend, eines Tages eine Szene auf offener Straße hervorgerufen, die den mühsam eroberten Frieden schnell zerstörte. Er ist nach Mitteilung des Vaters wegen irgend eines geringfügigen Vorfalles aus dem Hause gelaufen. Als man ihn suchte und fand, hat er die Hilfe der Polizei gegen den Vater angerufen und diesen schlimmster Roheiten gegen sich bezichtigt. In dem Massenauflauf, der durch den Skandal zustande kam, hätte man seinen Erzählungen beinahe Glauben geschenkt und es kostete den Vater alle Mühe, die Behörde von der wirklichen Sachlage zu überzeugen.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Goethe über Fixierung und Regression

„Sie werden gestehen, daß in diesem Verfahren eines so großen Charakters durchaus etwas Problematisches liege. Aber wissen Sie, wie ich es mir erkläre? Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt, und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und wert bleiben, daß er darüber wie verblendet ist, und er das Fehlerhafte daran nicht einsieht. So wollte denn Peter der Große das liebe Amsterdam seiner Jugend in einer Hauptstadt am Ausflusse der Newa wiederholen; so wie die Holländer immer versucht worden sind, in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen."

Goethe zu Eckermann am 12. April 1829

Erkenntnis

Soweit die Seele alle Dinge als notwendige erkennt, soweit hat die Seele eine größere Macht über die Affekte oder leidet weniger von ihnen.

Spinoza
(„Ethik")

Es ist eine schauderhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch mit Bewußtsein auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Übergänge sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel!

Goethe
(„Wilhelm Meisters Lehrjahre")

Wissend reinigt sich der Leib; mit Wissen versuchend erhöht er sich, dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe, dem Erhöhten wird die Seele fröhlich.

Nietzsche
(„Also sprach Zarathustra")

Symbolik bei Mörike

«Erstes Liebeslied eines Mädchens»

Was im Netze? Schau einmal!
Aber ich bin bange;
Greif' ich einen süßen Aal?
Greif' ich eine Schlange?

Lieb' ist blinde
Fischerin;
Sagt dem Kinde,
Wo greift's hin?

Schon schnellt mir's in Händen!
Ach Jammer! o Lust!
Mit Schmiegen und Wenden
Mir schlüpft's an die Brust.

Es beißt sich, o Wunder!
Mir keck durch die Haut,
Schießt's Herze hinunter!
Ob Liebe, mir graut!

Was tun, was beginnen?
Das schaurige Ding,
Es schnalzet da drinnen,
Es legt sich im Ring.

Gift muß ich haben!
Hier schleicht es herum,
Tut wonniglich graben
Und bringt mich noch um!

VERLAGSANZEIGEN

DIE ZEITSCHRIFTEN

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Offizielles Organ der
Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von M. Eitingon, S. Ferenczi, S. Radó

Jährlich 4 Hefte Lexikonoktav im Gesamtumfang von etwa 600 Seiten. Abonnement jährlich M. 28·—

Im Januar 1931 beginnt der XVII. Jahrgang

Imago

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Sándor Radó, Hanns Sachs, A. J. Storfer

Jährlich 4 Hefte Großquart im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten. Abonnement jährlich M. 22.—

Im Januar 1931 beginnt der XVII. Jahrgang

DER PSYCHOANALYSE

Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich — Herausgegeben von

A. J. Storfer

Jährlich 6 Hefte im Gesamtumfang von über 600 Seiten.
Abonnement jährlich M. 10.—

Im Januar 1931 beginnt der III. Jahrgang

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Herausgegeben von

Paul Federn, Anna Freud, Heinrich Meng, Ernst Schneider, A. J. Storfer

12 Hefte jährlich im Gesamtumfange von etwa 500 Seiten. Abonnement M. 10.—

Im Januar 1931 beginnt der V. Jahrgang

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1926

In blauem Ganzleinen M 4.—

Sigm. Freud . . . . . . Die Widerstände gegen die Psychoanalyse
Sigm. Freud . . . . . . Die „Ausnahmen"
Sigm. Freud . . . . . . Die okkulte Bedeutung des Traumes
Thomas Mann . . . . . Mein Verhältnis zur Psychoanalyse
Hermann Hesse . . . . Künstler und Psychoanalyse
Lenormand . . . . . . Das Unbewußte im Drama
F. van Eeden . . . . . Über Psychoanalyse
Hanns Sachs . . . . . . Gemeinsamer Tagtraum und Dichtung
Hanns Sachs . . . . . . Carl Spitteler †
Alfred Polgar . . . . . Der Seelensucher
Georg Groddeck . . . . Wie ich Arzt wurde und wie ich zur Abneigung gegen das Wissen gekommen bin
Theodor Reik . . . . . Psychoanalytische Strafrechtstheorie
A. Stärcke . . . . Geisteskrankheit und Gesellschaft
O. Pfister . . . . Elternfehler in der Erziehung zur Sexualität und Liebe
Vera Schmidt . . . . . Das psychoanalytische Kinderheim in Moskau
A. Aichhorn . . . . . . Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung
Siegfried Bernfeld . . . Bürger Macchiavell ist Unterrichtsminister geworden
Stefan Zweig . . . . . Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens
* * * Aus dem „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens"
S. Ferenczi . . . . . . Begattung und Befruchtung
Ernest Jones . . . . . . Kälte, Krankheit und Geburt
K. Abraham . . . . . . Über Charakteranalyse
Otto Rank . . . . . . Drei Stunden einer Analyse
P. Schilder . . . . Selbstbeherrschung und Hypochondrie
A. Kielholz . . . . . . Über Erfinderwahn

Kunstbeilagen:

Sigmund Freud (Photographie 1922).
Karikaturen von Ferenczi, Jones, Abraham, Eitingon, Bernfeld, Schilder.
Photographie der Freud-Gesamtausgabe.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1927

In gelbem Ganzleinen M 4.—

Lou Andreas Salomé . . Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds
Prof. E. Bleuler . . . . „ „ „ „ „
Stefan Zweig . . . . . „ „ „ „ „
Alfred Döblin . . . . . „ „ „ „ „
Sigm. Freud . . . . . . Vergänglichkeit
Sigm. Freud . . . . . . Zur Psychologie des Gymnasiasten
Sigm. Freud . . . . . . Psychoanalyse und Kurpfuscherei
O. Pfister . . . . Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse
M. D. Eder . . . . . . Kann das Unbewußte erzogen werden?
Th. Reik . . . . Gedenkrede auf Karl Abraham
K. Abraham . . . . . . Die Geschichte eines Hochstaplers
K. Abraham . . . . . . Über Coués Heilformel
I. Levine . . . . Psychoanalyse und Moral
G. Wyneken . . . . . . Sisyphos oder: Die Grenzen der Erziehung
L. Binswanger . . . . . Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse
Erwin Kohn . . . . . . Das Liebesschicksal Lassalles
H. Gomperz . . . . . . Sokrates und die Handwerksmeister
O. Rank . . . . Don Juan und Leporello
E. v. Sydow . . . . . . Die Wiedererweckung der primitiven Kunst
L. Jekels . . . . Zur Psychologie der Komödie
Th. Reik . . . . Zur Technik des Witzes
F. Alexander . . . . . . Zu Ferenczis Genitaltheorie
Karen Horney . . . . . Flucht aus der Weiblichkeit
E. Simmel . . . . Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf
Georg Groddeck . . . . Nicht wahr, zwei Damen . . . ?

Kunstbeilagen:

Sigm. Freud. (Nach einer Radierung von Ferd. Schmutzer.)
Porträt von Karl Abraham †.
Karikaturen von Psychoanalytikern.
Abbildungen aus „Robitsek: Der Kotillon.“

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1928

In grünem Ganzleinen M 4.–

Sigm. Freud . . . . . . Der Humor
Sigm. Freud . . . . . . Fetischismus
Lou Andreas Salomé . . Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat
Fritz Wittels . . . . . Das Sakrament der Ehe
Karen Horney . . . . . Die monogame Forderung
W. Reich . . . . Die Spaltung der Geschlechtlichkeit und ihre Folgen für Ehe und Gesellschaft
Th. Reik . . . . Das Schweigen
Th. Reik . . . . Zweifel und Hohn in der Dogmenbildung
B. Alexander . . . . . Spinoza und die Psychoanalyse
E. v. Sydow . . . . . . Primitive Kunst und Sexualität
Yrjö Kulovesi . . . . . Der Raumfaktor in der Traumdeutung
Ernest Jones . . . . . . Der Mantel als Symbol
S. Ferencz . . . . . . Über obszöne Worte
S. Ferenczi . . . . . . Sonntagsneurosen
S. Ferenczi . . . . . . Analyse von Gleichnissen
F. Boehm . . . . Bemerkungen zu Balzacs Liebesleben
F. Alexander . . . . . Ein Fall von masochistischem Transvestitismus als Selbstheilungsversuch
S. Bernfeld . . . . . . Der Irrtum des Pestalozzi
Oskar Pfister . . . . . Der Schülerberater
Anna Freud . . . . . . Die Einleitung der Kinderanalyse
Karl Landauer . . . . . Das Strafvollzugsgesetz

Kunstbeilagen:

Porträt von Theodor Reik.
Illustrationsproben aus „Sydow: Primitive Kunst und Psychoanalyse."
Porträt von S. Ferenczi.
Porträt von Siegfried Bernfeld.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1929

In rotem Ganzleinen M 4.—

Sigm. Freud	Ein religiöses Erlebnis
Th. Reik	Bemerkungen zu Freuds „Zukunft einer Illusion"
S. Bernfeld	Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung?
O. Pfister	Psychoanalyse und Metaphysik
O. Pfister	Der Schrei nach Leben und die Psychoanalyse
R. Wälder	Die Psychoanalyse im Lebensgefühl des modernen Menschen
S. Radó	Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse
Ludwig Hopf	Exakte Naturwissenschaft und Psychoanalyse
W. Eliasberg	Über sozialen Zwang und unabhängige Arbeit
M. Wulff	Ergebnisse bei einer psychiatrisch-neurologischen Untersuchung von Chauffeuren
S. Ferenczi	Gulliverphantasien
E. Hitschmann	Zur Psychoanalyse des Misanthropen von Molière
H. Deutsch	Ein Frauenschicksal — George Sand
S. Ferenczi	Anatole France als Analytiker
Codet und Laforgue	Der Salavin des Georges Duhamel
F. Lehner	Der Einbruch der Psychoanalyse in die französische Literatur
R. Sterba	Zum dichterischen Ausdruck des modernen Naturgefühls
F. Wittels	Rache und Richter
H. Piutti	Identifizierung eines zehnjährigen Knaben mit der schwangeren Mutter
O. Fenichel	Beispiele zur Traumdeutung
H. Meng	Das Problem der Onanie von Kant bis Freud

Kunstbeilagen:

Porträt von Oskar Pfister.
George Sand. (Nach einer Zeichnung von L. Calamatta).

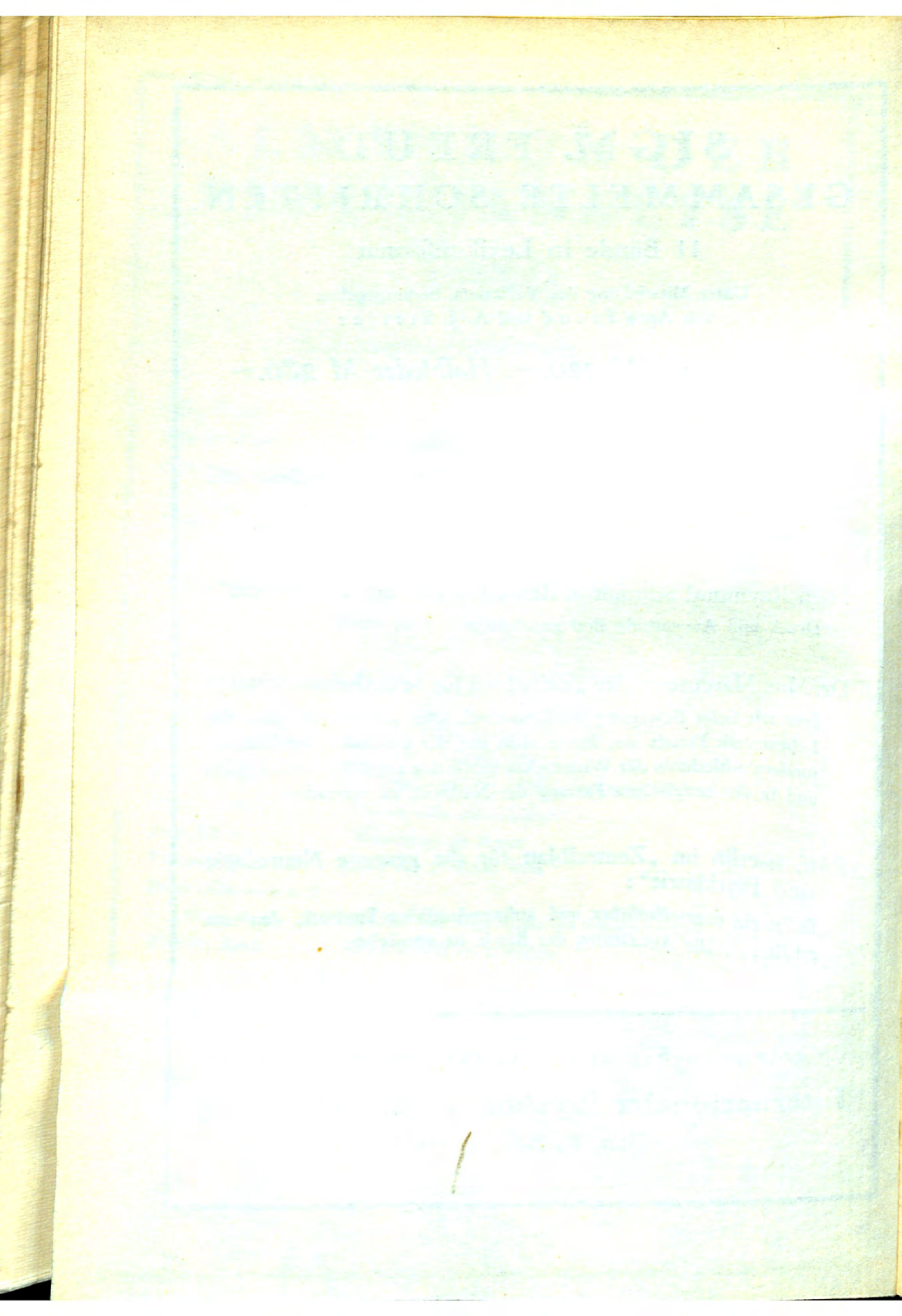
ALMANACH DER PSYCHOANALYSE 1930

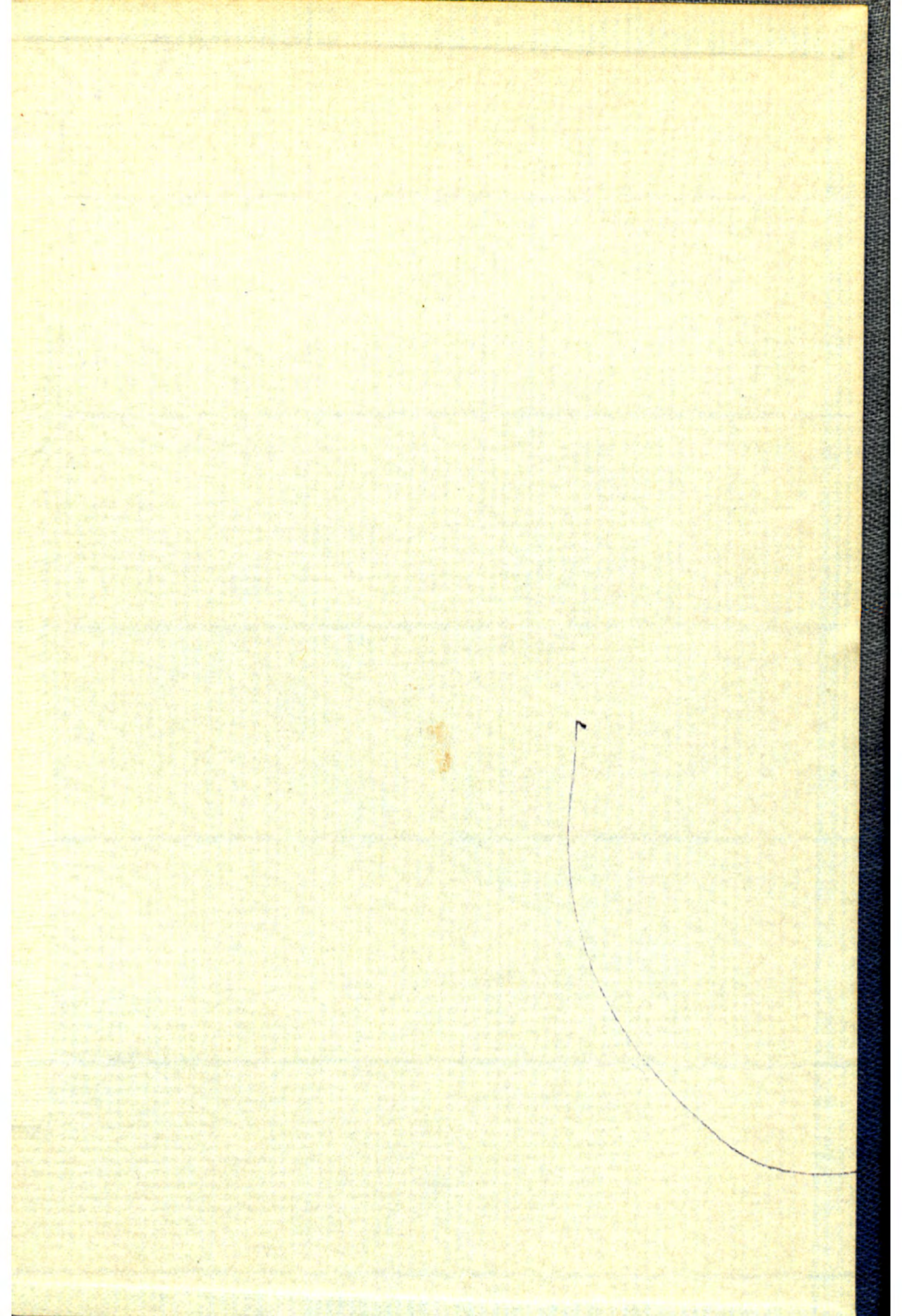
In braunem Ganzleinen M 4.—

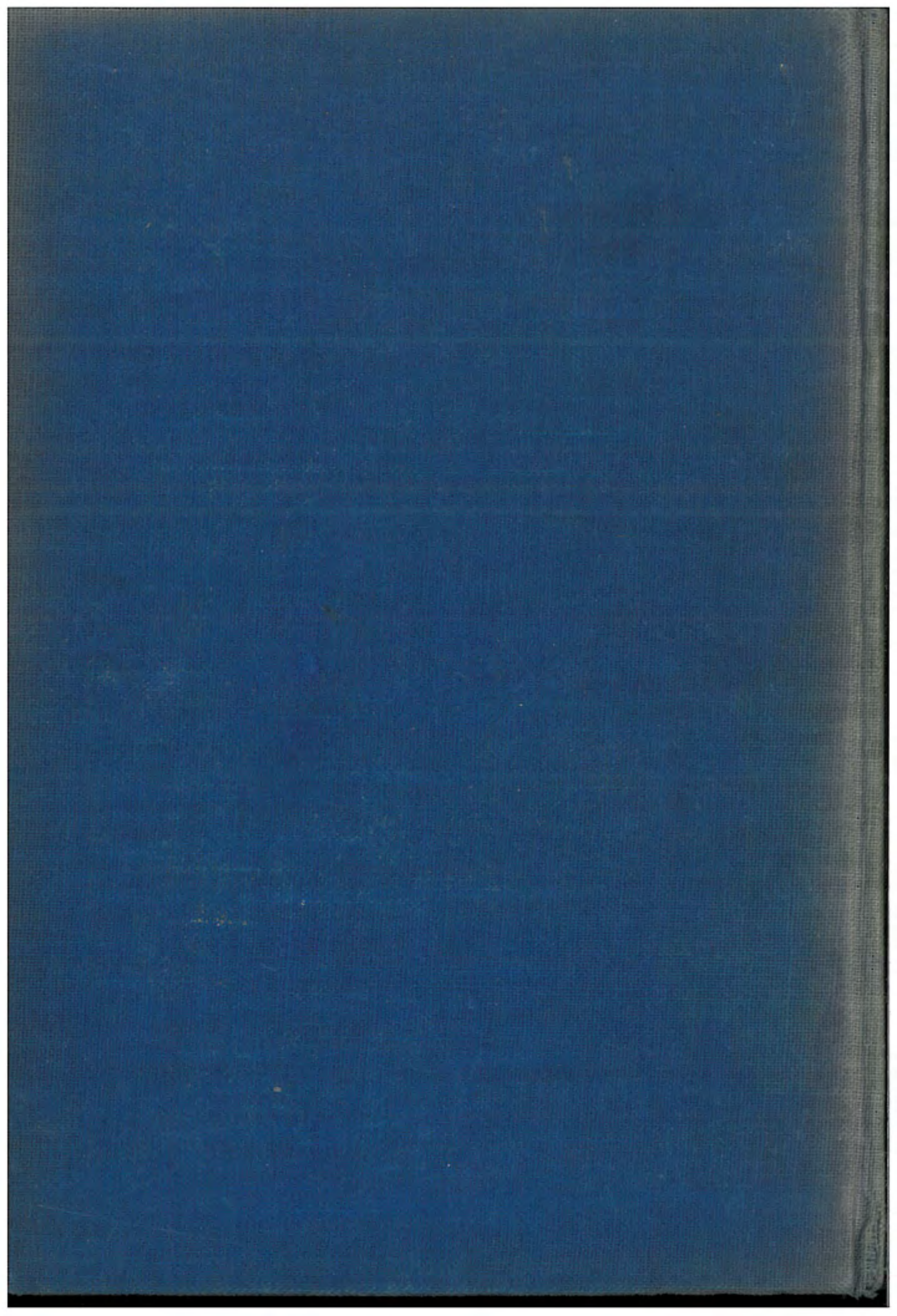
Sigm. Freud . . . . . . Dostojewski und die Vatertötung
Theodor Reik . . . . . Freuds Studie über Dostojewski
Friedrich Eckstein . . . Das Unbewußte, die Vererbung und das Gedächtnis im Lichte der mathematischen Wissenschaft
Hanns Sachs . . . . . . Kunst und Persönlichkeit
Albrecht Schaeffer . . . Geschichte eines Traumes
Editha Sterba . . . . . Der Schülerselbstmord in André Gides Roman „Die Falschmünzer"
André Gide . . . . . . Der Selbstmord des Knaben Boris
* * * . . . . . . „Kinder können furchtbar schweigen . . ." (Episoden aus der Kindheit eines Proletariermädchens)
Heinrich Meng . . . . . Sexualpädagogik und Psychoanalyse
Fritz Wittels . . . . . Kindweib, die große Mode
Karl Landauer . . . . . Zur psychosexuellen Genese der Dummheit
Ernest Jones . . . . . . Die englische „Schicklichkeit"
Joan Riviere . . . . . Weiblichkeit als Maske
Theodor Reik . . . . . Über den zynischen Witz
Franz Alexander und Hugo Staub . . . . Ein Fall von Kleptomanie aus Schuldgefühl
Wilhelm Reich . . . . . Die Dialektik im Seelischen

Kunstbeilagen:

Porträt André Gide.
Porträt Ernest Jones.







ALMA
NACH

1931

I·P·A·V·

Almanach der Psychoanalyse

1931